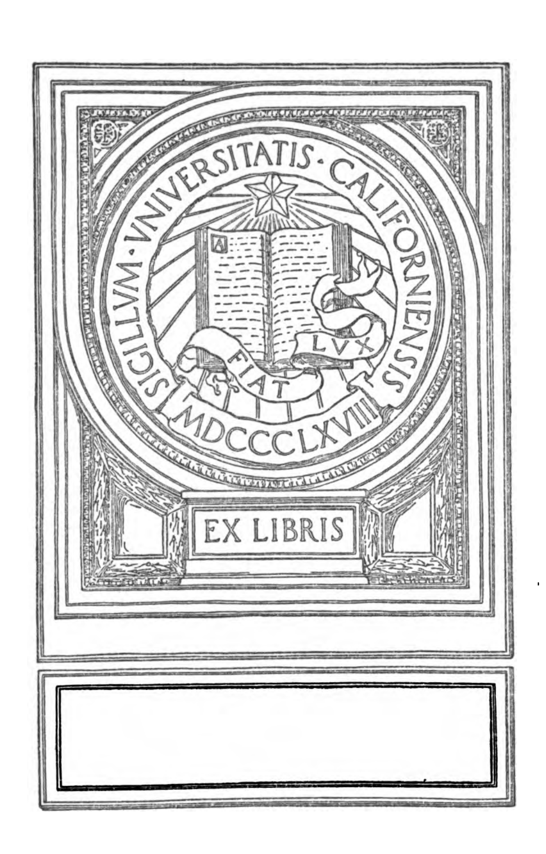


König Karl von Rumänien

Paul Lindenberg






SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

König Karl von Rumänien.

Von

Paul Lindenberg.

Mit einer Heliogravüre und 180 Illustrationen.

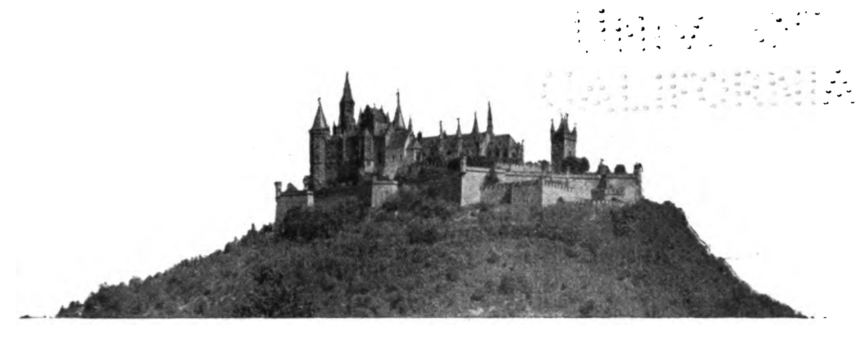
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.



BERLIN 1908.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsverzeichnis.



Burg Hohenzollern.

I.

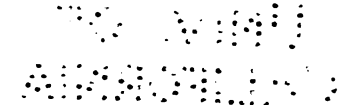
Jugend- und Jünglingsjahre.

Die Hohenzollern. — Hohenzollern-Sigmaringen. — Prinz Karl von Hohenzollern. — Die Großeltern und Eltern. — Die Jugendjahre des Prinzen. — Das Jahr 1848. — Fürst Karl Anton von Hohenzollern, sein deutsches Wesen und Wirken. — Die Abdankung. — Prinz Karl in Dresden. — Das Offiziersexamen. — Bei der Garde-Artillerie. — Der junge Prinz. — Trennung von der Schwester Stephanie. — Fürst Karl Anton als Minister-Präsident. — Militärdienst und Reisen des Prinzen. — Besuch von Algier und Paris. — Im II. Garde-Dragoner-Regiment. — Der Feldzug 1864. — Als Ordonnanz-Offizier beim preußischen Kronprinzen. — Innige Freundschaft. — Wieder in Berlin. — Das Jahr 1866 bricht an.



Allweg gut Zolre!

Es ist ein kerndeutsches, ritterliches Geschlecht, jenes der Hohenzollern, deren Stammburg fest und erhaben von waldumgebenen, hochragenden Bergesgipfeln der Rauhen Alb auf fruchtbare Auen herabschaut, ein treues Abbild jener unerschrockenen und zielbewußten Helden, die jahrhundertelang hier herrschten und für Kaiser und Reich oft die blinkenden Schwerter zogen, denn ihr Wappenspruch: „Allweg gut Zolre", er bedeutete zugleich: „Allweg gut Deutsch".



Wo die ersten Herren von Zollern gesessen, ist nicht nachzuweisen; wir wissen nur, daß es ein altes, angesehenes, wahrscheinlich dem Schwäbischen Herzogshause der Burchardinger entstammendes Geschlecht ist, dessen Mitglieder, soweit man überhaupt die Spuren verfolgen kann, sich stets in Krieg und Frieden hervorgetan und von denen so manche den Heldentod erlitten für des alten Deutschen Reiches Herrlichkeit. Geschichtlich bekundet treten im Jahre 1061 zwei Grafen von Zollern auf, Burkardus und Wezilo. Der Stamm des letzteren erlosch bald; der des ersteren trieb viele Reiser, die wiederum mehrere Linien bildeten. Ein hochstrebender, pflichtbewußter Herr, Friedrich III., ward Burggraf von Nürnberg und Stammvater der fränkischen (späteren preußischen) und schwäbischen Linie. Die Sprossen der letzteren saßen auf dem „hohen Zolre", den bereits zu Anfang des 11. Jahrhunderts eine stattliche Burg krönte, von der freilich nur wenig in den von König Friedrich Wilhelm IV. angeregten und eifrig geförderten Neubau übernommen ward. Am 3. Oktober 1867 fand in Gegenwart König Wilhelm I., des Kronprinzen und des Fürsten Anton von Hohenzollern, sowie vieler Mitglieder des Hohenzollernhauses die feierliche Einweihung der Burg statt. Einen kühnen Flug hatte der Zollernaar genommen, an der Ost- wie Nordsee horstete er, und selbst in fernem Lande, in Rumänien, hatte ein stolzer Sproß, Fürst Karl von Hohenzollern, sich bereits ernste Geltung verschafft. Erfüllt war der Spruch, der über dem Adlertor der Burg eingemeißelt:

„Vom Fels zum Meere weht der Zollern Fahne,
Und auch die blaue Salzflut grüßen ihre Farben." —

Jene schwäbische Linie, von der eben gesprochen wurde, zergliederte sich wiederum in zwei fürstliche Zweige, Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, von denen die erstere erloschen, die zweite sich aber desto

größerer Blüte erfreut. Der Stammsitz derselben wurde das traulich-anheimelnde Sigmaringen mit dem stattlichen Fürstenschlosse, von dem jederzeit ein reicher Quell deutschen Lebens und Strebens entflossen. Auf mäch-



tigen Felsen türmt sich oberhalb der Donau das Schloß auf, ein gewaltiger, trutziger Bau, dem man ansieht, daß er nicht einheitlichem Plan entsprungen, und daß oft auf lange Zwischenräume, in denen die Besitzer zum Schutze des deutschen Bodens das Schwert gezogen, schaffensfrohe Perioden folgten; aber alles trägt den Stempel des Echten und Rechten, des Braven und Mannhaften. Und nicht nur von einem tapferen Geschlecht künden diese

Zinnen und Räume, auch von einem kunstfreudigen; sind doch die Kunst-, Waffen- und Altertumssammlungen erlesenster Art mit tiefer Liebe und fördersamem Verständnis, hauptsächlich vom 1885 verstorbenen Fürsten Karl

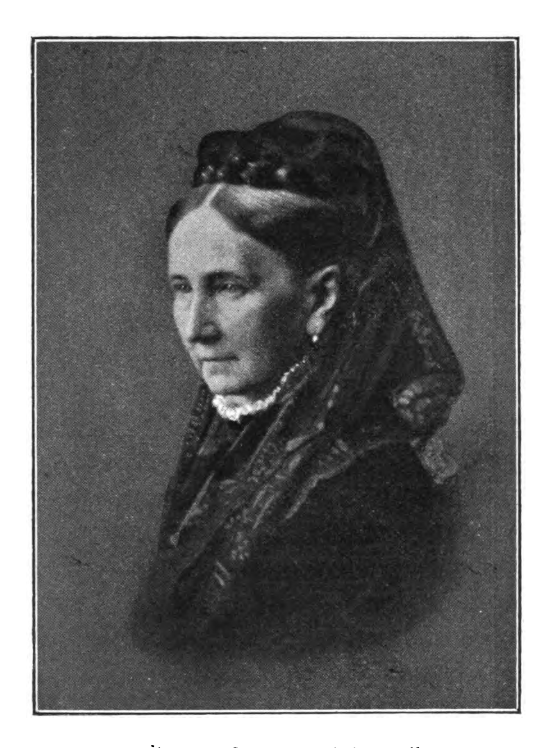


Fürst Karl Anton von Hohenzollern.

Anton von Hohenzollern und dessen Sohne Leopold, zusammengebracht.

„Was ist denn das dort für ein altes Nest?“ soll der erste Napoleon gefragt haben, als er das altersgraue Sigmaringer Schloß erblickte, und als Antwort soll ihm erklungen sein: „Sire, es ist der Horst des Schwarzen Adlers“. Seltsamer Zickzack der Weltgeschichte, denn enge Familienbande verknüpften später diese Hohen-

zollernlinie mit der Familie Napoleons, und der dieser Verbindung entstammende Erbprinz Leopold ward 1870 die unschuldige Ursache zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges und zur Zertrümmerung des zweiten



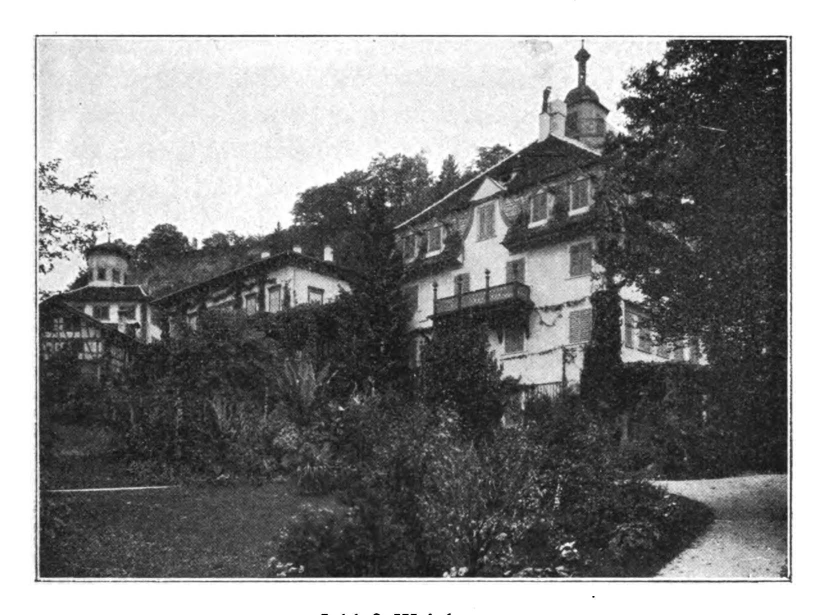
Fürstin Josefine von Hohenzollern.

Kaiserreichs. Die Adoptivtochter des ersten französischen Kaisers, Stephanie von Beauharnais, wurde die Gemahlin des Kurprinzen, späteren Großherzogs Karl Ludwig Friedrich von Baden, und ihre Tochter Josefine vermählte sich mit dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, mit ihm die glücklichste Ehe führend. Letzterer entsprossen vier Söhne, die Prinzen Leopold, Karl, Anton und Friedrich, sowie zwei Töchter, Stephanie und Marie.

Der zweite dieser Söhne, Prinz Karl, wurde am 20. April 1839 in Sigmaringen geboren. Sein Großvater, der regierende Fürst Karl, hob ihn aus der Taufe und gab ihm seinen Namen, der eng verbunden ist mit jenen der glänzendsten Vertreter dieses Fürstenhauses. Es war damals noch ein partriarchalisches Regiment; Fürst Karl war ein strenger Herr und sah auf sorgsam geregelte und engumschriebene Familiendisziplin, nicht minder auf das Einhalten höfischer Etikette. Ganz anders geartet war sein Sohn, der Erbprinz Karl Anton, der den Geist der neuen Zeit verstand und ihm damals wie fernerhin in jeder Beziehung Rechnung trug. Er war ein Fürst im besten Sinne des Wortes, ein ganzer, ein treuer deutscher Mann, dessen Denken und Fühlen, Trachten und Handeln immerdar dem großen Vaterlande gegolten, dem er die wichtigsten Dienste geleistet. In seiner Gemahlin Josefine hatte er die aufopferungsvollste, gleich ihm echt deutsch empfindende Lebensgefährtin gefunden. ‚Mild und weich‘, so wird sie uns von unterrichteter Seite geschildert, ‚immer voller Sorge um jeden einzelnen ihrer Lieblinge, immer bangend, sowie sie ferne von ihnen war, immer Gnade für Recht ergehen lassend, sobald eines ihrer Kinder sich in etwas verfehlt hatte; von tiefster Frömmigkeit und doch nie frömmelnd, wirkte sie durch ihre Selbstlosigkeit und erwarb sich überall Liebe und Verehrung. Freudig ordnete sie sich ihrem Gatten unter und schaute in frauenhafter Hingebung zu ihm auf, während er sie fast väterlich zu schützen und zu behüten suchte.‘ Etwas mädchenhaft Zartes, etwas graziös Schüchternes haftete ihr stets an, und bis zu ihren späten Jahren ging ein eigentümlicher Zauber von ihr aus, der ihr aller Herzen gewann.

So war die Familie beschaffen, in welcher Prinz Karl aufwuchs und welche ihm für das ganze weitere Leben leuchtende Vorbilder bot. Der ernste, gemessene, haushälterische und ordnungsliebende Großvater, der ziel- und

pflichtbewußte, stets groß denkende und handelnde, für Künste und Wissenschaften lebhaft interessierte Vater, der an Preußens aufstrebender Politik tätigsten Anteil nahm, die sorgsame, immerdar um die Ihren bemühte, tief innerlich empfindende gütige Mutter, deren ganzes Sein dem Wohlergehen des Gemahls und der Kinder ge-



Schloß Weinburg.

widmet war. Es ging still und gemessen im fürstlichen Haushalt zu, und an lärmenden Zerstreuungen, wie es an anderen Fürstenhöfen vielfach der Brauch, fehlte es gänzlich. Prinz Karl war ein zartes Kind; die jugendliche Lebhaftigkeit wurde oft gemildert durch eine gewisse Ruhe, die sich schon früh in seinem Wesen zeigte. Von zierlicher Gestalt und fast mädchenhaftem Aussehen, mit leicht gewelltem dunklem Haar, erfreute er sich doch stets einer kräftigen Gesundheit und tummelte sich mit seinen Geschwistern in lustigen Jugendspielen umher

bald in Sigmaringen verweilend, bald in den Sommerschlössern Inzighofen und Krauchenwies, gelegentlich zu Besuch bei seinen Großmüttern, jener schon erwähnten Stephanie, in Umkirch bei Freiburg im Breisgau, wo sie die liebenswürdigste Gastfreundschaft ausübte, oder auch bei der Großmutter väterlicherseits, Antonia Maria, die,



Blick von Schloß Weinburg auf Rheineck und Watzenhausen.

eine geborene Prinzessin Murat und Bruderstochter des glänzenden Marschalls und Königs von Neapel, der mit der jüngsten Schwester des ersten Napoleon vermählt gewesen, gleichfalls französischer Abstammung war, auf der Weinburg, der lieblich am Einfluß des Rheins in den Bodensee gelegenen großväterlichen Besitzung in der Schweiz. Hier, an den blauen Fluten des Schwäbischen Meeres, mag sich die empfindsame Seele des Knaben mit voller Freude der Natur erschlossen haben, die sich ihm

in der friedsamen Landschaft auf das schönheitsvollste zeigte, an geschichtlicher Stätte mit dem weiten Blick auf fruchtbare Ebenen und die ferne Kette der schneegekrönten Alpen. Früh schon äußerte sich bei dem Knaben ein reger Sinn für die Schönheiten der Natur, die er in stiller Träumerei in sich aufnahm und die ihm bereits in jugendlichem Alter viel reichere und stärkere Eindrücke gewährten, als es sonst bei Kindern der Fall. Seine, wie die erste Erziehung seiner beiden ältesten Geschwister, des Prinzen Leopold und der Prinzessin Stephanie, sowie seines zwei Jahre jüngeren Bruders, Prinzen Anton, leitete eine französische Bonne, Mademoiselle Picard, die sich in hohem Grade das Zutrauen der Kinder erwarb, gleich dem geistlichen Rat Emele, welcher die Prinzen in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtete.

Die stürmischen Ereignisse von 1848 schlugen auch im Hohenzollernschen Fürstentum ihre Wellen, und Fürst Karl Anton, tief verstimmt über den jähen politischen Umschwung, übertrug am 28. August 1848 die Regierung seinem Sohne Karl Anton, der bereits im Frühling des Jahres, als Vertreter des Landesherrn, den Bewohnern des Fürstentums wichtige materielle Erleichterungen gewährt und viele politische Forderungen der neuen Zeit aus eigenstem Antriebe erfüllt hatte. Trotzdem ergriff die von Frankreich eindringende revolutionäre Bewegung auch die Hohenzollernschen Lande, es war eine ernste und ereignisvolle Zeit, in der der junge Prinz Karl seinem Vater schrieb, „daß es so schwer wäre, Fürst zu sein“. Aus Rücksicht auf die Sicherheit der Seinen verließ Fürst Karl Anton mit seiner Familie Ende September Sigmaringen, doch nur zwei Wochen währte die Abwesenheit, bereits im Oktober war die Ruhe wiederhergestellt. Aber wenige Monde später, im Frühling 1849, wiederholten sich die erregten Begebnisse, da die Badische Bewegung sich auch auf Hohenzollern ausdehnte, das von Truppen entblößt

war, sodaß es der Fürst für das Beste hielt, seine Kinder nach der Weinburg auf Schweizer Gebiet zu senden. Fürst Karl Anton, dessen weiter staatsmännischer Blick die Unzulänglichkeit bestimmter souveräner Bevorzugungen und Überlieferungen in Deutschlands Zwergstaaterei, die in starkem Gegensatz standen zu dem allgemeinen Umschwung der gärenden neuen Zeit, erkannt hatte und welcher der unbedingten Überzeugung war, daß die Wiederherstellung Deutschlands nur von Preußen ausgehen könne, brachte am 7. Dezember 1849 einen schon seit langem gehegten und reiflich erwogenen Plan zur Ausführung, indem er durch Staatsvertrag die Souveränität über sein Fürstentum an die Krone Preußens übertrug und seine Truppen des ihm geleisteten Fahneneides entband; der junge Prinz Karl, in der Hohenzollernschen Kadettenuniform, wohnte mit seinem älteren Bruder diesem bedeutsamen Ereignis bei.

Die feierliche Übergabe des Fürstentums fand am 12. März des nächsten Jahres statt, der am 20. April die Abdankung folgte, und die hierbei gesprochenen innigen Worte der Abdankungsurkunde des Fürsten Karl Anton erweckten weit über Preußen hinaus ein starkes Echo, da zum ersten Male mit männlichem Freimut und mit freiwilliger Aufgebung aller ererbten wichtigen Rechte ein hochherziger deutscher Fürst für den Einheitsgedanken Deutschlands eintrat; heißt es doch darin: „Vor allem aber liegt Mir ob darzutun, daß Ich nicht etwa deswegen der Regierung entsage, weil Mir die Erfüllung der Forderungen der Neuzeit schwer falle, oder weil die auch in Meinem Lande vorgekommenen anarchischen Bestrebungen die Last des Regierens unerträglich machen, sondern bloß deswegen, weil Ich einen Schritt vorwärts tun wollte zur Beförderung dessen, was dem großen deutschen Vaterlande not tut und Meinem Volke frommt, einen Schritt vorwärts

auf der Bahn zur Einheit, zur Größe, zur Macht Deutschlands. Mit einem großen Staate mußte mein Land in Verbindung treten, eine mächtige



Kunstsaal im Schlosse zu Sigmaringen.

Waffenhalle im Schlosse zu Sigmaringen.

Hedinger Kirche und Mausoleum zu Sigmaringen.

Ahnengalerie im Schlosse zu Sigmaringen

Hand mußte die Zügel meiner Regierung ergreifen, wenn Volksglück hier heimisch werden sollte. Diese Ansicht hatte ich längst als Wahrheit erkannt, auch habe ich sie nicht gefaßt unter dem vorübergehenden Eindruck stürmischer Tage; ich bin ihr treu geblieben auch bei vielen rührenden Beweisen fester Anhänglichkeit, klarer Erkenntnis der Sachlage und aufrichtiger Liebe, die mir bis in die letzte Zeit meiner Regierung von vielen — und ich darf es mit Stolz sagen — von den Besten meines Volkes geworden sind. Auch nicht der leiseste Anflug eines bitteren Gefühles ist es, der mich beim Scheiden von meinem Volke befallen könnte; ich bin stolz, meine Pflicht erfüllt zu haben, solange ich die Regierung meines Staates führte, und sie zu erfüllen, indem ich die Regierung niederlege. Soll der heißeste Wunsch meines Herzens, soll das Verlangen aller wahren Vaterlandsfreunde erfüllt werden, soll die Einheit Deutschlands aus dem Reich der Träume in Wirklichkeit treten, so darf kein Opfer zu groß sein; ich lege hiermit das größte, welches ich bringen kann, auf dem Altar des Vaterlandes nieder! Möge mein Volk glücklich sein unter dem neuen mächtigen Herrscher, möge es Wohlstand und ungetrübtes Glück finden in dem engeren Verbande mit jenem großen deutschen Lande, dessen ruhmgekröntes Regentengeschlecht mit dem schwäbischen Hohenzoller zugleich den Ursitz seiner glorreichen Wiege wiederfindet, und welches schützend und schirmend in die ihm freiwillig dargebotene Erbschaft großmütig eintritt. Keinen andern Wunsch kennt mein Herz in der Stunde des Scheidens; es ist erfüllt von dem Andenken an die, welche mich geliebt haben, und deren Liebe auch in der Zukunft mein bleiben wird, vor allem von dem Gefühle der Dankbarkeit gegen diejenigen, die, mit wahrer Liebe meinem Volke zugetan, auch mir treu geblieben in schweren Stunden drohender Gefahr. Für einen Gedanken an die, die mich verfolgt und geschmäht,

die den Wunsch meines und der Meinigen Untergangs in verbrecherischem Gemüte getragen, ist in dieser feierlichen Stunde in meinem Geist kein Raum. Ihnen sei verziehen und vergessen. Dies mein letztes fürstliches Wort! Möge der Himmel den hohen Herrscher, meinen königlichen Herrn, erleuchten, in dessen Hand ich die Geschicke meines Volkes lege; möge das Volk, das ich einst mit warmer Liebe „mein" genannt, glücklich sein."



Prinz Karl im sechsten Lebensalter (1845).

Der Vertreter König Friedrich Wilhelm IV., Oberceremonienmeister Freiherr von Stillfried-Kattowitz, betonte bei dieser Gelegenheit, daß nur der ausdrückliche Wille des Fürsten von Hohenzollern den König allein zum

Abschluß des Staatsvertrages hätte bewegen können! „Dieser Vertrag sei eine deutsche Tat, und die deutsche Geschichte werde dieselbe verewigen!" Des weiteren hob der Abgesandte hervor, daß im Augenblicke der Besitzergreifung von seiten Preußens, der Vereinigung dieser Lande mit dem größten norddeutschen Staate, der König nicht minder der Welt zeigen wolle, wie wert ihm seine Stammverwandten seien, und es nicht nur den Fürsten von Hohenzollern Schutz und Schirm in Haus und Gütern, sondern auch die ehrenvollste Stellung im preußischen Staate für nun und immer gewähren wolle. In einem Handschreiben des Königs erteilte letzterer dem Fürsten von Hohenzollern das Prädikat Hoheit, garantierte ihm den Rang eines souveränen deutschen Bundesfürsten, verlieh ihm die Vorrechte der nachgeborenen Prinzen des Königlich Preußischen Hauses und das Recht, den Hohenzollernschen Hausorden auch ferner zu verleihen.

Das Jahr 1850 war für den Prinzen Karl insofern noch ein wichtiges, als er im Sommer in Ostende die erste Begegnung mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm, dem späteren Kaiser Friedrich, hatte, mit welchem ihn dereinst die treueste Freundschaft verbinden sollte. Wenn sich zunächst der Altersunterschied auch noch geltend machte, so soll der um acht Jahre ältere Friedrich Wilhelm schon damals dem stammverwandten jugendlichen Vetter die freundlichsten Sympathien entgegengebracht haben.

Bald danach begannen die eigentlichen Lernjahre für den Prinzen Karl und seinen jüngeren Bruder Anton, die mit ihrem Erzieher nach Dresden übersiedelten, welche Stadt der fürstliche Vater ausgesucht, weil sie, gesund und schön gelegen, vielfältige Anregung und infolge tüchtiger Lehrkräfte die erwünschten Hilfsmittel für Erziehung und Unterricht bot. Die beiden jungen Prinzen weilten, damit sie den höfischen Zerstreuungen entzogen

würden, als Barone von Straßberg in der sächsischen Hauptstadt, aber später ergaben sich doch nähere Beziehungen zu dem verwandten königlichen Hofe und auch herzliche Freundschaftsbande verknüpften sie mit Altersgenossen. Der Erzieher hatte seine Aufgabe streng erfaßt und stellte große Anforderungen an seine Zöglinge. Von dem demokratischen Zuge der Zeit war auch er durchdrungen, denn er prägte den Prinzen ein, daß sie sich viel Mühe geben müßten, damit die Menschheit ihnen vergäbe, daß sie als Prinzen geboren seien; eine Lehre, die gerade vom Prinzen Karl in ihrem Kern sehr ernst aufgenommen ward und für welche er nachdenkliches Verständnis zeigte.

Der Aufenthalt in Dresden währte bis zum Jahre 1856. Er wurde unterbrochen durch die Ferienreisen zu den Eltern, die 1852 nach Düsseldorf übergesiedelt waren, wo Fürst Karl Anton das Kommando der 14. Division übernommen hatte, sowie durch sommerliche Erholungsausflüge und Besuche der Großeltern, die Schloß Bistritz in Böhmen bewohnten. Mit den fernweilenden Geschwistern stand Prinz Karl in regstem brieflichem Verkehr und war stets bemüht, ihnen wie den Eltern Überraschungen zu den Festen zu bereiten. Wie eng und treu die Familie zusammenhielt, ging daraus hervor, daß Prinzessin Stephanie einst den Geschwistern vorgeschlagen, sich untereinander keine Weihnachtsgeschenke zu machen, um für das so erübrigte Geld der geliebten Mutter, die öfter leidend war, eine besonders schöne Gabe zu spenden.

Nach Abschluß der Dresdener Studien hegte Prinz Karl den Wunsch, in Münster die Portepee-Fähnrichsprüfung abzulegen, wozu er als Mitglied des Hohenzollernhauses nicht verpflichtet gewesen, und Fürst Karl Anton, erfreut über diesen gewissenhaften Charakterzug seines Sohnes, ersuchte die Prüfungskommission, keinerlei Rücksicht walten zu lassen, sondern den Prinzen genau so zu behandeln und zu prüfen, wie jeden andern. Vier Tage

währte das Examen, dem der Prinz nicht ohne Besorgnis entgegengesehen und das ihm manch bange Stunde bereitet, da er ja noch nie zuvor geprüft worden war, das er aber mit „Gut“ bestand.

Hier zeigte sich bereits die Selbständigkeit seines Wesens und das mit einem gewissen Ehrgeiz verbundene Streben, alles sich selbst zu verdanken und nicht bestimmten Vorzügen der Geburt. Daß er den Hohenzollern angehörte, hat ihn stets mit durchaus gerechtfertigtem Stolz erfüllt, aber gerade deshalb wollte er aus eigener Kraft sich seine Stellung und infolge seines Wissens und seiner Fähigkeiten den Platz erringen, den andere Fürsten als ihnen selbstverständlich zustehend betrachten. Die erklärt uns vieles in der Sinnesart des jungen Prinzen, wie in der späteren Entwicklung des Fürsten und Königs, der an sich stets die höchsten Anforderungen stellte und in seiner soldatischen Einfachheit wiederholt betonte: „Was der Mensch selbst tun kann, soll er nicht von einem andern tun lassen.“

Zur Belohnung für das bestandene Examen und die vorangegangene angestrengte Arbeitszeit sandte Fürst Karl Anton seinen Sohn nach der Schweiz und nach Ober-Italien, wobei der Prinz in Begleitung seines Gouverneurs große Gebirgstouren unternahm und die Erhabenheit der Alpenwelt, die Lieblichkeit der italienischen Seen und die schönheitsfreudigen, an denkwürdigen Überlieferungen reichen Stätten italienischer Kunst und vergangenen Prunkes, Venedig, Mailand und Genua, mit jugendlicher Begeisterung kennen lernte.

Am 1. Januar 1857 wurde Prinz Karl zum Seconde-Leutnant à la Suite des Garde-Artillerie-Regiments, welche Waffe er sich als die interessanteste ausgesucht, ernannt, trat aber zunächst nicht in die Front ein, da er sich erst in der Festung Jülich mit dem praktischen Dienst vertraut machte, die Handhabung der Geschütze erlernend

und eifrig hantierend mit Wischer und Hebebaum, so daß er bei einem Vorexerzieren am Geschütz vor seinem Vater trefflich abschnitt. Auch als gewandter Turner und sicherer Reiter bewährte er sich und konnte sich bereits in Jülich in der schweren Kunst üben, als Prinz den Mittel-



Prinz Karl als Seconde-Leutnant im Garde-Artillerie-Regiment (1857).

punkt einer größeren Geselligkeit zu bilden und gut auszufüllen. Seit seinem Eintritt in die Armee war ihm Hauptmann von Hagens als Militärgouverneur beigegeben worden, ein pflichttreuer, begabter Offizier, der, dem Prinzen herzlich zugetan, sich überzeugt hatte von der Wahrheit jener eindringlichen Worte über Prinzenerziehung, die einst Goethe an Frau von Stein gerichtet nach seinen Erfahrungen am Meininger Hofe: „Die Hofmeister junger

Fürsten, die ich kenne, vergleiche ich Leuten, denen der Lauf eines Bachs in einem Tal anvertraut wäre, es ist ihnen nur drum zu tun, daß in dem Raum, den sie zu verantworten haben, alles fein stille zugehe, sie ziehen Dämme quer vor und stemmen das Wasser zurück, zu einem feinen Teiche; wird der Knabe majorenn erklärt, so gibt's einen Durchbruch und das Wasser schießt mit Gewalt und Schaden seinen Weg weiter und führt Steine und Schlamm mit fort. Man sollte wunder denken, was es für ein Strom wäre, bis zuletzt der Vorrat ausfließt und ein jeder zum Bache wird, groß oder klein, hell oder trüb, wie ihn die Natur hat werden lassen, und er seines gemeinen Weges fortfließt." Hauptmann von Hagens suchte in keiner Weise die Eigenart des Prinzen zu beeinträchtigen, aber er war bestrebt, ihn zu eigener Selbständigkeit zu entwickeln und ihm das Verständnis zu erschließen für die realen Dinge des Lebens. Den Prinzen zu warnen vor Überschreitungen der gezogenen Grenzen und vor den Gefahren des großstädtischen Lebens, war nicht vonnöten; mit warmem, mitfühlendem Herzen und einem reichbewegten Innenleben war er nach außen hin bescheiden-zurückhaltenden Wesens und hatte volles Verständnis für einen andern Ausspruch Goethes, der in einer Kontroverse mit Herder über das Ziel der Fürstenerziehung bemerkt hatte, daß auch das Übermaß des Guten zum Fehler werden könne, und hinzusetzte: „Ist es denn nicht mit jeder Leidenschaft dasselbe, in der die Mächtigen und Reichen einen höheren und stärkeren Genuß des Lebens suchen! Hunde, Pferde, Jagd, Spiel, Feste, Kleider und Diamanten, was für Kapitale von Barschaft stecken darin und was für Interessen von Zeit und Geld zehren sie nicht auf, ohne die Seele zu erheben, das doch die Gaben der Musen um billigeren Preis gewähren." —

Wie Fürst Karl Anton über die fernere Erziehung seines Sohnes, die er noch nicht als abgeschlossen be-

trachtete, dachte, geht aus den Wünschen hervor, welche er für Hauptmann von Hagens, der den Prinzen im Frühling 1857 nach Berlin begleitete, schriftlich niedergelegt: „Erhaltung und Erhärtung des religiösen Gefühls, jedoch ohne Ostentation und Äußerlichkeit. Die kirchlichen Pflichten sind streng zu erfüllen, aber stets so, daß die tote Form niemals die innere Wesenheit überwuchert. — Auf die richtige Auffassung des Ehrenpunktes und der militärischen Standesbegriffe ist mit Abstreifung aller hohlen Vorurteile unausgesetzt hinzuwirken; seine Geburt und ererbte fürstliche Würde sind meinem Sohne so darzustellen, daß er seinen einzigen Halt in seiner Eigenschaft als Offizier und Kavalier finde. Daraus resultiert eine stets gemessene und bescheidene Haltung und die Betätigung echter Kameradschaftlichkeit. Ein notwendiges Gegengewicht zu diesen Eigenschaften bildet männliche Selbständigkeit, Überzeugungstreue und Bewahrung der eigenen Individualität." Der Fürst wünschte sodann des ferneren, daß sein Sohn, da er noch zu jung und unerfahren sei zur Ausprägung eigener politischer Anschauungen, vor einseitigen und parteiischen Eindrücken bewahrt bleibe: „Das Gefühl von Recht und Billigkeit nach allen Richtungen muß ihm stets klar erhalten bleiben; daher dürfen Standesvorurteile in ihm niemals aufkommen. Preußens Beruf in Deutschland, seine Größe und Machtentfaltung auf nationaler Basis — dieses zugleich die traditionelle dynastische Politik — sollen Überzeugungen seines strebenden Geistes werden. Der Name „Hohenzollern" ist ein Ehrenname, dessen er sich stets in bescheidener Zurückhaltung bewußt bleiben muß!"

In der Tat goldene Worte; sie zeigen uns, welcher Geist in der fürstlichen Familie lebte und in welcher Art die Einwirkungen waren, die der junge Prinz vom elterlichen Hause her empfangen. Aber was helfen alle Ermahnungen und alle noch so gut gemeinten Vorschriften,

wenn der Kern nicht ein echter und rechter, ein kraftvoller ist, wie es hier der Fall war. Reinheit des Gemüts verband sich bei dem Prinzen Karl mit Reinheit des Glaubens, welch letzterer sich nie an den Buchstaben heftete, sondern einer inneren, religiösen Überzeugung entsprungen war. Lauterkeit der Gesinnung verknüpfte sich mit einem harmonischen Gleichmaß in der Auffassung und Betätigung der Aufgaben, die das Leben an jeden, an den Höchsten wie an den Niedrigsten, stellt. Hierzu gesellten sich Vorurteilslosigkeit in jeder Beziehung und das Verständnis für menschliche Irrungen und Wirrungen. Von festen Grundsätzen, von denen er nie abwich, war der Prinz treu gegen sich und treu gegen andere, nie sich leidenschaftlichen Wallungen hingebend, aber seinen starken Willen durchsetzend, wenn er ihn als richtig erkannt. Die beiden Zeiger seiner Lebensuhr waren von früh an: „Pflicht und Vaterland". Sie ordneten seinen Weg und waren die vornehmste Richtschnur seines Handelns.

Prinz Karl besuchte zunächst in Berlin die Vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule und erhielt von tüchtigen Lehrkräften noch Unterricht in Mathematik, Militärwissenschaften, Fortifikationslehre, Chemie und Physik, in französischer Sprache, im Plan- und Konstruktionszeichnen, während ihn Hauptmann von Hagens in die Taktik einführte. Obwohl Fürst Karl Anton gewünscht hatte, daß die militärische Ausbildung seines Sohnes nicht gehindert werde durch die Zerstreuungen der großen Stadt, ließ sich selbstverständlich der engere verwandtschaftliche Verkehr am preußischen Königshofe nicht umgehen. Jeden Sonntag nahm der Prinz an dem Familiendiner des Königspaares teil und erfreute sich namentlich der herzlichen Zuneigung seitens des Prinzen und der Prinzessin von Preußen, die den jungen Neffen auf das liebevollste in ihren Kreis aufnahmen. Im August beteiligte sich der Prinz an der Seite seines Vaters an den Manövern der

14. Division und an den Schießversuchen in Schweidnitz, wobei er Bekanntschaft mit dem General von Moltke schloß, der, ein scharfer Menschenkenner, das innere Wesen



Prinzessin Stephanie von Hohenzollern.
(Königin von Portugal.)

des Prinzen richtig beurteilte, indem er geäußert: „Der junge Prinz von Hohenzollern wird noch im Leben eine Rolle spielen und von sich reden machen!" —

Der Frühling 1858 brachte die bittere Trennung von der geliebten Schwester Stephanie, mit der sich der König

Dom Pedro V. von Portugal verlobt hatte; wie es oft in alten Zeiten der Fall gewesen, fand die Vermählung per Prokura statt — und zwar am 29. April des genannten Jahres, — wobei der König durch den ältesten Bruder der Prinzessin, den Erbprinzen Leopold, vertreten wurde, der seine Schwester auch dem Gemahl zuführte, welcher die Erwählte bisher nur aus dem Bilde gekannt; trotzdem wurde die Ehe eine außerordentlich glückliche. In tiefster brüderlicher Liebe war Prinz Karl der um zwei Jahre älteren Schwester zugetan, die ebenso schön wie sanft und hingebend, dabei sehr begabt und von leidenschaftlicher Liebe erfüllt war für ihre Heimat und für das deutsche Vaterland, die politischen Strömungen der Zeit aufmerksam verfolgend und den Ihrigen daheim ihre Gedanken darüber in lebhafter Weise mitteilend. Die Prinzessin hatte sich nicht entschließen können, trotz mancher verwandtschaftlichen Einflüsse, ihre Hand Napoleon III. zu reichen, und mit reifem Verständnis die politische Weltlage überschauend und beurteilend, schrieb sie 1859 an ihren Bruder Karl: „Preußen, als Großmacht, muß jetzt endlich mit Entschiedenheit auftreten, um der Willkür des französischen Kaisers ein Ende zu machen. Es ist empörend, daß das Wort e i n e s Mannes ganz Europa Krieg oder Frieden diktieren soll.“ Sie betonte daran anschließend, wie stolz ihre Brüder sein müßten, einem so edlen Volke wie dem deutschen anzugehören. — Nur wenig über ein Jahr war die glückbringende und glückempfangende Prinzessin Gemahlin des Königs Dom Pedro gewesen, als sie am 17. Juli 1859 an Diphtheritis starb, noch in den letzten Minuten mit ihren Gedanken bei den Eltern und Geschwistern verweilend, an die sie ihrem Sekretär die zärtlichsten Grüße aufgetragen. Ihr Hinscheiden bedeutete für die fürstliche Familie den herbsten und unersetzlichsten Verlust, aber auch für ihren Gemahl, der, wenig über ein Jahr später vom Typhus be-

fallen, ihm erlag, den Tod herbeisehnend, der ihm die Wiedervereinigung mit der geliebten Gattin versprach.

Im November 1858 siedelte zur innigen Freude des Sohnes Fürst Karl Anton nach Berlin über. Prinzregent Wilhelm, der seinen erkrankten königlichen Bruder vertrat, hatte den Fürsten als Ministerpräsidenten berufen, da es sich um einen einschneidenden Wechsel des Systems mit Berücksichtigung der Bedürfnisse einer neuen Zeit handelte und er anderen, vorurteilslosen Männern die verantwortliche Führung der Regierungsgeschäfte übertragen wollte. Diese Männer von strenger Rechtlichkeit und erprobter Redlichkeit, von verfassungstreuer Gesinnung und gemäßigten politischen Anschauungen, wußte Fürst Karl Anton zu finden, wie von Auerswald, von Patow, von Bethmann-Hollweg, von Bonin, Flottwell, später Graf Schwerin und andere, Männer, „die einen scharfen Gegensatz gegen das bisherige System bezeichneten“. Ihre Berufung fand die bereitwillige Zustimmung der weitesten Massen der Nation. „Es wäre unmöglich gewesen,“ verzeichnet der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha in seinen Erinnerungen, „für das neue Ministerium einen andern Namen zu finden, als den des ehrenhaften, patriotischen, wahrhaft gebildeten Fürsten von Hohenzollern, welcher bessere Hoffnungen und größere Garantien einer gedeihlichen Entwicklung der preußischen sowie der allgemein deutschen Verhältnisse zu geben vermocht hätte.“ Und ein einflußreiches Blatt, die „Magdeburgische Allgemeine Zeitung“, begrüßte die Ernennung des Fürsten mit freudigen Worten: „In engeren Kreisen wird der Fürst nicht bloß um dessentwillen geschätzt, daß er ein unzureichendes Staatswesen der großen Monarchie mit klarem Verständnisse der Weltlage und mit vollem Bewußtsein dessen, was er tat, einverleibt, sondern wegen seiner hohen Einsicht in politische Dinge überhaupt, wegen seiner umfassenden Kenntnis der Staatsverhältnisse, wegen seines gesunden Urteils über die Be-

dürfnisse der Regierungen und Völker, wegen seines Freisinns und lebhaften Patriotismus, endlich wegen der Stellung, welche Seine Hoheit als Katholik zu den konfessionellen Fragen einnimmt und die sowohl seiner Religiösität, als auch seinem Verständnisse des Jahrhunderts alle Ehre machen. Auf diesen Mann richteten sich sogleich die Blicke aller derer, welche ihn hochschätzen und von seiner Beteiligung an den Geschicken Preußens, das seinem Herzen wahrhaft teuer ist, Heil erwarten."

Der Fürst erfaßte seine verantwortliche Aufgabe mit hingebendem Ernst, seine Gewissenhaftigkeit und Gradheit erwarben ihm allgemeines Zutrauen, mit seiner warmüberzeugten deutsch-nationalen Gesinnung verband sich eine begeisterte Hingabe an Preußen, in dem Streben gipfelnd, das gesunkene preußische Ansehen in Europa zu heben und dem Staate Festigkeit im Innern wie im Äußern zu verleihen.

Das führte er auch mannhaft durch, getreu seinem Ziele, das er in einem Briefe an den ihm befreundeten Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha dargelegt: „Verfassungstreue und Gesetzesachtung zur Wahrheit zu machen, daneben die preußischen Traditionen festhalten, welche eine starke und mächtige Hand wollen. In diesen wenigen Worten liegt die Aufgabe, deren glückliche Lösung in ganz Deutschland einen ermutigenden Widerhall finden muß; ermutigend namentlich deshalb, weil in ihnen die Gegensätze zu denjenigen absolutistischen Strömungen enthalten sind, welche gegenwärtig in vielen Regierungskreisen sich geltend machen und leider außerhalb Deutschlands Begründung und Anlehnung suchen und finden." — An ernsten Hindernissen und vielfachen Widerwärtigkeiten fehlte es nicht, wie dies auch aus einem andern Schreiben an den oben genannten Herzog hervorgeht: „Das spezifische Preußentum ist schwer zu behandeln, es ist eine ungeschlachte Macht. Ich stehe viel aus und leide tief im

Herzen; doch stehen wir fest und sicher und alles wird erst werden, nur langsam, schwerfällig und scheinbar schwankend, bis das richtige Gleichgewicht hergestellt ist.“ — In ruhig-entschiedener Weise trat der Fürst stets für die Großmachtstellung Preußens ein und setzte durch, daß dies in kritischen Zeitpunkten energisch betont wurde, wie im Frühling 1859, als sich auf seine Warnungen hin Preußen in Kriegsrüstung zeigte. Die Bestrebungen, das preußische Heer schlagkräftig zu machen, fanden in ihm einen zielbewußten Vertreter, und auch im Abgeordnetenhause trat er — Ende Mai 1861 — mit vollster Energie für die Heeresforderungen ein. Ein schwerer Krankheitsanfall nötigte den Fürsten im Frühling 1862 zu einem längeren Urlaub, den er im Süden zubrachte, aber auch nach seiner Rückkehr erwies sich seine Gesundheit doch zu geschwächt, als daß er die vielfachen Pflichten seines verantwortungsvollen Postens so, wie er es wollte, erfüllen konnte, und er reichte im September des gleichen Jahres sein Abschiedsgesuch ein. Nur ungern entschloß sich König Wilhelm, dasselbe zu bewilligen, in warmen Worten die Verdienste des Fürsten anerkennend: „Als Ich Eure Königliche Hoheit im Jahre 1858 berief, den Vorsitz meines Staatsministeriums zu übernehmen, sind Sie diesem Ruf aus Anhänglichkeit und Freundschaft für mich mit Bereitwilligkeit gefolgt und haben sich der großen Aufgabe dieser Stellung mit seltener Umsicht und Hingebung für den Thron und das Vaterland gewidmet, wofür Ihnen ebenso die Anerkennung des Landes, wie meine tiefste Dankbarkeit zuteil geworden ist.“ Und es heißt dann am Schluß des aus Baden vom 29. September 1862 datierten Schreibens, nachdem der König lebhaft bedauert, wie schwer es ihm wird, die aus Gesundheitsrücksichten mehrfach nachgesuchte Entlassung zu erteilen: „Ich tue dies mit den schmerzlichsten Gefühlen; denn nicht nur stehen Sie als Verwandter und Freund

meinem Herzen gleich nahe, sondern Ich werde auch die Entbehrung Ihres Beistandes in den Staatsgeschäften schwerer empfinden, als Ich es auszudrücken vermag. — Empfangen Ew. Königliche Hoheit nochmals den Ausdruck der Ihnen so oft kundgegebenen innigsten Dankbarkeit, die Ich Ihnen schulde für die Aufopferung und erfolgreiche Tätigkeit, die Ihre Leitung der Staatsgeschäfte auszeichnete, welche Dankbarkeit auch, so lange Ich lebe, nicht erlöschen wird."

Als sich der Fürst genötigt sah, aus den genannten Gründen sein Amt niederzulegen, brachte er als seinen Nachfolger Herrn von Bismarck, der als Gesandter in St. Petersburg weilte, beim König in Vorschlag, hervorhebend, daß dieser bei seinem Talent, Mut und Kenntnissen imstande sein werde, die auswärtige Politik in energischer und großzügiger Weise zu lenken. — Fürst Karl Anton war der erste, der das Genie Bismarcks, welcher schon früher seine ernste Aufmerksamkeit erregt hatte, erkannte. Wenige Monate später wurde der Rat des Fürsten befolgt: am 23. September wurde Bismarck zum interimistischen, bald danach zum Präsidenten des Staatsministeriums und zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt!

Prinz Karl war in Berlin täglich mit seinem Vater zusammen und es ergab sich von selbst für ihn eine anregende politische Lehrzeit, die dereinst ihre reifen Früchte tragen sollte. Gleich seinem Vater war der Prinz durchaus kein Anhänger der in bestimmten höheren Kreisen herrschenden reaktionären Stimmung, wie er ebensowenig jemals etwas übrig gehabt für den sogenannten „Leutnantston" und für Standesüberhebung. Er neigte mehr der liberalen Richtung zu und verkehrte auch in Häusern, die, als freisinnig, in Hofkreisen für bedenklich galten. Das ward ihm natürlich an manchen Stellen verdacht, wie ihm Prinz Karl von Preußen gelegentlich miß-

mutig seine Verwunderung ausdrückte, daß er in Gardeuniform im Hause des Ministers von Patow getanzt habe, worauf aber der Prinz schlagfertig erwiderte, er wäre nicht als Gardeoffizier, sondern als Prinz von Hohenzollern dort gewesen.

Die sehr ernsthaft betriebenen militärischen Studien des Prinzen fanden durch die im Mai 1859, beim Ausbruch des Französisch-Österreichischen Krieges in Italien, erfolgende Mobilmachung der preußischen Armee eine wichtige Unterbrechung, wobei der Prinz nahe Einblicke gewann in die Bedeutung der sorgfältigen Vorbereitungen für den Ernstfall, wie er auch eine auf Kriegsfuß gebrachte Batterie führte. Die kriegerischen Wolken verzogen sich, und der Garnisondienst wurde von neuem aufgenommen. Im Jahre 1861 lernte der Prinz auf zwei längeren Reisen Land und Leute jenseits der deutschen Grenzen kennen. Im Sommer 1861 begleitete er seinen Bruder, den Erbprinzen Leopold, zu dessen Vermählung mit der Infantin Antoinette nach Lissabon, und als er in den Tajo einfuhr und die portugiesische Hauptstadt erblickte, mit der so eng die Erinnerung an die teure Schwester verknüpft war, überwältigte ihn der Schmerz derart, daß er in heftige Tränen ausbrach. An die trüben Stunden am Sarge der Schwester in der königlichen Familiengruft im Kloster St. Vincente reihten sich die im Königspalaste Necessidades mit großem Glanz begangenen Feste der fröhlichen Vermählung des Bruders mit der holden Prinzessin, die dem Prinzen wie eine „schöne und liebliche Erscheinung“ erschien. Im November des gleichen Jahres begab sich der Prinz in Begleitung des Premierleutnants von Schrötter nach Südfrankreich, wobei er den französischen Militäreinrichtungen besondere Aufmerksamkeit widmete. Er verlebte dann das Weihnachtsfest bei den Eltern und Geschwistern in Hyères, das sich der leidende Fürst Karl Anton zum Winteraufenthalt erkoren, und trat

Anfang Januar 1862 von Marseille aus die Fahrt nach Algier an.

Es war eine neue Welt, die sich dem Prinzen Karl hierbei öffnete und die vor ihm eine Reihe der buntfarbigsten, fesselndsten Bilder entrollte. An einen längeren Aufenthalt in Algier selbst schloß sich eine größere Reise in das Innere des Landes, und zwar von Philippeville aus, bis wohin das Dampfschiff benutzt worden war. Das Wetter hatte gerade diese Fahrt sehr begünstigt, an die sonnig-schönen Tage reihten sich die feierlich-stillen Nächte mit dem glänzenden Schimmer der Sterne, die hier eine weit größere Leuchtkraft entwickeln wie in der Heimat, gleich dem Himmel mit seiner tiefblauen Färbung. In Philippeville sowohl wie auch in den andern Militärstationen, die besucht wurden, lernte der Prinz des näheren die Truppenorganisationen kennen und machte sich vertraut mit dem Dienst und dem entsagungsvollen Leben der französischen Kolonialarmee. Die französische Regierung hatte alles getan, um dem fürstlichen Gast den Aufenthalt auf afrikanischem Boden möglichst angenehm und nutzbringend zu gestalten; freilich gab es genug der Strapazen, aber sie wurden willig ertragen, im Gegenteil, dem Prinzen Karl war es grad recht, einmal losgelöst zu sein von den sogenannten Bedürfnissen der großen Welt und der höfischen Etikette, von der er nie ein Freund gewesen und nie geworden, und es bereitete ihm die tiefste Genugtuung, sich mit voller Hingebung und freudigem Genuß in die geheimnisvollen Schönheiten der Natur, die ihn hier fremdartig auf Schritt und Tritt umgaben, zu vertiefen.

Mit der Diligence wurde Constantine erreicht, das alte Ciret, die einstige Hauptstadt Numidiens, auf hohem schroffem Felsplateau in malerischer Lage sich ausdehnend, reich an Erinnerungen ihrer römischen Vergangenheit. Unter der Führung des Divisions-Generals Desvaux

besuchte der Prinz das Terrain, auf dem sich die erbitterten und blutigen Kämpfe zwischen den andrängenden Franzosen und den die Stadt verteidigenden Arabern abgespielt. An den letzten Bey gemahnte der von dem jedesmaligen französischen Kommandeur bewohnte Palast, dessen innere Gärten mit ihren farbigen Blumenbeeten, Orangenbäumen und Palmen, unter denen sich zierliche Gazellen tummelten, und mit ihren plätschernden, willkommene Kühlung verbreitenden Springbrunnen breite Säulengalerien umgaben. Aus blinkendem weißem Marmor waren diese über zweihundert Säulen gefertigt, und wenn sie abends von flimmernden Mondstrahlen getroffen wurden und letztere mit silbernem Schein Hallen und Höfe umspielten, war der Eindruck ein völlig phantastischer.

Nach dreitägigem Aufenthalt ging es nach Batna und zwar zu früher Morgenstunde, die eine unvermutete Überraschung brachte, denn in der Nacht war dichter Schnee gefallen, und große Flocken umwirbelten noch die Diligence, auf deren Vordersitzen der Prinz und sein deutscher militärischer Begleiter Platz genommen. Die Gegend war monoton und die Kälte so streng, daß man bei der Rast, die man gelegentlich in einer einsamen Karawanserei machte, sehr wohltätig das lodernde Kaminfeuer empfand. Erst mit Einbruch der Dämmerung erreichte man Batna, an dessen Häusern lange Eiszapfen hingen und wo ein reges militärisches Leben herrschte, da gerade die Ablösung der Garnison erfolgte. Ein eintägiger, zu Pferde unternommener Ausflug galt der alten Römerstadt Lambessa, deren einstiges Gebiet noch bedeckt ist mit unzähligen Trümmern, die Zeugnis ablegen von dem bedeutenden Umfang, den die römische Kolonisation hier gehabt.

Unter Begleitung einer Eskorte von Spahis ging's dann nach Biscara, und rasch kam man aus dem Winter wieder in den Sommer, denn meist wurde der Ritt im Galopp

zurückgelegt, falls ihn nicht jähe, scharfkantig zerrissene Einbuchtungen hinderten, welche jedoch die in den gewagtesten Kletterkünsten erfahrenen Pferde geschickt überwanden. Von menschlichen Wohnungen war nichts zu entdecken, wohl aber zeigten vielfache Reste von Bauten, daß sich im Altertum hier zahlreiche Ortschaften mit blühendem Leben befunden. Mit inniger Freude wurde der herrliche Palmenwald von El-Kantara begrüßt, der sich plötzlich nach einer Biegung um einen Felsvorsprung wie ein Wunder vor den erstaunten Blicken der Reiter ausbreitete, deren Augen nach dem langen Tagesritte durch die eintönige, gelbbraune, sonnverbrannte Gegend geblendet und ermüdet waren. Das ganze Bild mit den unzähligen Palmen, die ihre grünen Kronen hoch in die Lüfte reckten, mit den lustig rieselnden und sprudelnden Quellen, mit der mit Schießscharten und viereckigen Türmen versehenen lehmfarbenen, die Oase umgebenden Mauer, mit den aus dem dichten Grün hell hervorleuchtenden weißen Häuschen, alles eingehüllt in den purpurnen Strahlenmantel der scheidenden Sonne, wirkte wie ein liebliches Märchen. Und dieser Eindruck wurde noch erhöht durch vielfache Gruppen in weiße Burnusse gehüllter Araber, aus denen sich die würdevollen Gestalten der drei Scheiks loslösten, mit dem Zeichen der Unterwürfigkeit dem Prinzen entgegentretend und ihn bittend, ihre Gastfreundschaft anzunehmen.

Der Aufenthalt war leider nur ein kurzer, denn schon am nächsten Morgen wurde der Ritt fortgesetzt; wieder durchquerte man gebirgiges, verlassenes Terrain, das an vielen Stellen einen blendend silbernen Glanz aufwies, da das Erdreich untermischt ist mit großen Massen von Salz. In einer Karawanserei traf man auf eine Kamel-Karawane, die hier Rast gemacht, und auf eine Eskorte afrikanischer Chasseurs, beides von lebhaft fesselnder Szenerie, und dann, ehe das Gebirge erreicht war, tauchte plötzlich

eine Fata-Morgana auf, mit breitem Wasserfall und schäumenden Sturzwellen, die ebenso schnell verschwand, wie sie erschienen. In Biscara, wo man den Nordrand der großen Wüste erreicht hatte, fand der Prinz wiederum die gastfreundlichste Aufnahme. Ein wundervoller Palmenwald, in welchem verstreut die weißen Häuschen und einige zierliche Minarets lagen, breitete sich auch hier aus; von großer Ursprünglichkeit war das ganze Leben und Treiben der Bewohner der sieben Dörfer, die diese Oase umschloß. In Biscara wurden schnell alle Vorbereitungen getroffen zu einem mehrtägigen Wüstenritt durch die Sahara. Zehn Maulesel trugen die Zelte und Lebensmittel, und eine Eskorte von Spahis sorgte für die Sicherheit. Ohne Weg und Steg ritt man durch das unendliche Sandmeer, meist im Schritt, da die Pferde geschont werden mußten. Die erste Rast wurde unter den hochstrebenden Palmen der Oase Mdonkal gehalten, in welcher der Scheik mit seinen Söhnen und anderen vornehmen Arabern dem Prinzen den Willkommen darbot. Die Nacht verbrachte man in den mitgeführten Zelten, die von einem heftigen Sturm fast fortgeweht wurden; mit dem Gebell der Schakale vermischte sich das dumpfe Heulen der Hyänen und das Gekläff der Hunde. Noch ehe das Tagesgestirn erschien, ging es weiter, denn ein achtzehnstündiger Ritt stand bevor. Von neuem durchmaß man weite salzbedeckte Flächen, die den täuschenden Eindruck frischer Schneefelder erweckten. Die Hitze war sehr stark und die heiße Luft hatte eigentümliche optische Erscheinungen zur Folge, denn die den Boden spärlich bedeckenden niedrigen Stauden wuchsen in einiger Entfernung zu mächtigen Bäumen empor, welche sich zu dichten Waldungen vereinten, und die in der Ferne weilenden Kamele glichen riesenhaften Ungeheuern. In der Oase Bousaada wurden die Nacht und der nächste Tag verbracht, dann aber die Reise fortgesetzt, nachdem

noch die Scheiks und Kaids dem Prinzen ihre Freude und ihren Dank ausgedrückt hatten für seinen Besuch, den sie als glückbringend betrachteten, da ihnen gewiß nun viel Regen und eine gute Ernte beschieden sein würde. Die folgende Nacht kampierte man in der Wüste; der Scheik der nächsten Ortschaft hatte sich mit seinem ganzen Hausstand aufgemacht, um den Prinzen zu begrüßen, und hatte ihm ein prächtiges arabisches Zelt errichtet, in dessen Nähe sechs weitere Zelte sich erhoben, in denen sich die Mitglieder der Eskorte häuslich einrichteten. Die Frauen der Scheiks sorgten für die Küche, die natürlich völlig einheimisch war, und am Abend wurde das kleine Lager mit einem Verhau aus dünnen, vielzweigigen, trockenen Stauden umgeben, um einen näheren Besuch der Schakale und Hyänen zu verhindern. An den flammenden Feuern sah man die Gruppen der Spahis und weiß verhüllten Araber, dies wiederum eine packende malerische Szene. Der letzte Tag brachte noch eine unerwartete Überraschung, denn ein Samum überfiel die Reisenden und zwang sie, die Pferde zu verlassen, um sich durch Decken und sonstige Hüllen gegen den mit voller Wucht herankommenden Sandsturm zu schützen, und erst nach einigen Stunden konnte der Ritt fortgesetzt werden, der noch eine zweite unvermutete Überraschung brachte, denn aus dem wirbelnden Staube des noch immer heftig wehenden Windes tauchte eine Schar Araberreiter in flatternden Mänteln und mit blinkenden Waffen auf, sich in wildem Ritt nähernd, dem Prinzen durch eine Fantasia huldigend, wobei es, wie üblich, nicht an gellendem Geschrei und krachenden Flintenschüssen fehlte.

Nachdem noch in Algier ein mehrtägiger Aufenthalt genommen, wurde Oran besucht und von hier die Heimreise angetreten, die über Gibraltar und Spanien, wo der Hof zu Madrid den Prinzen sehr auszeichnete, nach Paris ging. Auch hier erfreute sich der Prinz der denkbar

liebenswürdigsten Aufnahme und trat in nähere persönliche Beziehungen zu seinen dortigen Verwandten. Die kaiserliche Familie widmete ihm zahlreiche Aufmerksam-



Prinz Karl als Premier-Leutnant im 2. Garde-Dragoner-Regiment (1863).

keiten, und Prinz Karl gewann in seiner offenen Art, sich zu geben, und in seinem ruhig bescheidenen Auftreten das besondere Zutrauen des Kaisers, das übrigens aufrichtig erwidert ward. Der glänzende Hof und die prunkende Weltstadt an der Seine übten auf den Prinzen eine große Wirkung aus, aber er war doch innig

erfreut, als er nach langer Abwesenheit wieder den deutschen Boden betrat und im trauten Düsseldorfer Heim die teuren Eltern und Geschwister begrüßen konnte.

Den Sommer verlebte Prinz Karl in Bonn, die dortigen Universitätsvorlesungen besuchend und daneben private Vorträge hörend über französische Literatur und Kulturgeschichte von Professor Springer, mit welchem er wiederholt die Rheinlande durchstreifte, sein besonderes Interesse den Baudenkmälern zuwendend, wie er überhaupt von früh an rege Teilnahme gezeigt für Architektur und Kunst, was er in späteren Jahren in tiefer und fördersamster Weise betätigen konnte. Im Herbst kehrte der Prinz nach Berlin zurück und trat als Premier-Leutnant bei den 2. Garde-Dragonern ein, welcher Dienst ihm sehr zusagte. Das alte Leben begann von neuem; wieder wurde ein reger Verkehr unterhalten mit der königlichen Familie, und zumal der Kronprinz sah gern in seinem Hause den jungen Vetter, der sich so vorteilhaft von andern Fürstensöhnen, die das Leben nur als eine Reihe von Unterhaltungen betrachteten, unterschied.

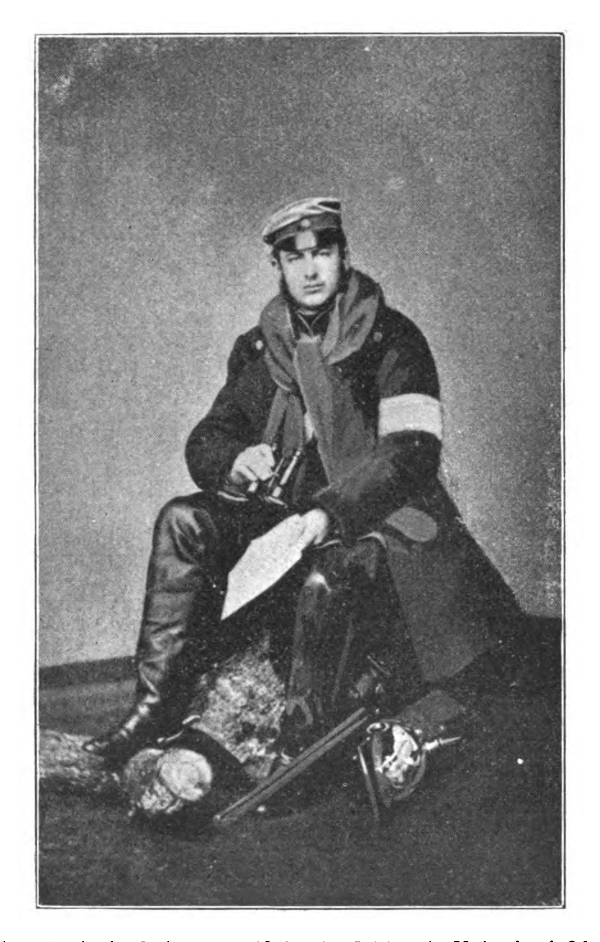
Im Dezember 1863 weilte Prinz Karl abermals am französischen Hofe und gehörte zu dem kleinen Cercle in Compiègne, woselbst das Kaiserpaar nur die Intimsten der Intimen um sich sah und sich ganz anders gab, wie in den goldschimmernden Sälen der Tuilerien. In dem eng begrenzten Kreise war neben dem höchsten Adel, der sich bei näherem Zuschauen freilich meist neueren Datums erwies, auch Literatur, Wissenschaft, Kunst und Presse vertreten, und der Prinz lernte hier schaffensfrohe und geistreiche Männer kennen, welche die geselligen Unterhaltungen zu wahrhaft genußvollen machten. Am Tage tönte oft das Hifthorn, zur Jagd ritt man hinaus, die Herren in den vorgeschriebenen prächtigen Kostümen aus dem 18. Jahrhundert, die Kaiserin mit ihren Begleiterinnen in

geschmackvollen Amazonenanzügen, mit federgeschmückten, dreieckigen Hüten auf dem Kopfe.

Wieder in Berlin, wieder in der Front und dem gewohnten Geleise, fiel die Eintönigkeit des Dienstes dem Prinzen, dessen reger Geist andern Aufgaben zustrebte, die wohl schon damals hinauswanderten über die Grenzen der preußischen Hauptstadt und sich mit Zielen beschäftigten, welche erheblich von der Gleichmäßigkeit des militärischen Reglements abwichen, sehr schwer, und auch sein Herz war von einem lieblichen Bilde erfüllt, das mit teuren Erinnerungen verbunden war an eine schöne Verwandte, mit welcher der Prinz häufig in Compiègne zusammen gewesen. Aber er mußte den holden Hoffnungen entsagen, da sich einer Verbindung viele vom französischen Hofe ausgehende Hindernisse entgegenstellten.

Da brachten die Kriegsereignisse des Jahres 1864 eine wichtige Ablenkung. Die Garde-Dragoner waren nicht in die Mobilmachung eingezogen worden, aber den Prinzen hielt es nicht länger in Berlin, nachdem preußische Truppen Schleswig-Holstein besetzt hatten und jeden Augenblick ins feindliche Feuer kommen konnten; er bestürmte seinen Vater mit Bitten, den König zu veranlassen, ihn auf den Kriegsschauplatz zu schicken, und König Wilhelm, dem die inneren Kämpfe des Prinzen nicht fremd geblieben, erfüllte den Wunsch und gab den Prinzen dem Kronprinzen als Ordonnanzoffizier bei. Ein größeres Glück hätte dem jungen Hohenzollern nicht begegnen können; seit langem war er von einer wahren, herzlichen Verehrung zu dem älteren Verwandten erfüllt, die ebenso warm erwidert wurde, aus welcher gegenseitigen Zuneigung sich während des Feldzuges jene starke und treue Freundschaft entspann, die sich fernerhin in Freud und Leid fest bewähren sollte, erst ihren Abschluß findend mit dem Hinscheiden des Kaisers Friedrich.

Hatte der Kronprinz, der zu dem Stabe des Feldmarschalls Grafen Wrangel zählte, auch kein militärisches Kommando erhalten, aus bestimmten Gründen der Rück-



Prinz Karl als Ordonnanzoffizier in Schleswig-Holstein (1864).

sichtnahme auf die gespannten politischen Verhältnisse, so war ihm doch eine schwierige und verantwortungsvolle Tätigkeit zuerteilt, welche gleich hohe Ansprüche an den Soldaten, der scharfen Auges die Operationen überwachen

mußte, wie an den Diplomaten, der durch seine liebenswürdige Persönlichkeit manchen Gegensatz ausgleichen und manche Kluft überbrücken sollte, stellte. Mit dem Kronprinzen ertug Prinz Karl alle Anstrengungen des Feldzuges, die bei dem grimmen Frost und dem vielfachen Hin und Her der Märsche sehr große waren, und gleich seinem älteren Begleiter marschierte der Prinz durch Schnee und Eis und Schmutz mit den Truppen, oft sein Nachtlager in einer jämmerlichen Scheune oder verlassenen Bauernhütte aufschlagend. Bei einem Nachtmarsch kamen einzelne Abteilungen bis zu den Hüften in den Schnee, die Kälte war kaum zu ertragen und alle paar Minuten mußte man stehen bleiben, den Rücken gegen den schneidenden Wind gekehrt, um nur Atem zu schöpfen. Da verzagten viele und glaubten nicht mehr, die Heimat je wiederzusehen, bloß der Kronprinz und sein schlanker Vetter Karl schritten tapfer vorwärts und ermunterten die übrigen zum Ausharren. Endlich leuchtete ein rettendes Licht, in einem niedrigen Bauernhause bezogen die beiden Prinzen zwei kleine Zimmer, in denen ein Strohlager die Betten ersetzte.

An der Einschließung und den Kämpfen von Friedericia der stärksten dänischen Festung, nahm neben dem Kronprinzen auch Prinz Karl teil und setzte sich wiederholt heftigem Feuer aus, so daß ihm Feldmarschall Wrangel verbot, sich fernerhin derartig vorzuwagen. Mit der preußischen Garde-Infanterie ging es dann nach Düppel, und auch hier beteiligte sich Prinz Karl an dem Sturm auf die Düppeler Schanzen, die preußischen Fahnen zum Siege begleitend, dem ersten wieder nach langen friedlichen und nicht erquicklichen Zeiten. Jeder Fußbreit Erde mußte mit strömendem Blut erkauft werden, mit bewundernswerter Tapferkeit wurden stets neue und unüberwindlich scheinende Hindernisse genommen, bis endlich von der Höhe der letzten Schanzen die schwarz-

weißen Farben siegverheißend herniederflatterten. Auch dem Ende Juni erfolgenden kühnen Übergang über den Alsensund wohnte der Prinz bei, sowie dem Einmarsch in Jütland, an den sich im Dezember die Rückkehr nach Berlin und der Einzug daselbst schloß. Zur Erinnerung an die gemeinsam verlebten großen Ereignisse widmete der Kronprinz seinem Vetter einen Ehrensäbel, zu dessen kunstfertigem Griff die Kronprinzessin die Zeichnung gemacht hatte, und den er dem Freunde überreichte gelegentlich der Taufe des Prinzen Sigismund, seines jüngsten Sohnes, bei welchem der Prinz Patenstelle übernommen. Während des Feldzuges hatte sich Prinz Karl ein Ohrenleiden zugezogen, das ihn zwang, ein Schweizer Bad aufzusuchen; dann ging es wieder zurück nach Berlin, zurück zum Dienst bei den 2. Garde-Dragonern.



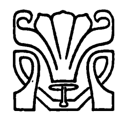
Wohnhaus des Prinzen Karl in der Hollmannstraße, Berlin (1866).

Daß nach dieser buntbewegten und ereignisvollen kriegerischen Zeit, die für den Prinzen von höchster Wichtigkeit gewesen für sein militärisches Wissen und Können, ihm der Garnisondienst erst recht nicht behagte, läßt sich leicht denken. Dazu gesellten sich wohl allerhand Verstimmungen, erzählte man sich doch, daß sein Avancement infolge seiner freisinnigen Anschauungen und seines geselligen Verkehrs in angesehenen liberalen Fa-

milien ein langsameres wäre, wie es sonst bei Mitgliedern souveräner Häuser der Fall. Aber ganz abgesehen davon und von der Einförmigkeit des Dienstes bot Berlin dem jungen Hohenzollern nichts für den vollen Tatendrang, der sich immer stärker in ihm regte, und für sein ernstes Streben, ein hochgestelltes Ziel zu erreichen.

So verlief ereignislos das Jahr 1865, dann brach 1866 an, das dem Prinzen Karl die bedeutsamste Entscheidung seines Lebens, den Antrag, die Krone Rumäniens auf sein junges Haupt zu setzen, brachte.

Ehe wir uns diesem folgenreichen Ereignisse zuwenden, werfen wir einige nähere Blicke auf jenes Land, das bald die zweite Heimat des Prinzen Karl werden sollte.



II.

Rumäniens Entwicklung.

Rückblicke. — Die Entstehung Rumäniens. — Das rumänische Volkstum. — Moldau und Walachei. — Das Verhältnis zur Pforte. — Die Herrschaft der Phanarioten. — Politischer Verfall und wirtschaftlicher Niedergang. — Der neue Staat Rumänien. — Fürst Alexander Kusa. — Allgemeine Unzufriedenheit. — Der Sturz Kusa's. — Proklamation der provisorischen Regentschaft. — Das Verlangen nach einem fremden Fürsten. — Nationales Hoffen und Sehnen. — Die Wahl des Grafen von Flandern. — Napoleons Widerstand. — Dem Prinzen Karl von Hohenzollern wird die Krone angetragen. — Unsicherheit der Lage. — Der Aufruf des Bürgermeisters von Bukarest. — Volksabstimmung. — Ihr glänzendes Ergebnis. — Eine frohe Botschaft. — Es lebe Karl I.!

—♦—

Die frühe Geschichte des heutigen Rumänien und die Entwicklung des rumänischen Volksstammes ist teilweise noch in Dunkel gehüllt. Man nimmt an, daß zur Bildung der seßhaften rumänischen Völkerschaft in den Donaugebieten die durch Kaiser Trajan im zweiten Jahrhundert nach Chr. eingeleitete und später mit vielen Mitteln durchgeführte Romanisierung der Dacier den Anstoß gab und daß sich die Urbevölkerung vielfach mit Kolonisten vermischte, welche von verschiedenen Seiten in das Land drangen. Die einen Geschichtsforscher glauben, daß die romanisierten Dacier im Lande verblieben wären; die anderen dagegen, daß sie, als die Einfälle der Goten zum Ausgang des dritten Jahrhunderts begannen und Kaiser Aurelian zwangen, die Provinz Dacien wieder aufzugeben, nach Mösien, dem heutigen Bulgarien, gezogen seien. Auch im letzteren Falle darf man wohl voraussetzen, daß sich nur die Militärkolonien auflösten und bloß die begüterten oder mit der römischen Verwaltung verknüpften

Einwohner die heimische Scholle verließen, daß jedoch die Zurückgebliebenen trotz des Eindringens der Barbaren und der fortgesetzten kriegerischen Wirren die römischen Überlieferungen und die römische Sprache pflegten, wennschon die Vermischung der letzteren mit vielen fremden und zumal slawischen Einflüssen nicht zu vermeiden war. Auch die Annahme dürfte nicht ausgeschlossen sein, daß sich vor dem Völkersturm viele Kolonisten in die unzulänglichen Gebirgsgebiete der Karpaten geflüchtet und dort engere Gemeinschaften gebildet hatten, die geraume Zeiten hindurch das römische Volkstum vertraten. Über die folgenden Epochen sind uns keinerlei geschichtlich zuverlässige Überlieferungen erhalten geblieben.

Erst als die fremden Völkerfluten des hunnisch-germanischen und slawisch-avarischen Vordringens sowie die Vernichtungszüge der Mongolen zurückebbten, stoßen wir auf die ersten Anfänge zur Bildung der späteren rumänischen Donaufürstentümer, und zwar der Walachei zu Ende des 13. und der Moldau zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Damals regte sich in geschlossener Weise ein national-rumänisches Staatsgefühl. Zu Fürsten wurden die Domi — der uralte Nationalname für die Herrscher — gewählt; Männer, die sich durch ihre nationale Stellung und ihren Einfluß hervorgetan und welche Sorge trugen, daß ihre Söhne ihnen auf dem Fürstensitz folgten. Fehlten die direkten Nachkommen und fand sich kein geeigneter Bewerber unter den verwandten und versippten Familien, so wurde einer der Bojaren erkoren, welch letztere infolge ihres Grundbesitzes und ihrer kriegerischen Vorzüge — denn das Wort Bojare bedeutet Krieger — den ersten Platz in der Bevölkerung einnahmen. Da die Fürstentümer bei weitem nicht so gefestigt waren, um feindlichen Angriffen widerstehen zu können, mußten die Regenten fremde Anlehnung suchen, die ihnen Schutz versprach, so Mirzea I., Fürst der Walachei, welcher 1291 mit Sultan

Bajazet, dem dritten Sultan der Osmanen, einen Vertrag abschloß, der ihm die Selbständigkeit seines Fürstentums Gewähr leistete und in dem betont war, daß der Fürst nach seinen eigenen Gesetzen regieren könne und das Recht habe, mit seinen Nachbarn Krieg zu führen, Friedens- und Freundschaftsbündnisse zu schließen und über Leben und Tod seiner Untertanen zu bestimmen Wörtlich heißt es dann weiter: „Die christlichen Fürsten sollen von den Metropoliten und den Bojaren gewählt werden und für diese hohe Gnade und weil wir dieses Land in die Liste der andern unserm Schutze unterworfenen Länder eingeschrieben haben, soll es unserm kaiserlichen Schatz einen jährlichen Tribut von 3000 roten Piastern zahlen.“ — Der Vertrag wurde übrigens von beiden Seiten nicht gehalten; die Türken kümmerten sich wenig um den verheißenen Schutz und ebensowenig Mirzea um den Sultan, den er 1297 mit König Sigismund von Ungarn zu bekämpfen suchte, was freilich nicht gelang. 1460 wurde zwischen der Walachei und der Türkei ein neuer Vertrag geschlossen, der den Sultan und seine Nachfolger verpflichtete, gegen einen jährlichen Tribut von 10 000 Dukaten das Land zu schützen und es gegen alle Feinde zu verteidigen. Schon hier ist auffallend, daß die Türkei nicht einfach die Walachei besetzte und sie als ihr Gebiet erklärte, was auch bei der Moldau nicht der Fall war, deren Fürsten zu Beginn des 16. Jahrhunderts mit den Sultanen mehrere Übereinkommen schlossen, in denen anerkannt wurde, daß die Moldau ein freies und nicht erobertes Land sei, daß es aber dafür, im Falle eines Krieges, Truppen stellen und jährlich 4000 Dukaten entrichten müßte.

Beiden Fürstentümern fehlte es nicht an hervorragenden Männern, die in Krieg und Frieden Außerordentliches leisteten und deren Ruhm glänzend durch spätere Zeiten hallte, wie bei Stephan dem Großen, der von 1458 bis 1504, und bei Michael dem Tapferen, der von 1593

bis 1601 regierte, ferner bei anderen einheimischen Regenten, die bestrebt waren, Bildung, Gesittung und Sprache zu pflegen, so Fürst Vasille Lupu, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Einführung der rumänischen Sprache als Kirchensprache durchsetzte, eine wichtige Tat in bezug auf die späteren Anstrengungen, die Donaufürstentümer in den Machtbereich des Slawentums zu ziehen. Jenen hervorragenden Fürsten stand leider eine große Reihe anderer Regenten gegenüber, die sich wenig um ihre Aufgaben kümmerten und durch Thronstreitigkeiten Zwietracht und Eifersucht in die Reihen der Bojaren trugen, welch letztere wiederum bestrebt waren, sich der Regierung zu bemächtigen. Daß bei diesen Parteikämpfen keine dauernde Blüte der Länder zu erzielen war, ist natürlich. Zudem mischte sich fortgesetzt die Pforte in die inneren Angelegenheiten ein und setzte die Regenten nach Belieben ab, ebenso wie es das benachbarte Rußland nie unterließ, begehrliche Blicke auf die Moldau und Walachei zu werfen, die für sie ja den direkten Weg zur Türkei bedeuteten.

So wurden die infolge jahrhundertelanger Kriege geschwächten Fürstentümer zum Spielball der Russen und Türken, bis die letzteren die Regierungsgewalt völlig an sich zu reißen trachteten, indem sie mit dem Jahre 1716 für beide Länder die Regenten ernannten, und zwar aus jenen phanariotischen Familien, die, vornehmer griechischer Abstammung, ihren Namen nach dem von ihnen bewohnten Quartier in Konstantinopel am Goldenen Horn und dem dort früher befindlichen Leuchtturm — Phanarion — führten und, da sie über abendländische Bildung wie fremde Sprachkenntnisse verfügten, gern von den türkischen Machthabern als Vermittler zwischen der Pforte und dem Auslande benutzt wurden. Diese Phanarioten oder Hospodare, wie sie sich nannten, kümmerten sich weder um Volk noch Land. Sie hatten nur ein Bestreben.

möglichst schnell Reichtümer zu erwerben, und um diese zu erlangen, bedienten sie sich der verwerflichsten Mittel. Es begann ein Raub- und Aussaugesystem der schlimmsten Art und damit eine planmäßige Unterdrückung jeglichen nationalen Selbstbewußtseins. Obwohl diese Statthalter von der Pforte auf Lebenszeit ernannt waren, bekleideten sie ihre sogenannte Würde meist nur wenige Jahre, um darauf andern Nachfolgern, die sich das einträgliche Amt für beträchtliche Summen von den Sultanen und deren Ratgebern erkauft hatten, Platz zu machen. So kam es, daß von 1716—1821 in der Walachei 37 und in der Moldau 33 Phanarioten herrschten! Und in diese Zeit fallen noch drei Besitznahmen durch die Russen, die in diesen Gebieten nach Belieben schalteten und walteten.

In treffenden Worten geißelt ein rumänischer Staatsmann die Regentschaft jener Hospodare: „Rumänien war der unerschöpfliche Schatz, durch den sie zu Einfluß und Macht gelangten. Ihre Politik fußte auf Lug und Trug, auf List gegen Feind und Freund, und sie hat in Rumänien tiefe, noch nicht ausgefüllte Furchen hinterlassen. Die Phanarioten haben den Grund gelegt zur Gefühllosigkeit gegen das Volk, zur Gleichgültigkeit gegen die Bedürfnisse des Landes, zur Nichtbeachtung der Gesetze, zur Verabscheuung der ehrlichen Arbeit zum Wohl des Volkes, zum Mangel an Vertrauen gegen alles Volkstümliche, zur Bewunderung und affenartigen Nachahmung alles Fremden.“ Ähnlich lautet die Schilderung des Historikers Ulcini: „Das verderblichste und unglückseligste aller politischen Ereignisse, dasjenige, welches die Nation verdarb bis ins innerste Mark, ihre Sitten erschütterte, ihren nationalen Charakter, ihre Gebräuche und Gewohnheiten fast vernichtete, ihren Mut brach, das ist die Einführung der Herrschaft durch die Phanarioten, deren geheime Schleichwege und Hinterlist, deren treulose, verbrecherische Politik von mehr als einem Geschichtsschreiber enthüllt

wurde. Unter ihr verrät der Sohn den Vater, der Vater verdrängt den Sohn, der Thron ist zum Preis geworden, den die größte Schändlichkeit erlangt. Diesen Sklaven, der Pforte unterworfen, waren beide Fürstentümer für die türkischen Herrscher nichts weiter mehr als Pachtgüter, die dem Höchstbietenden zugeschlagen wurden. Der Fürstenthron ward der Gegenstand der Versteigerung. Sobald ein Phanariot in sein Fürstentum kam, war er von dem einzigen Gedanken beherrscht, Vermögen zu machen, Reichtum für sich zu sammeln und für seine Gehilfen, die ihm wie ein Schwarm gieriger Raubvögel folgen und sich auf das unglückliche Land niederlassen. In der Angst, bald wieder entthront zu werden, erschöpfen sie sich in neuen Plänen, in nur möglichst kurzer Zeit soviel aus dem Lande herauszupressen, um die großen Schulden bezahlen zu können, welche sei gemacht haben, um den Thron überhaupt zu bekommen." — Und ein anderer Geschichtsschreiber, E. Hourmuzaki, zeichnet in beredter Weise die tiefen sozialen und moralischen Schäden, welche diese Phanariotenmißwirtschaft zur Folge hatte: „Die Rumänen wurden beschmutzt von der moralischen Fäulnis des Orients. Welcher Art waren denn die Persönlichkeiten von Einfluß? Thronräuber, die alle natürlichen Bande des Blutes und der Familie verachtend ihre eigenen Angehörigen, ihre eigenen Brüder stürzten, ihnen die Augen ausrissen und sie in die Klöster einschlossen, um an ihrer Stelle herrschen zu können, Regenten, die mit knabenhaftem Eigensinn sich stritten, statt weise zu regieren, statt an ihre eigene Schwäche zu denken und an die Gefahren, welche dem Lande drohten, Streber nach der Krone, welche den geschworenen Eid mit Füßen traten, mit kaltem Blute die heiligsten Verträge mißachteten, Ungerechtigkeiten jedweder Art begingen, einzig und allein, um zum Ziele zu gelangen. Männer, welche an der höchsten Stelle des Landes stehend, den bedeutendsten Einfluß

ausübend, Beispiele der unwürdigsten Niedertracht gegen Arme, Schwache und Geringe gaben, welche ihre Stellung nur dazu ausnutzten, ihren persönlichen Vorteil zu mehren. Die Ehe, zur politischen Unzucht geworden, hatte keinen andern Zweck, als die Befriedigung ehrgeiziger Gelüste. Die materiellen Vorteile, die politische Errungenschaft, welche sie im Gefolge hatten, wurden gewogen, berechnet, abgeschätzt und darnach einzig und allein ihre Dauer bestimmt. Die Vaterlandsliebe, das gegenseitige gute Einvernehmen der Bürger unter sich mußte krasser Selbstsucht und zügelloser Gier nach Gewinn Raum geben. Lüge und Treulosigkeit hatten den Vorsitz in allen öffentlichen Beziehungen sowohl nach innen, wie nach außen; Heuchelei und Unehrenhaftigkeit, Untreue drangen selbst in das bürgerliche Leben ein. Diese Sittenlosigkeit stieg von den höchsten Stellen auf der gesellschaftlichen Leiter hinab in alle Klassen der Bevölkerung und widerstand den Bemühungen und Anstrengungen, welche niemals innerhalb einer Nation, die auf ihre Zukunft ehrlich bedacht ist, aufhören, gemacht zu werden, um zu bessern, das öffentliche Gewissen zu reinigen, es wieder zu gewöhnen an Beobachtung der Pflichten, an die Achtung der ewigen Grundsätze der Tugend. Die Folgen dieser sittenverderblichen Bestrebungen, welche dem Guten die Fähigkeit entzogen, Gutes zu tun, machen sich noch heute bemerkbar und zeigen sich im öffentlichen wie im privaten Leben des neuen rumänischen Staates, aber sie stehen doch jetzt im Widerspruch mit der einsichtsvollen und edlen Natur des rumänischen Volkes und lassen in den Herzen aller, welche für dasselbe Teilnahme und Liebe hegen, den brennenden Wunsch erstehen, die Nation wieder einen besseren, heilsameren Weg einschlagen und einhalten zu sehen."

Nach einer Zeit des tiefsten politischen Verfalls und wirtschaftlichen Niederganges fand 1821 die Herrschaft der

Phanarioten ihr Ende, denn gewissermaßen zur Belohnung für die Zurückhaltung der Bewohner der beiden Fürstentümer während des türkisch-griechischen Krieges gestattete die Pforte, daß von nun an wieder die Fürsten aus den Familien des Landes gewählt werden durften, aber nur auf sieben Jahre, nach deren Ablauf eine Wiederwahl stattfinden konnte durch die Landstände der beiden Fürstentümer, falls Rußland und die Türkei nichts dagegen einzuwenden fanden. Es liegt auf der Hand, daß die bisherige Bevormundung hier nur einen neuen Mantel erhalten hatte. Auch von außen her fehlte es nicht an furchtbaren Drangsalen, die der im Frühling 1828 ausgebrochene russisch-türkische Krieg über das unglückliche Land brachte. „Die Felder sind ausgeraubt und verwüstet, die Städte erdulden dasselbe Schicksal, die Bevölkerung ist gelichtet durch Hunger, Kälte und Krankheiten, der halbe Viehstand vernichtet durch Seuchen und Beschlagnahme,“ so die Schilderung des damaligen Zustandes. Und ein rumänischer Vaterlandsfreund rief klagend aus: „Die Fürstentümer der Walachei und der Moldau gleichen zwei Schiffen, die von den Wogen eines wildbewegten Meeres hin- und hergeschleudert werden, und für die nur selten ein Lichtblick durch drohendes, schwarzes Gewölke dringt.“

In dem Frieden von Adrianopel, 2. September 1829, erreichten die Fürstentümer wohl eine gewisse Unabhängigkeit von der Pforte und die Berechtigung, die Regenten auf länger als sieben Jahre zu wählen, aber die Länder blieben als Pfand zunächst in russischem Besitz bis zur Abzahlung der Kriegsentschädigung seitens der Türkei, und zwar während voller fünf Jahre. Nach Ablauf dieser Frist nötigten die Russen und Türken die Bevölkerung, die von den beiden Mächten bestimmten Regenten einzusetzen, und zwar für die Moldau Michael Sturdza und für die Walachei Alexander Ghika. Diese gewaltsame

Einmischung führte zu abermaligen nationalen Zwistigkeiten, denn die einzelnen Parteien strebten für ihre hervorragendsten Vertreter den Fürstensitz an. So kam es, daß die Fürsten, die fast sämtlich unter russischem Einfluß standen, wiederholt wechselten, daß abermals Unfriede entstand, unter welchem die gesamte öffentliche Verwaltung aufs schwerste litt, hatten doch von 1822 bis 1849 nicht weniger als sieben Regenten den Thron inne. Auch an neuen militärischen Besitzergreifungen durch die Russen, die Österreicher und die Türken fehlte es nicht und damit nicht an ungeheuren Lasten für das Land, aus dem die Vaterlandsfreunde verbannt wurden, um in der Fremde für ihre unglückliche Heimat zu wirken, soweit es in ihren Kräften stand.

Blutig wurde 1848 seitens russischer und türkischer Truppen der durch die ewigen Unruhen genährte Aufstand in den Fürstentümern niedergeschlagen und ihre Bewohner noch mehr gedemütigt durch den am 1. Mai 1849 geschlossenen Vertrag von Balta Liman, demzufolge den Hospodaren je ein russischer und türkischer Kommissar zur Seite gestellt wurde, die alle Verfügungen dieser sogenannten Regenten prüften und ohne deren Zustimmung keinerlei Beschluß gefaßt und ausgeführt werden konnte. Soweit noch nationales Empfinden vorhanden war, ward es durch diese Vergewaltigung aufs tiefste empört, und schon damals ersehnten die Patrioten die Vereinigung der Fürstentümer unter einem fremden Prinzen, mußten sie doch mit Recht befürchten, daß der mächtige russische Nachbar nur auf den Augenblick wartete, um das Land unter dem Namen eines „Protektorats“ in dauernden Besitz zu nehmen.

Von jeher hatte ja Rußland begehrliche Blicke auf die Donaufürstentümer geworfen und sie wiederholt als bereits zu seinem Reiche gehörend betrachtet, wie 1842, als Fürst Bibesco zum Hospodaren der Walachei ernannt wurde, der

russische Kanzler Graf Nesselrode an den Generalkonsul Daschkow in Bukarest geschrieben: „Sie werden dem Fürsten unsere Instruktionen mitteilen und zugleich allen Hoffnungen Ausdruck geben, die wir auf seine Verwaltung setzen.“ Ein ‚Protektorat‘ der beiden Fürstentümer, das war das Ziel der russischen Politik, wie sich auch Kaiser Nikolaus im Jahre 1853 dem englischen Botschafter Seymour gegenüber offen geäußert, als er auf den bald bevorstehenden Zerfall des türkischen Reiches zu sprechen kam, eine Neuordnung der Länder an der Donau vorschlagend: „Die Fürstentümer sind tatsächlich ein unabhängiger Staat unter meinem Schutze; das könnte so bleiben. Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten. Ebenso Bulgarien; es scheint, daß kein Grund vorliegt, weswegen diese letztere Provinz nicht ebenfalls einen unabhängigen Staat bilden könnte. Was Ägypten anbetrifft, so verstehe ich vollkommen die Bedeutung dieses Gebiets für England. Ich kann darüber nur so viel sagen, daß, wenn im Falle der Teilung des ottomanischen Reichs, die seinem Untergang folgen würde, Sie Ägypten in Besitz nehmen würden, ich nichts gegen eine solche Eventualität einzuwenden hätte. Ich sage dasselbe auch für Kreta; wenn Ihnen die Insel zusagt, sehe ich nicht ein, warum dieselbe nicht eine englische Besitzung werden könnte.“

Der bald nach diesen Äußerungen beginnende Krimkrieg erfüllte freilich nicht die Hoffnungen des russischen Herrschers, von neuen, schwersten Drangsalen wurden dagegen durch den Feldzug die beiden Fürstentümer betroffen, die russischen und türkischen Heere brandschatzten ihre Gefilde, 17½ Millionen Piaster verschlang der kaum einjährige Aufenthalt der russischen Truppen, 6 Millionen die türkische Besetzung, während der letzteren belief sich die Bukarest allein auferlegte Kontribution in Geld und Naturalien auf 4600 Dukaten täglich. Den Zustand im Lande schildert uns Graf Wimpffen, der an der aus ma-

teriellen und politischen Gründen erfolgten österreichischen Besetzung der Walachei teilgenommen, folgendermaßen: „Raub, Brandlegung, Verwüstung und Zerstörung waren an der Tagesordnung. Banden entlaufener russischer und türkischer Ausreißer, entlassener Dorobanzen und Graničaren streiften in den Gehölzen umher und bedrohten die Sicherheit des Eigentums. Die zu ihrer Bekämpfung aus Widdin und Calafat aufgebotenen Baschi-Bozuks und Arnauten erhöhten die Drangsale, und das Heilmittel erwies sich gefährlicher als das Übel selbst. Attentate auf das Eigentum flüchtiger Grundbesitzer wurden von den Behörden offen unterstützt, ja, ein förmlicher Guerillakrieg entbrannte zwischen einzelnen Mordbrennerrotten, die — wenngleich alle auf Plünderung ausgehend — unter dem Deckmantel politischer Tendenzen, angeblich bald vom russischen, bald vom türkischen Parteistandpunkte aus ihr verbrecherisches Spiel trieben und sich gegenseitig bekämpften, dann wieder gemeinsam verbanden. Unter verschiedenen Führerschaften brandschatzten dieselben größere und kleinere Ortschaften und wagten sogar einen Überfall auf Turnu Severin, welcher Ort nur durch die mannhafte Haltung des österreichischen Starosten und die rasche Herbeiziehung türkischer Truppen aus Neu-Orsova vor größerem Unheil bewahrt wurde.“ — Wie in der Walachei, so auch in der Moldau, wo in den Finanzen eine trostlose Ebbe eingetreten war, daß die Beamten des Staatssekretariats am Osterfeste 1855 die teilweise Auszahlung ihrer rückständigen Gehälter nur noch durch eine in den Amtslokalen vorgenommene Demonstration, die beinahe einem räuberischen Überfalle glich, erzielen konnten. „Alle Zweige der Verwaltung waren desorganisiert,“ schreibt der obige Beobachter, „französische Abenteurer plünderten das Land auf das unverschämteste aus. Neue Gesetze überstürzten sich fortwährend in fieberhafter Eile; Adelstitel und Privilegien wurden massenhaft ver-

schleudert und von den Regierungsmännern an den Meistbietenden verkauft. — Aller einheimischen Elemente bar, die ein kraftvolles, gesundes Volksleben zu begründen vermögen, ein Spielball der Eifersucht fremder Mächte und ihrer Vertreter, zwischen drei mächtigen Nachbarn eingekeilt und ratlos umhergetrieben, zu schwach, um dem Anprall derselben zu widerstehen und daher stets in Gefahr, bei deren Reibung zunächst zermalmt zu werden, vermochte ein solcher Staatskörper den wahren Interessen der Fürstentümer nicht zu entsprechen." — Graf Wimpffen, der die Verhältnisse im Lande zu jener Zeit Jahre hindurch aufmerksam verfolgt, betont mehrfach, daß die Fürstentümer einer dauernden Blüte sich nur erfreuen würden, einst unter einem und demselben Szepter vereint, durch Anlehnung an die germanischen Mächte, durch ein Zufluten deutscher Intelligenz, deutscher Kapitalien, deutscher Arbeitskräfte, indem ferner die Bildung des Volkes, die Erziehung der Jugend und der höheren Stände mit richtiger Auswahl der Mittel gehoben würde, durch Befreiung der Donauschiffahrt, Verbesserung des Staatswesens und Schöpfung eines einfachen Netzes von Eisenbahnen, ferner durch Regelung der bäuerlichen Verhältnisse, wobei eine von parteiischer Begünstigung der eigensüchtigen Bojarenwirtschaft wie von Verfolgung utopistischer Theorien gleich weit entfernte Mitte gehalten wird. „Dann werden diese herrlichen Länder mit ihren unerschöpflichen Hilfsquellen, mit ihren noch ungeahnten Schätzen der Urproduktion, ihrer unvergleichlichen Lage und selten günstigen Konfiguration, reich, blühend, mächtig, das Anlagekapital mit hundertfachen Zinsen vergüten, welches eine weise, vorsehende, weitblickende Politik der Zukunft ihnen widmen mag!" —

Den Wert der rumänischen Gebiete, allerdings mehr in politischer Beziehung als Wall gegen das Vordringen des Panslawismus, hatte auch Napoleon III. wohl erkannt,

4*

was seine sympathische Haltung gegenüber den nationalen Bestrebungen der Rumänen erklärt, und auch Cavour hatte in einer Depesche vom 4. September 1856 an den Grafen Forti in London die große Bedeutung des neuen Staatswesens an der Donau vom Standpunkte der allgemeinen Interessen Europas gegenüber Rußland treffend hervorgehoben: „Die Rumänen bilden ein Hindernis für die Vereinigungsbestrebungen, welche den verschiedenen Zweigen der großen slawischen Familie eigen sind. Die rumänische Nationalität ist ein Gegengewicht, welches, nützlich der Pforte, nützlich Europa, sich der gefährlichen Ausbreitung des Panslawismus widersetzt. Man werfe einen Blick auf die Karte und man wird sehen, daß sich die slawische Rasse vom Ural und vom Eismeere bis zum adriatischen Meere ausdehnt, ohne andere Unterbrechung als die Länder, welche von der rumänischen Rasse bewohnt sind. Da aber der Panslawismus unzweifelhaft eine Gefahr ist nicht nur für die Türkei, sondern für den ganzen Occident, ist es da nicht von höchstem Interesse, mitten in die slawischen Länder hinein eine Nationalität zu befestigen, welche ausschließlich mit dem Occident sympathisiert und eine wirkliche Schranke gegen die Vereinigung von Völkern bilden kann, die so mächtige Tendenzen zur Einheit haben, daß sie vielleicht die übrige zivilisierte Welt unterjochen werden?"

Die günstige Folge des Krimkrieges war die Aufhebung des russischen Protektorats, und seitens des Pariser Kongresses von 1856 wurde ferner beschlossen, daß die Fürstentümer unter der Oberherrschaft des Sultans Unabhängigkeit genießen sollten; über die Frage ihrer ferneren Zusammengehörigkeit oder Trennung konnte man sich nicht einigen, man wollte die Erledigung abhängig machen von den in den nationalen Versammlungen der Moldau und Walachei zur Annahme gelangenden Beschlüssen. In diesen 1857 nach Bukarest und Jassy einberufenen Ver-

sammlungen — den Divans ad hoc — suchte man über das Schicksal der Fürstentümer endlich einig zu werden und stellte folgende Hauptwünsche, als Ausfluß der seit langem gärenden nationalen Bestrebungen, auf: Achtung der durch die alten Verträge mit der Pforte verbrieften Rechte der Fürstentümer und deren Neutralität, ferner ihre Vereinigung zu einem konstitutionellen Staate unter einem erblichen Fürsten aus einer europäischen Dynastie.

Da in der im Sommer 1858 stattgefundenen Pariser Konvention die Großmächte u. a. die Wahl zweier Landesfürsten bestimmten, umgingen die beiden Fürstentümer den Widerstand der Mächte, indem die nationalen Parteien zu Beginn 1859 in Bukarest wie in Jassy denselben Kandidaten als Fürsten zur Wahl stellten, und zwar den Moldauer Obersten Alexander Kusa, der als der Geeignetste erschien, da er keinerlei nähere Beziehungen zu den Bojaren- wie den im Lande verbliebenen Phanariotenfamilien hatte und die Verpflichtung eingegangen war, die 1857 erfolgten nationalen Beschlüsse zu verwirklichen und durch eine gemeinsame Verfassung die Realunion durchzusetzen, wobei erwähnt sein mag, daß der letzteren Preußen stets sympathisches Verständnis entgegengebracht. Zwei Jahre später stellte sich die Anerkennung der Mächte ein, und 1862 ward aus den „vereinigten Fürstentümern" der Moldau und Walachei ein neuer Staat, Rumänien.

Aber die ersehnte Ruhe sollte trotzdem nicht eintreten. Wohl tat Fürst Kusa manches zum Wohle des Landes, indem er die Verfassung freiheitlich ausgestaltete und die Preßfreiheit einführte, ferner durch Aufhebung des Bojarenadels, Verteilung des Grundeigentums an besitzlose Bauern, Unabhängigkeit der rumänischen Staatskirche vom Patriarchat in Konstantinopel und anderes mehr. Aber diesen Vorzügen standen zahllose Schwächen und Nachteile gegenüber. Ganz abgesehen davon, daß sich der Fürst völlig in das russische Fahrwasser begeben

hatte, suchte er Reformen einzuführen, kümmerte sich dann aber wenig darum, ob sie auch ihre Verwirklichung fanden. Eine schlimme, stets zunehmende Günstlingswirtschaft verschlang die Einnahmen des Landes, und die Verfassung stand mehr auf dem Papier, als daß sie von dem Fürsten und seiner Umgebung berücksichtigt wurde, ja, der Fürst hob sie im Mai 1864 eigenmächtig auf und führte nach Napoleonischem Beispiel eine fast absolutistische Verfassung ein, zugleich mit einem Wahlrecht, welches durch seine sonderbaren Bestimmungen den Anhängern des Fürsten stets den entscheidenden Einfluß verhieß. Dieser erstrebte Erfolg zeigte sich 1864 durch die Zusammensetzung der Nationalversammlung, die der Regierung und dem Fürsten in jeder Hinsicht ergeben war.

Immer übermütiger und selbstbewußter traten Fürst Kusa, der in Bukarest residierte, und seine Vertrauten auf, und immer schlimmer wurde die Mißwirtschaft, welche die öffentlichen Kassen des Staates völlig leerte. Ein Ministerium löste das andere ab, heute gegebene Gesetze wurden nach wenigen Wochen wieder aufgehoben, alles geriet in Schwanken und Wanken. Im Lande gärte es fortgesetzt, und auch die Mitglieder der Nationalversammlung konnten sich nicht verhehlen, daß der Ruin des Fürstentums mit jedem Tage zunehme. Kleinere Aufstände zeigten die drohende Bewegung an; aber durch militärisches Eingreifen wurde der Fürst stets ihrer Herr, so auch im Februar 1866. Zu tief jedoch war der allgemeine Unwille, zu tief die Empörung über die unhaltbaren Zustände, als daß noch eine Unterdrückung selbst mit gewaltsamsten Mitteln möglich gewesen. Eine weit verzweigte Verschwörung traf trotz ausgedehnter polizeilicher Spionage die umfassendsten Vorbereitungen zur erzwungenen Absetzung des Fürsten, die um die vierte Morgenstunde des 28. Februar 1866 erfolgte. Ein Teil des Militärs, zu welchem auch die Wache des fürstlichen Palais gehörte,

befand sich im Einverständnis, und vierzig Bewaffnete drangen unter der Führung von drei Obersten in das Bukarester Palais ein und zwangen den Fürsten zur Unterschrift seiner Abdankungsurkunde, worauf er als Gefangener fortgeführt wurde, zunächst nach seiner einstigen Sommerresidenz, dem Kloster Cotroceni, von wo er am andern Tage auf seinen Wunsch unter militärischer Eskorte an die österreichische Grenze gebracht wurde, sich über Kronstadt nach Paris begebend.

Am Vormittag des 28. Februar wurde eine provisorische Regierung aus Lascar Cartagiu, General Golesku und Oberst Haralambi gebildet und zugleich ein neues Ministerium berufen, welchem treue Vaterlandsfreunde angehörten. Wie von einem schweren Banne befreit atmete die Bevölkerung auf, mit schallender Musik und flatternden Fahnen durch die Hauptstraßen der Stadt ziehend und den Vertretern der neuen Regierung jubelnde Huldigungen darbringend. Mit aufrichtiger Befriedigung wurde in Bukarest wie im gesamten Lande die Proklamation der provisorischen Regierung aufgenommen, deren erste Sätze lauteten: „Rumänen! Vor sieben Jahren habt Ihr Europa gezeigt, was Patriotismus und Bürgertugend vermögen. Unglücklicherweise habt Ihr Euch in der Wahl des Fürsten, den Ihr an die Spitze gestellt, getäuscht. Anarchie, Korruption, Mißachtung der Gesetze, Herabwürdigung des Landes im Innern und Äußern, und Verschwendung der Habe der Nation waren die Prinzipien, welche diese schuldbelastete Regierung leitete. — Heute hat dieselbe aufgehört zu sein! — Rumänen! Ihr habt gelitten, um der Welt zu zeigen, bis wohin Eure Geduld geht. Jetzt war jedoch das Maß voll. Die Zeit ist gekommen, und Ihr habt Euch Eurer Vorfahren würdig gezeigt."

Am nächsten Tage versammelten sich Senat und Deputiertenkammer zu einer außerordentlichen Sitzung, in welcher der Ministerpräsident, Joan Ghika, unter allge-

meinem Beifall die Abdankungsurkunde Kusas vorlegte und eine Erklärung der Regentschaft verlas. Gleich danach nahm die Versammlung die Wahl eines neuen Fürsten vor und erkor als diesen einstimmig den Grafen von Flandern, den Bruder des Königs Leopold von Belgien, als Philipp I.

Diese Berufung eines fremden Fürsten auf den rumänischen Thron entsprang dem allgemeinen nationalen Verlangen, das sich in den letzten Jahrzehnten immer stärker geregt hatte. War man doch zur Überzeugung gekommen, daß, wenn das Fürstentum abermals unter die Regierung eines einheimischen Fürsten gestellt würde, dies nur eine Wiederholung jener Zustände bedeutete, die man zum Wohle des Landes endgültig zu beseitigen trachtete, und von selbst ergab sich der Wunsch, die Regierung einem fremden Fürsten zu übertragen, und zwar einem Fürsten, der nicht den Nachbarmächten, also Rußland und Österreich, angehörte.

Bereits 1857 hatte die Bevölkerung der Walachei eine längere Erklärung an die Kammern gelangen lassen, in der es hieß: „Damit der regierende Fürst all die Eifersüchteleien und all den Zwiespalt, welche notwendigerweise immer wieder entstehen, wenn ein Bürger des Landes zur Regierung des neugeschaffenen Staates berufen wird, vermeiden könne, damit er nicht in den Verdacht komme, Verpflichtungen, die ihn binden, eingegangen zu sein, diese oder jene Partei, diese oder jene Familie vorzuziehen, damit er seinen Untertanen vollständiges Vertrauen einflöße, indem er volle Sicherheit der Unparteilichkeit und der Unabhängigkeit bietet, Gewährschaften, welche ein einheimischer Regent unmöglich zu leisten imstande war, damit der Regent, dank seiner Blutsverwandtschaft, in der Lage ist, Rumänien leichter in den großen Familienkreis der europäischen Staaten einzuführen und dem Lande dadurch mehr Halt und Stütze zu geben, damit er sowohl

nach innen wie nach außen jene Achtung, jenes Gewicht, jenes Ansehen seiner Persönlichkeit in die Wagschale werfen kann, wie es für einen Souverän und erst recht für den Begründer einer Dynastie unumgänglich notwendig ist — aus allen diesen Gründen ergibt sich die zwingende, unabweisbare Notwendigkeit, daß der Herrscher Rumäniens aus einer der souveränen Familien Europas gewählt werden müsse. Und diese Notwendigkeit ist so gebietend, so unabweisbar wie nur irgend eine Forderung. Denn es ist einzugestehen, daß das Regiment, das Regime der eingeborenen Regenten derart in Rumänien bloßgestellt und unmöglich gemacht wurde, daß, wenn ein Mann von den höchsten Geistesgaben und mit den Eigenschaften eines Heiligen gewählt würde, auch ein solcher sich nicht halten könnte gegen das allgemeine, bestimmte Verlangen der Rumänen, einen Herrscher aus einer der europäischen souveränen Fürstenfamilien zu erhalten."

Und in den Kammern des genannten Jahres hatte Michael Kogalniceano ausgerufen: „Jedes Blatt aus der Geschichte unsers Landes trieft von Blut und Tränen. Das Unglück, woran wir leiden, bezeichnet das Volk mit dem treffenden Sprichwort: ‚Der Wechsel der Fürsten ist eine Freude der Narren.' Das Herz eines Volkes täuscht sich niemals. Hören wir, Brüder, auf die Seele des Volkes, hören wir auf die Stimme und den heißen Wunsch der Nation, welche ohne Aufhören fleht und ruft nach der Vereinigung der Fürstentümer unter einem fremden Fürsten!" — Das hatte auch bei der gleichen Gelegenheit Joan Bratianu in treuem vaterländischem Empfinden betont, nachdem er in erschütternder Weise die Zustände des Fürstentums geschildert: „Die Rumänen verlangen mit Entschiedenheit an die Spitze der vereinten Fürstentümer ein Mitglied aus den souveränen Familien Europas. Indem sie diese Forderung stellen, geben sie Europa die Sicherheit und Gewährschaft, daß sie entschlossen sind,

mit allem Eifer, mit aller Tatkraft, auf dem Wege des Fortschrittes und der geistigen Entwicklung vorwärts zu schreiten."

Die Durchführung des allgemeinen Wunsches, einen fremden Fürsten an der Spitze der rumänischen Regierung zu sehen, stieß auf vielerlei Schwierigkeiten, nicht innerhalb, sondern außerhalb des Landes.

Der Graf von Flandern lehnte die Wahl zum rumänischen Fürsten ab, hauptsächlich wohl wegen des Widerstandes Napoleon III., der ihn in Paris, welches der Graf auf der Durchreise nach Nizza berührt, mit den Worten empfangen hatte: „Nicht wahr, Sie nehmen die Wahl der Rumänen nicht an!" Diese Ablehnung wurde den Mächten am 27. Februar durch ein Rundschreiben mitgeteilt. Trotzdem schickte die provisorische rumänische Regierung noch Ende März eine Abordnung an König Leopold von Belgien, der jedoch erklärte, daß sein Bruder ganz nach eigenem Ermessen gehandelt, als er auf den Thron verzichtete. Die Abordnung begab sich darauf nach Paris, um Napoleons Sympathien für einen andern fürstlichen Kandidaten zu erwecken, und zwar für den Prinzen Karl von Hohenzollern, zu dessen Wahl der Kaiser bei seinen verwandtschaftlichen Beziehungen und seiner Zuneigung für den Prinzen wohl selbst die Anregung gegeben.

Da sich in Rumänien Anzeichen von Zwietracht und Unentschlossenheit zeigten und man ferner mit den Umtrieben der Anhänger Kusa's rechnen mußte, machte man der Ungewißheit und dem Zögern ein schnelles Ende, indem die Regentschaft den Prinzen Karl von Hohenzollern als Fürsten proklamierte, und der Bürgermeister von Bukarest dies der Bevölkerung durch einen Aufruf mitteilte, in welchem es u. a. hieß:

„Rumänen! Ganz Europa hegt ein unbegrenztes Vertrauen auf Eure Wiedergeburt. Wie! Ihr, Ihr allein, die Schöpfer dieser Wiedergeburt, würdet dieses Vertrauen in

eben dem Augenblicke verlieren, wo Euch bereits das letzte entscheidende Wort auf den Lippen schwebt? Fühlt Ihr nicht, Brüder, wie die Gottheit Euer ganzes Wesen durchdringt — seht Ihr nicht den Abgesandten des Herrn kommen? Die Regenten und ihre von Euch selbst berufenen Minister haben an Euch einen Aufruf zu diesem großen Feste erlassen. Zweifelt Ihr an ihrer Stimme, so legt das Ohr auf die eigene Brust. Horcht! Hört Ihr nicht, was aus der Tiefe klingt? — es ist die Stimme Gottes! Der Herrscher der Rumänen konnte nicht der Gewählte einer Handvoll Menschen sein; er mußte von Euch allen gewählt werden, denn die Stimme des Volkes und nur die Stimme des Volkes ist die wahrhaftige Volkesstimme. — Mitbürger! Verliert Euch nicht einen Augenblick, erhebt Euch wie ein Mann, und Ihr, das Volk, heute der große Pontifex der lebendigen rumänischen Kirche, vollzieht vor der ganzen Menschheit und vor Gott das heilige Geheimnis des großen Tages. Verleiht die Taufe der Freiheit Euren Herzen, salbet mit dem Chrisam Eures Glaubens den Herrscher der Rumänen, und Euer Gesalbter wird der Gesalbte Gottes, wird der Held des künftigen Rumänien werden! — Noch bevor Ihr diese Zeilen zu lesen aufgehört, jauchzen gewiß Eure Herzen dem neuen Herrscher mit Liebe entgegen. Und so rufe auch ich als wahrer Rumäne aus der Tiefe des Herzens: Es lebe Karl I. von Rumänien, es lebe der Beherrscher des einigen und unteilbaren Rumänien.

Der Primar von Bukarest:
Dr. Bratianu."

Die sofort Mitte April veranstaltete Volksabstimmung hatte ein glänzendes Ergebnis: von 686 193 wahlberechtigten Stimmen entfielen 685 969 auf den Prinzen Karl, so daß nur 224 gegen die Wahl gerichtet waren. Das

in diesem großartigen Maße nicht erwartete Resultat fand die freudigste Zustimmung aller Volkskreise, nur leider nicht jene der in Paris zusammengetretenen europäischen Konferenz zur Regelung der rumänischen Angelegenheiten und der russischen Agenten, die das Land überschwemmten, drohende Gerüchte aussprengend, eine österreichisch-russische Armee sowie türkische Truppen würden in die Fürstentümer einrücken. Natürlich rief dies tiefgehende Beunruhigung hervor, so daß die Regierung eine Erklärung erließ, in welcher sie betonte, es sei keinerlei Anlaß vorhanden zu Besorgnissen irgendwelcher Art. In Jassy, der Hauptstadt der Moldau, kam es zu einem Aufstand, an welchem sich hauptsächlich die fremden Elemente beteiligten, während sich die Bürgerschaft ruhig verhielt; durch das energische Einschreiten des Militärs ward jedoch die Ordnung bald wieder hergestellt. Die Befürchtung lag nahe, daß sich derartige gewaltsam angezettelte Unruhen noch an andern Punkten wiederholten, was auch geschah, und daß ferner gewisse separatistische Bestrebungen den endlich gewonnenen einheitlichen Staatsbau zerstören könnten, ferner, daß auch die Freunde Kusas nicht ruhen würden, die unsichere Lage zu ihren Gunsten auszubeuten, und daß sich schließlich energischer, wie bisher, die benachbarten Mächte in die innern Angelegenheiten einmischen würden.

Neue gefährliche Wolken türmten sich über dem schwergeprüften Lande auf, dessen Bevölkerung abermals einer unsicheren Zukunft entgegensah. Fest und unerschütterlich zeigten sich die Mitglieder der auf Veranlassung der Regentschaft neugewählten Kammer, welche in der Sitzung vom 1. Mai den Volksbeschluß, dem Prinzen Karl die Krone anzutragen, feierlich zu dem ihrigen machten durch ihre einstimmige Erklärung: „Mit Berücksichtigung der Ehrerbietigkeit, welche wir der hohen Pforte und den Garantiemächten zollen, erklärt die Versammlung, als

treuer Dolmetscher des nationalen Willens, welcher mit so vieler Wucht durch die Kammern zum Ausdruck gekommen, und in der Folge von allen Versammlungen, wie von dem Korps legislatif am 11. Februar und endlich durch den Volksbeschluß vom 8. April erneuert worden ist, zum letzten Male im Angesichte Gottes und der Menschen, daß es der unerschütterliche Wille der vereinigten Fürstentümer ist, zu bleiben, was sie sind: Ein einiges, unteilbares Rumänien unter der erblichen Regierung eines fremden Prinzen, der einer der souveränen Familien des Abendlandes angehört, und daß der Fürst dieses einigen, unteilbaren Rumäniens, Prinz Karl Ludwig von Hohenzollern ist, welchen die Versammlung unter dem Namen Karl I. hiermit ausruft."

Da, in kritischer und gefahrvoller Zeit, am 3. Mai, drang die frohe Kunde nach Bukarest, daß Prinz Karl von Hohenzollern dem an ihn ergangenen Rufe Folge leisten und die rumänische Krone annehmen wolle. Sofort wurde das im ganzen Land durch Maueranschläge bekannt gemacht und überall jubelnd aufgenommen. In der Kammer verkündeten die Regenten den Abgeordneten die Wahl des Prinzen Karl von Hohenzollern zum erblichen Fürsten Rumäniens und seine Annahme derselben. Begeistert erhoben sich alle Deputierten, schwenkten Hüte und Tücher, und ihr Jubelruf: „Es lebe Karl I." pflanzte sich auf die Straßen fort, wo er in den dichtgedrängten, erwartungsvoll der ersehnten Kunde harrenden Volkskreisen das freudigste Echo fand: „Es lebe Karl I."



III.

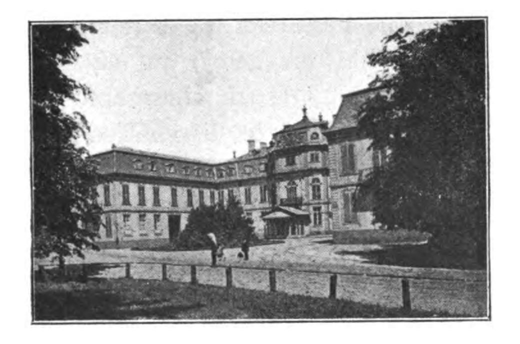
Prinz Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien erwählt.

Prinz Karl in Düsseldorf. — Der Besuch Joan Bratianu's. — Dem Prinzen wird die Krone Rumäniens angeboten. — Bedenken und Bedenkzeit. — Die Denkschrift des Fürsten Karl Anton. — Prinz Karl wieder in Berlin. — Die ersten Nachrichten der Wahl. — König Wilhelms Stellung zur Fürstenfrage. — Prinz Karl beim Minister-Präsidenten von Bismarck. — Bismarcks zustimmende Haltung. — Prinz Karl beim König Wilhelm. — „Gott behüte Dich!“ — Abschied des Prinzen von Berlin und Aufenthalt in Düsseldorf. — Die Entscheidung! — Prinz Karl von Hohenzollern.

Prinz Karl hatte sich Ende März 1866 von Berlin nach Düsseldorf begeben, wo sein Vater seit dem Frühling 1863 als Militär-Gouverneur der Rheinprovinz und Westfalen residierte, um im Kreise seiner nächsten Angehörigen die Osterfeiertage zu verbringen in dem der fürstlichen Familie als Heim dienenden anmutigen Schlößchen „Der Jägerhof“. Auf der Fahrt von Paris nach Berlin machte Joan Bratianu, der, wie wir bereits berichtet, als Abgesandter der rumänischen Regierung nach der französischen Hauptstadt gereist war, um die Stimmung der dortigen leitenden Kreise über die Kandidatur des Prinzen Karl zu erfahren, in Düsseldorf Halt, den Fürsten Karl Anton um eine Audienz ersuchend, bei welcher Gelegenheit er zu seiner großen Freude erfuhr, daß auch Prinz Karl anwesend sei. Die Audienz fand am Vormittag des 31. März statt und währte drei Stunden. Bratianu berichtete von seiner Mission, und daß Napoleon selbst die Anregung gegeben, dem Prinzen Karl die rumänische Krone anzubieten; er

nahm dann an der Tafel teil, wobei viel über die orientalischen und zumal rumänischen Verhältnisse gesprochen wurde. Nach Tisch drückte der rumänische Abgesandte dem Prinzen seine aufrichtige Freude aus, daß er ihn hier bereits kennen gelernt, da er ihn in Berlin vermutet, und erwähnte auch ihm gegenüber der Sympathien, die man am französischen Hofe für ihn hege, schließlich um eine Privatunterredung bittend, die auf den Abend festgesetzt wurde.

In dieser Unterredung nun trug Bratianu offiziell im Namen des Landes und der Regentschaft dem Prinzen Karl die Krone Rumäniens an, ihm im weiteren Verlauf die Zustände des Fürstentums schildernd und in klarer Weise darlegend, welch vielfache Gefahren demselben drohten, wenn die Ungewißheit noch länger dauerte, den Prinzen schließlich auf das innigste bittend um eine günstige Entscheidung. Prinz Karl entgegnete, daß er zwar den Mut in sich fühle, dem Ruf zu folgen, aber doch auch schwere Bedenken hege, ob er einer solch verantwortlichen Mission gewachsen sei, er könne für jetzt noch keine bestimmte Antwort erteilen, denn es hänge schließlich alles von dem Beschlusse König Wilhelms ab, der das Oberhaupt der Familie sei, und ohne dessen Erlaubnis er selbstverständlich einen so folgenschweren Schritt nicht unternehmen könne. Die spätere Gemahlin des Prinzen, Königin Elisabeth, erzählt noch von dieser ersten bedeutsamen



Der Jägerhof in Düsseldorf.
Residenz des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern.

Unterredung eine kennzeichnende Episode, und zwar wäre Prinz Karl den Ausführungen Bratianus gefolgt, eine Weltkarte vor sich, hätte schließlich den Bleistift zur Hand genommen und auf die das rumänische Fürstentum durchschneidende direkte Linie zwischen London und Bombay gewiesen mit den Worten: „Das da ist ein Land der Zukunft!" Und wie hier wirtschaftlich der Prinz eine überraschende Voraussicht bewiesen, welche durch die 1906 eingerichtete direkte Schiffahrtslinie von Konstanza nach Ägypten sich erfüllte, so auch politisch, denn als ihm in der gleichen Unterredung Bratianu das staatsrechtliche Verhältnis Rumäniens zur Türkei auseinandersetzte, besorgt, der Prinz könnte sich an dieser Abhängigkeit von der Pforte stoßen, bemerkte jener, er sehe darin kein Hindernis für sich, zumal es kaum schwer fallen dürfte, dieses Band zu lösen, das vorläufig eher eine Garantie, denn eine Fessel sei, da Rumänien sich noch nicht stark genug fühle, um schon auf eigenen Füßen zu stehen.

Ohne daß es zu einer bindenden Erklärung seitens des Prinzen, der in diesen Tagen auch seine Ernennung zum Rittmeister erhalten, gekommen, trat Bratianu, der auf den Prinzen wie auf die Familie des Fürsten durch sein Wesen wie durch seine Kenntnisse den vorteilhaftesten Eindruck gemacht, die Reise nach Paris an, um dort des weiteren tätig zu sein. Fürst Karl Anton aber richtete an König Wilhelm eine eingehende Denkschrift, in welcher er zunächst Mitteilung machte von dem an seinen zweiten Sohn ergangenen Antrag, die Regierung Rumäniens zu übernehmen, und daß er die Entscheidung darüber gänzlich dem Könige überlasse. Er betonte dann wörtlich: „In der jüngsten Zeit ist die noch unter dem Fürsten Kusa einberufene Kammer aufgelöst worden, weil der nunmehr in den Vordergrund gerückten Wahlfrage eine neue konstitutionelle Unterlage gegeben werden mußte. Nun ist nach der Auffassung des Herrn Bratianu leicht

möglich, daß aus der ad hoc konstituierten neuen rumänischen Kammer die Wahl eines meiner Söhne hervorgehe, und zwar nicht deshalb, weil nur einer von diesen als der einzig geeignete Regent zu bezeichnen wäre, sondern auch aus dem weiteren politischen Grunde, um den Konferenzmächten die Absicht Rumäniens zu zeigen, kein Bojaren-Regententum über sich zu dulden, moralischen Protest einzulegen gegen die von Rußland gewünschte Trennung der Fürstentümer, die monarchische Gesinnung dieser Länder zu konstatieren und einen fertigen Kandidaten zur Abkürzung des Konferenzverfahrens und zur Beseitigung aller weiteren Herrschaftsintriguen aufzustellen. Der Graf von Flandern sei nicht um seiner Person, sondern um des Prinzips willen per Akklamation gewählt worden, rumänischerseits sollte dadurch lediglich mit größter Offenheit gezeigt werden, daß nur einem fremden Fürsten die Gründung einer neuen Dynastie in Rumänien anvertraut werden dürfe.“ Nachdem dann der Fürst noch die schwierigen inneren Verhältnisse und das scheinbare Abhängigkeitsverhältnis zur Pforte berührt, schloß er: „Nicht zu leugnen sind aber die großen, jetzt noch unentwickelten inneren Hilfsquellen dieser Länder, welche unzweifelhaft eine ebenso große Zukunft haben werden, als sie ehemals Kulturdistrikte ersten Ranges gewesen sind. Der dortige Herrscher würde demnach eine ebenso große als dankbare Aufgabe zu erfüllen haben, deren Früchte wohl schwerlich seiner Person, unzweifelhaft aber den Deszendenten der neu begründeten Dynastie zu statten kommen müßten.“ Auch an den preußischen Ministerpräsidenten, Herrn von Bismarck, sandte Fürst Karl Anton ein Schreiben über die rumänische Thronfrage, auf die obige Denkschrift verweisend.

Am 9. April war Prinz Karl wiederum in Berlin und meldete sich sofort beim König, der jedoch die rumänische Angelegenheit mit keinem Wort streifte, danach besuchte

er den Kronprinzen, der eingehend mit ihm Rücksprache nahm und der ganzen Sache sympathisch gegenüberzustehen schien, bemerkend, wie ehrenvoll er es finde, daß eine so schwierige Aufgabe einem Mitglied des Hauses Hohenzollern angetragen worden sei; nur war ihm störend, daß die Kandidatur von Frankreich aus angeregt wurde, da er vermute, dieses könnte später vielleicht für diese Gefälligkeit eine Gebietsberichtigung von Preußen verlangen. Der Prinz erwiderte, man brauchte das nach seiner Meinung nicht zu befürchten, da sich KaiserNapoleon hier mehr von verwandtschaftlichen, als irgendwie eigennützigen Rücksichten habe leiten lassen. Als Gegner erwies sich Prinz Friedrich Karl, der die Ansicht äußerte, der Prinz sei doch zu besserem da, als tributären Fürstentümern vorzustehen, und der daher riet, den Antrag abzulehnen.

Als wenige Tage später, am 14. April, Prinz Karl im Kasino seines Regiments bei Tische saß, wurden ihm Berliner Zeitungen übergeben, die folgende Depesche enthielten: „Bukarest, den 13. April. Heute haben Stadthalterschaft und Ministerium mittelst Anschlags an den Straßenecken den Prinzen Karl von Hohenzollern unter dem Namen Karl I. zum Fürsten von Rumänien vorgeschlagen. Es geht das Gerücht, der Prinz werde demnächst hier eintreffen. Die Bevölkerung scheint hierüber voller Freude zu sein."

Diese so bestimmt auftretende Nachricht überraschte den Prinzen ebenso wie seine Angehörigen; sie war von Bratianu ausgegangen, welcher, von Paris nach Bukarest geeilt, mit aller Energie die Wahlangelegenheit dort betrieb. Er hatte auch unter dem 16. April eine Depesche an den Fürsten Karl Anton gerichtet, des Inhalts, daß fünf Millionen Rumänen den Prinzen Karl als Herrscher gewählt hätten und daß sich in allen Kirchen die innigen Bitten der Geistlichen mit denen des Volkes vereinten,

um den Erwählten zu segnen, ihn würdig zu machen seiner Vorfahren und des Vertrauens, welches die Nation in ihn setze. Diese Depesche wurde von dem Fürsten sogleich telegraphisch König Wilhelm übersandt, der sie dem Prinzen Karl mit folgendem eigenhändigen Brief übermittelte: „Dein Vater wird Dir die Anlage auch wohl mitgeteilt haben. Du hast Dich ganz passiv zu verhalten, weil große Bedenken obwalten, da Rußland und die Pforte bisher gegen prince étranger sind. Wilhelm.“ Fürst Karl Anton hatte Bratianu geantwortet, daß er mit tiefer Bewegung die Nachricht von der endgültigen Wahl seines Sohnes empfangen, daß aber die Entscheidung nunmehr in den Händen des Königs liege. Prinz Karl schrieb an diesem Tage seinem Vater, er sei fest entschlossen, auch gegen den Willen der in Paris tagenden Konferenz ohne weiteres nach Bukarest zu reisen. Der Fürst antwortete ihm: „Der Entschluß macht Dir alle Ehre und zeigt ein richtiges Gefühl; aber Du hast den Willen des Königs abzuwarten.“ —

Jetzt hieß es nur noch, die Zustimmung König Wilhelms zu erlangen, der sich zunächst völlig ablehnend verhielt und seine Gründe dem Fürsten Karl Anton in einem langen, vom 14. April datierten Handschreiben darlegte, in welchem es heißt: „Was nun Deine Auffassung des Anerbietens der rumänischen Herrschaft an Deinen Sohn Karl betrifft, so war ich allerdings überrascht, dasselbe von Dir so eingehend aufgenommen zu sehen. Natürlich ist es zunächst Pflichtsache des Vaters, über das Schicksal seiner Kinder eine Ansicht aufzustellen. Dies hast Du getan und dieselbe mir, als Familienhaupt, zur Beurteilung vorgelegt. — Deine politische Auffassung der Frage, die aus den Mitteilungen des etc. Bratianu folgte, verstehe ich insofern vollkommen, als man Preußen, als den bei dieser Frage nicht direkt beteiligten Staat, für den geeignetsten hält, ein Mitglied seines Hauses, ohne Jalousie

der direkter beteiligten Großmächte, zur rumänischen Herrschaft berufen zu lassen. Aber mit einer solchen Berufung würde für die Zukunft Preußens Stellung zu jeder orientalischen Verwicklung nicht mehr die bisherige neutrale bleiben können. Denn wenn auch Dein Sohn aus der nächsten Beziehung zu unsrem Hause treten würde, so bliebe doch eine Art von moralischer Verpflichtung, bei Gefahren für jenen Herrscher für ihn einzutreten. Wohin aber ein solches moralisches Band Preußen führen könnte, ist gar nicht abzusehen, und könnte nur dahin führen, wenn diplomatische Mittel fruchtlos geblieben sein sollten, die materiellen Unterstützungen versagen zu müssen, bei unsrer geographischen Lage zu jenen Ländern." — Der König ging dann des näheren auf die ungewisse Stellung des Prinzen als Fürst eines Vasallenstaates ein, die er eines Hohenzollern nicht für würdig halte, besorgte, daß, selbst wenn er seine Zustimmung gäbe, keine Garantie vorhanden sei, daß das Wahlrecht auch an dem jetzt Gewählten festhielte, und betonte, daß man die Stellung der auf der Pariser Konferenz repräsentierten Mächte zu dieser Wahlfrage berücksichtigen müsse, denn Rußland und die Pforte seien gegen die Union der Fürstentümer und gegen die Wahl eines auswärtigen Prinzen zum Beherrscher der Donaufürstentümer: „Das alles sind Ereignisse, die eine einfache Lösung dieser Frage nicht in Aussicht stellen. Daher muß ich Dir die nochmalige Überlegung derselben recht ans Herz legen. Sollte selbst Rußland, natürlich nur widerwillig, in die Wahl eines auswärtigen Fürsten willigen, so ist vorauszusehen, daß Intriguen über Intriguen in Rumänien stattfinden werden, zwischen Rußland und Österreich, und da letzteres williger für eine solche Wahl stimmen würde, so wäre die Anlehnung Rumäniens an Österreich gegen Rußland geboten und somit das neu geschaffene Reich mit seiner Dynastie, von Haus aus, auf seiten des Hauptgegners Preußens, das ihm doch den Fürsten geben

soll!“ — Fürst Karl Anton dankte dem König auf das innigste für sein Interesse und suchte in einer ausführlichen Denkschrift verschiedene der politischen Besorgnisse des Königs zu entkräften.

In dieser Unentschiedenheit sollte dem Prinzen Karl ein wichtiger Bundesgenosse erstehen in dem preußischen Ministerpräsidenten von Bismarck, der am Vormittag des 19. April den Legationsrat von Keudell an den Prinzen sandte, ihn um seinen Besuch bittend, da er ihn infolge eines Fußleidens, das ihn an das Haus fessele, leider nicht aufsuchen könne. Zur Mittagszeit fand die wichtige anderthalbstündige Unterredung statt, die Bismarck mit der Bemerkung eröffnete, daß er nicht als Staatsmann, sondern als Freund und Ratgeber ganz frei und offen zu dem Prinzen sprechen wolle und als solcher rate er ihm: „Sie sind von einer ganzen Nation einstimmig zum Fürsten erwählt; folgen Sie diesem Rufe, gehen Sie direkt in das Land, zu dessen Regierung Sie berufen sind!“ Und als der Prinz erwiderte, daß dies ohne Genehmigung des Königs unmöglich sei, obwohl er selbst den Mut zu diesem Entschlusse in sich fühle, rief Bismarck aus: „Um so mehr also! Die Genehmigung des Königs brauchen Sie in diesem Falle nicht direkt. Verlangen Sie Urlaub vom König, Urlaub ins Ausland, — der König ist fein genug, — ich kenne ihn ja genau —, um dies zu verstehen und die Absicht zu durchschauen. Sie nehmen ihm dadurch außerdem die Entscheidung aus der Hand, was ihm sehr willkommen sein muß, da ihm politisch die Hände gebunden sind.“ — Vom Ausland her, bemerkte Bismarck, könne der Prinz um seinen Abschied einkommen und sollte sich dann im strengsten Incognito nach Paris begeben, um den Kaiser Napoleon für seinen Plan zu gewinnen. Dieses sei nach seiner Ansicht die einzige Art, die Sache durchzusetzen, denn komme letztere erst vor die Pariser Konferenz, so würde sie sich nicht monate-, sondern jahrelang hinziehen.

Im Verlauf der Unterhaltung kam Bismarck auch auf die Stellung der Mächte der Thronkandidatur gegenüber zu sprechen: „Rußland und die Pforte werden den entschiedensten Protest gegen Ihre Wahl erheben, Frankreich, England und Italien werden auf Ihrer Seite stehen, und Österreich wird alles aufbieten, um Ihre Kandidatur zum Scheitern zu bringen. Doch ist gerade von dieser Seite nicht viel zu fürchten, da ich Österreich für einige Zeit zu beschäftigen gedenke . . .!"

Dann behandelte Bismarck die schwierige Situation, in welche Preußen versetzt würde, da es sich stets von der orientalischen Frage ferngehalten und nur seine Stimme im Rate der Großmächte geltend mache: „In diesem speziellen Falle aber müßte ich, als preußischer Ministerpräsident, gegen Sie stimmen, so schwer mir das auch fallen würde, denn ich dürfte im gegenwärtigen Augenblick keinen Bruch mit Rußland herbeiführen und unser Staatsinteresse nicht zu Gunsten des Familieninteresses engagieren. — Durch eigenmächtiges Handeln von seitens Euer Durchlaucht würde der König aber aus der für ihn peinlichen Situation herausgelangen, und ich bin überzeugt, daß er dieser Idee nicht abgeneigt sein würde, obwohl er als Familienoberhaupt seine Zustimmung nicht geben dürfte. — Sind Ew. Durchlaucht einmal in Rumänien, so wird die Frage bald gelöst sein, denn wenn Europa sich einem fait accompli gegenüber sieht, werden die zunächst beteiligten Mächte zwar protestieren, aber ein Protest steht auf dem Papier, und die Tatsache wird nicht mehr rückgängig zu machen sein!" — Den Einwand des Prinzen, daß Rußland und die Pforte direkt feindlich auftreten könnten, entkräftete Bismarck: „Aus Gewaltmaßregeln würden, namentlich für Rußland, die schwersten Folgen entstehen können. Ich würde aber Ew. Durchlaucht raten, vor Ihrer Abreise dem Kaiser von Rußland einen eigenhändigen Brief zu schreiben, in welchem Sie aussprächen, daß Sie in Rußland

Ihren mächtigsten Beschützer sähen und daß Sie mit Rußland dereinst die orientalische Frage lösen zu können hofften. — Auch ließe eine Familienverbindung, die bald ins Werk gesetzt werden müßte, Sie in Rußland einen großen Anhalt finden." Auf die Frage, wie sich Preußen zu der vollendeten Tatsache stellen würde, erwiderte der Ministerpräsident: „Wir werden nicht umhin können, das Faktum anzuerkennen und der Sache unser volles Interesse zuzuwenden. Ihr mutiger Entschluß wird also sicher sein, von hier aus beifällig aufgenommen zu werden."

Am Nachmittag wurde der Prinz vom König empfangen, der ihn herzlich begrüßte, aber nicht die Ansichten Bismarcks, die ihm der Prinz mitteilte, billigte, sondern ihm eingehend die Schwierigkeiten entwickelte, die dem Unternehmen im Wege ständen, ihm ratend, die Entscheidung der Pariser Konferenz abzuwarten. Aber selbst, wenn letztere günstig ausfallen sollte, wären noch viele Bedenken zu überwinden, ob es eines Fürsten aus dem Hause Hohenzollern würdig sei, sich unter die Oberhoheit eines Sultans zu stellen. Prinz Karl erwiderte — wir folgen hier wiederum den aus den Tagebüchern des Königs geschöpften und mit zahllosen Briefen und offiziellen Dokumenten versehenen Denkwürdigkeiten des Herrschers: „Aus dem Leben König Karls von Rumänien" — daß er für den Augenblick die türkische Suzeränität anzuerkennen bereit sei, doch mit dem stillschweigenden Vorbehalt, sich von derselben durch Waffengewalt zu befreien und dem Lande, das ihn heute erwählt, die völlige Unabhängigkeit auf dem Schlachtfelde zu erobern; er bitte den König, überzeugt zu sein, daß er stets seinem Namen Ehre machen werde, wo und in welcher Lage er sich auch befinden möge! — Der König bewilligte dann den erbetenen Urlaub nach Düsseldorf und schloß den Prinzen beim Abschied in die Arme mit den Worten: „Gott behüte Dich!"

Vom König begab sich der Prinz nach Potsdam zur

kronprinzlichen Familie. Der Kronprinz hatte seine früheren Bedenken fallen gelassen, jedenfalls war er nicht mehr gegen das Unternehmen und äußerte, er sei fest überzeugt, daß der Prinz seiner Aufgabe gewachsen sei; gleich seiner Gemahlin verabschiedete er sich auf das wärmste von dem Freunde, ihm seine treuesten Wünsche und Hoffnungen für eine gute Zukunft aussprechend.

Am gleichen Abend noch begab sich Prinz Karl nach Düsseldorf, wo er am nächsten Tage im Kreise der Eltern und Geschwister seinen Geburtstag feierte, aus welchem Anlaß zahlreiche Glückwünsche aus Rumänien eintrafen. Drei Tage später entschied die Pariser Konferenz, daß die in Bukarest zusammentretende Kammer die Wahl eines einheimischen Fürsten vorzunehmen habe; Depeschen aus Bukarest jedoch meldeten, die Rumänen würden dieser Anordnung nicht Folge leisten, sie beständen auf dem Willen der Nation, einem fremden Fürsten die Regierung zu übertragen, und hielten an der Wahl des Prinzen Karl fest. Für diesen Ausweg trat auch Frankreich energisch ein, indem es erklärte, es würde etwaige Zwangsmaßregeln, ob diese von Rußland oder der Pforte ausgingen, nicht dulden.

Auch Bismarck blieb, wie er dem Vermittler zwischen dem Fürsten Karl Anton und dem König, Oberst von Rauch, am 23. April mitteilte, seiner Ansicht treu: es wäre das beste, wenn der Prinz sofort die Wahl annehmen, sich nach Paris begeben und mit Kaiser Napoleon ins Einvernehmen setzen würde und dann die Zustimmung Rußlands zu gewinnen trachtete: „Was die Zustimmung des Königs betrifft, so kann dieselbe jetzt natürlich nicht erfolgen, aber einem fait accompli gegenüber wird sie schließlich nicht versagt werden können. Nur ob Prinz Karl die Kraft und Entschlossenheit in sich fühlt, die Frage auf diese einzig Erfolg verheißende Weise zu lösen, das muß er selbst entscheiden. Jeder andere Weg bietet keine

Aussicht, denn schließlich werden die Mächte sich auf einen einheimischen Fürsten einigen und die Rumänen sich fügen. — Gestern abend habe ich mich dem politischen Agenten Rumäniens in Paris, Herrn Balaceanu, gegenüber in gleichem Sinne geäußert und betont, daß der König jetzt nicht allein entscheiden und nicht für den Prinzen Karl die Wahl annehmen dürfe, weil dadurch politische Verwickelungen heraufbeschworen werden könnten.“

Wenige Tage später überbrachte Oberst von Rauch dem Fürsten Karl Anton ein ausführliches Handschreiben des Königs, in welchem dieser nochmals seinen Standpunkt und seine Bedenken eingehend in klarer Weise darlegte. Gleichzeitig trafen aus Paris private Mitteilungen ein, die besagten, daß die französische Regierung, wie bisher, auch fernerhin der Angelegenheit sympathisch gegenüberstände, daß sie freilich zur günstigen Lösung nichts direkt tun könne.

Die Ereignisse drängten jetzt zur Entscheidung. Am 1. Mai traf Joan Bratianu in Düsseldorf ein, der mehrere längere Unterredungen mit dem Fürsten Karl Anton und dem Prinzen Karl hatte. Als der Fürst hervorhob, daß sein Sohn ohne Ermächtigung des Königs nichts unternehmen könne, rief Bratianu schmerzlich aus: „Dann ist Rumänien verloren!“ Da nahm ihn Prinz Karl beiseite und teilte ihm im engsten Vertrauen mit, er sei fest zur Reise entschlossen!

Zu der Befürchtung Bratianus lag begründete Veranlassung vor, denn bei dem sich immer schärfer zuspitzenden Konflikt zwischen Österreich und Preußen und den stets drohender aufsteigenden Kriegswolken war es leicht möglich, daß eine der interessierten Großmächte, sei es Österreich selbst oder Rußland oder die Türkei, die günstige Gelegenheit benutzte, um sich des ohnmächtigen rumänischen Landes zu bemächtigen, trotz des eventuellen

Einspruches Frankreichs, der ja doch nur diplomatischer Natur geblieben wäre. Und auch im Lande selbst fehlte es ja nicht an genügendem Zündstoff, um neue Unruhen anzuzetteln und die ohnehin so schwierige Lage noch fragwürdiger zu gestalten.

Am 5. Mai weilte Fürst Karl Anton in Berlin, zunächst Bismarck aufsuchend, der wiederum bemerkte, daß er an seiner bisherigen Ansicht festhalte. Dann nahm der Fürst eine nähere Rücksprache mit dem König, der schließlich erklärte, er wolle sich jeder direkten Einwirkung auf die Entschlüsse des Prinzen Karl enthalten und eine vollzogene Tatsache als geschehen gelten lassen, der Prinz möge von der Grenzstation aus sein Abschiedsgesuch einreichen.

Zwei Tage später war Fürst Karl Anton wieder in Düsseldorf, wo auch Joan Bratianu und Balaceanu, die man aus Paris telegraphisch berufen, eintrafen, und denen Prinz Karl am 7. Mai mitteilte, daß er unbedingt zur Fahrt entschlossen sei, die, nach eingehender gemeinsamer Beratung des Weges und der zu erwartenden Schwierigkeiten und Hindernisse, auf den 11. Mai festgesetzt wurde.

Die Würfel waren gefallen!

Welche Gedanken, welche Erwägungen und Pläne mögen in all dieser Zeit des Prinzen Seele bewegt haben! Sein Entschluß, dem unerwarteten Rufe des fernen Landes zu folgen und die Krone des fremden Volkes anzunehmen, war bei seinem Charakter und seiner Veranlagung durchaus verständlich. Von früh an hatte Prinz Karl regen Sinn gezeigt für die Natur und das Volksleben, vielfache Reisen hatten ihm eine Fülle buntartiger, fesselnder Eindrücke gewährt und hatten wohl oft genug seine Wünsche hinausgelenkt über die Grenzen der engeren Heimat. Man sagt nicht mit Unrecht, daß viele Menschen, deren Gemütsleben lebhafteren Schwingungen unterworfen ist, als es beim Durchschnitt der Fall, sich nur schwer in die altgewohnte Umgebung und Tätigkeit zurückfinden

können, wenn sie auf weiten Fahrten dem leisen Raunen und wilden Rauschen des Meeres gelauscht, wenn sie fern der Heimat den glühenden Sonnenball untergehen sahen über schweigsamen Palmenwaldungen, wenn sie sich vertraut gemacht mit den geheimnisvollen Erscheinungen der Wüste und Steppe, und daß sie immer wieder den Drang empfinden, hinauszuziehen in die freie, schöne Gotteswelt, die ihnen ihre Wunder ganz anders erschließt, als den meisten übrigen Erdbewohnern. Auch bei dem Prinzen Karl dürfte dieser Zug hervorgetreten sein und eine Rolle gespielt haben, als sein Lebensweg eine jähe Wendung erfuhr.

Freilich nicht die entscheidende Rolle! Seinem ganzen inneren Sein und Wesen nach war Prinz Karl nicht dazu geschaffen, das bequeme, von äußeren Erschütterungen nicht bedrohte Leben eines Fürstensohnes zu führen, einen militärischen Rang nach dem anderen zu erreichen und sein Dasein verfließen zu sehen zwischen Dienst und höfischem Getriebe. Sein lebhafter Geist, seine entschlossene Tatkraft, sein frischer Unternehmungssinn strebten höheren Zielen zu. Durchaus nicht phantastisch veranlagt, durchaus nicht zu Abenteuern geneigt oder aus irgend welchen Gründen ehrgeizigen Plänen nachjagend, sondern alles ruhig und ernst erwägend, sah er sich hier vor eine hohe, eines ganzen Mannes harrende Aufgabe gestellt: einem bisher bedrückten, ausgesogenen, zum Teil verachteten oder spöttisch beurteilten Volke ein wahrer Fürst und sorgender Retter zu werden, Ordnung einzuführen, wo die jammervollste Mißwirtschaft bisher gewesen, das Land zu befreien von den politischen Schlacken und Einflüssen, seinen Bewohnern, die im Kern gut geblieben, ein leuchtendes Beispiel zu sein und sie jener Wohlfahrt zuzuführen, deren sich die anderen Kulturstaaten erfreuten — etwas Festes und Beständiges zu schaffen, nicht nur für die Gegenwart, sondern für die Zukunft! Mit diesen

Erwägungen mochten sich andere verschmelzen. Auf seinen vielfachen Reisen hatte der Prinz Land und Leute der verschiedensten Nationen kennen gelernt, sein scharfer Blick erkannte die Bedeutung, welche Rumänien unter zielbewußter Herrschaft gewinnen konnte, gewinnen mußte, „eine lebendige Schlagader in Europa", wie er sich in jenen Entscheidungstagen in Düsseldorf bereits ausgedrückt, hier konnte eine gewaltige, historische Tat vollbracht werden, wert der Sorgen, Entsagungen und Enttäuschungen, die nicht ausbleiben würden, aber auch wert des blühenden Ruhmes, den das Gelingen verhieß.

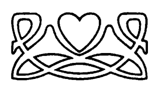
Da mochte sich im Prinzen Karl die Entschlossenheit und Tatenlust der Hohenzollern regen und im Geiste vor ihm emporsteigen das Bild jener kühnen, klugen Burggrafen von Nürnberg und ihr in der Mark Brandenburg geleistetes Werk von weltgeschichtlichem Einfluß!

Und durfte es der Prinz nicht als eine gute Vorbedeutung ansehen, daß zwischen den Hohenzollern und dem jungen Staate, über dessen sagenumwobener Vergangenheit einst siegreich die römischen Adler geglänzt, gewisse Beziehungen bestanden? Schon durch den heimatlichen Fluß, die Donau, welche vorüberrauschte an dem efeuumrankten Sigmaringer Schlosse und welche dem Knaben in der trauten Jugend Lieder und Mären zugeraunt, derselbe Strom, der das ferne rumänische Gebiet bespülte und für dieses der wichtigste Lebensnerv war? Die gleiche Donau, die Friedrich VI., Graf von Zollern und Burggraf von Nürnberg, mit seinen das Kreuz auf der blinkenden Rüstung tragenden Streitern hinabgezogen, um König Sigismund von Ungarn Heerbann zu leisten im Kampfe gegen Sultan Bajazid I.! Mit der abendländischen Ritterschaft vereinte sich ein starkes rumänisches Heer unter Fürst Mircea, die hohenzollernschen Fahnen wehten zusammen mit den rumänischen vor Nicopolis oberhalb der Donau, wo es am 27. September 1396 zur folgenschweren

Schlacht kam, wobei, hauptsächlich durch Schuld der voreilig angreifenden französischen Ritter, die christlichen Heere fast völlig von den Türken vernichtet wurden, die sich nun in den Besitz dieser Donaugebiete setzten und sie bis 1878 inne hatten. Friedrich, der Hohenzoller, schützte mit seinem eigenen Leibe König Sigismund, mit dem er, verfolgt von einem Regen von Pfeilen, in einem Nachen über die Donau entkam, und Sigismund bewies seine Dankbarkeit, indem er den Burggrafen Friedrich mit der Mark Brandenburg belehnte.

Eigentümliche Wege der Weltgeschichte: ziemlich 500 Jahre später hielt Fürst Karl von Rumänien, der Zoller, mit seinen siegerprobten Truppen seinen Einzug in Nicopolis, von dessen Wällen die rumänischen Fahnen flatterten!

Aber bis dahin — welch steiler, dorniger Pfad, den der junge Hohenzoller mutig beschritt und den der in Stürmen gereifte Fürst fest und entschlossen zurücklegte, den Erfolg sich erzwingend, zum Wohle seines Landes und Volkes!



IV.

Die Fahrt nach Rumänien und Eintreffen in Bukarest.

Abschied. — Prinz Karl verläßt das Elternhaus. — Die Fahrt nach Rumänien. — In Salzburg und Wien. — Unfreiwilliger Aufenthalt. — Auf der Donau. — Ankunft in Turnu-Severin. — Der erste Empfang. — Der Einzug in Bukarest. — In der Metropolie und der Kammer. — Ansprache des Fürsten Karl. — Vereidigung der Truppen. — Kriegerische Gerüchte. — Der Zustand des Landes. — Berichte der Minister. — Land und Leute in zeitgenössischen Schilderungen. — Die Hauptstadt im Jahre 1866. — Gegensätze. — Die Nachricht vom Tode des Prinzen Anton. — Fürst Karl von Rumänien.

Der 11. Mai, der Abschiedstag! Früh schon war Prinz Karl aufgestanden, selbst noch an seinen Sachen packend und einige Briefe vollendend, dann eine größere Zahl von Glückwunschdepeschen lesend, die aus Rumänien eingelaufen waren und seinen Entschluß jubelnd begrüßten. Nach dem Abschied von jedem Mitglied des väterlichen Hofhaltes folgte um 10 Uhr die schwere Trennungsstunde von seinen Eltern, die ihn immer wieder und wieder umschlossen und ihn mit ihren heißesten Segenswünschen entließen. Der Fürst war tief ergriffen und die Fürstin, deren Tränen heiß flossen, wollte den Sohn gar nicht aus ihren Armen lassen. Nur mit Mühe konnte auch Prinz Karl seiner tiefsten Bewegung Herr werden, aber gewaltsam drängte er sie zurück, als er sich jetzt auf sein Pferd schwang und, immer nochmals den geliebten Eltern zuwinkend, die dem Sohne tränenden Auges nachblickten, davonritt, durfte doch niemand wissen, daß es ein Abschied auf lange Zeiten war, da die Schritte des Prinzen über-

wacht wurden und er den Anschein erwecken mußte, als handelte es sich nur um einen Spazierritt. Nach Schloß Benrat ging's, wo sein älterer Bruder, Erbprinz Leopold, mit seiner Familie sowie seiner Schwester Marie lebten. Dort legte Prinz Karl die preußische Dragoneruniform ab — auch das ein nachdenklicher und schwerer Augenblick — sie mit einem Zivilanzug vertauschend, und trat die Reise an, bis nach Schloß Rammersdorf von der teuren Schwester begleitet, von der er dort innigen Abschied nahm. In einem Ruderboot durchquerte er dann den Rhein und erreichte Bonn, zu Fuß nach dem Bahnhof eilend und dort mit Kabinettsrat von Werner zusammentreffend, dem lang erprobten Diener des fürstlichen Hauses, den der Fürst seinem Sohne als Gefährten mitgegeben.

Am nächsten Morgen, nach schlaflos verbrachter Nacht, erreichte man Freiburg und setzte die Fahrt nach Zürich fort, nicht mehr durch den Gedanken beunruhigt, von Spähern verfolgt zu sein, — die, wie man erfahren, sich in Düsseldorf aufgehalten, — da der Prinz durch seine Kahnfahrt über den Rhein seine Spuren verwischt hatte. In Zürich erwartete die Reisenden der Kammerherr Baron von Mayenfisch, der auf die Bitte des Fürsten den Sohn von hier an begleiten sollte nebst zwei Dienern des väterlichen Hauses.

Die Reise des Prinzen und seiner Gefährten nach Rumänien war vorher sorgsam beraten worden, alle Routen dorthin hatte man eingehend in Betracht gezogen; jede freilich erschien gewagt, jene durch Österreich, da im nächsten Augenblick der Krieg ausbrechen konnte, die österreichischen Behörden dann aber den Prinzen, falls sie ihn erkannt, als preußischen Offizier festgenommen hätten, der Seeweg über Marseille eventuell Genua nach Konstantinopel gleichfalls, weil man auch dort höchstwahrscheinlich den Prinzen angehalten, nicht minder der umständliche Weg durch Rußland. So hatte man sich

denn für die kürzeste Linie entschlossen, über Wien-Basiasch, trotz aller Bedenken und Befürchtungen. In der Schweiz galt es nun vor allem, sich andere Pässe zu verschaffen, und gern bot hierzu die Hand der Landammann Äpli von St. Gallen, der wiederholt der Gast der fürstlichen Familie auf der Weinburg, jener von uns schon erwähnten Besitzung nahe dem Bodensee, gewesen und an den sich Fürst Karl Anton brieflich wegen der Paßfrage gewandt. Auf eine telegraphische Anfrage erwiderte der Landammann, daß er am nächsten Tage auf der Durchreise in Zürich sein werde; dort besuchten ihn die Herren von Werner und von Mayenfisch und erfuhren seine Geneigtheit, ihre Wünsche zu erfüllen, hörten aber auch, daß er leider erst am folgenden Abend nach St. Gallen zurückkehre. Die unfreiwillige Muße benützte der Prinz zu eingehenden Schreiben an die Kaiser von Frankreich und Rußland, sowie an den Sultan, in denen er ihnen seine Beweggründe auseinandersetzte, weshalb er dem an ihn ergangenen Ruf Rumäniens Folge leiste, und die Hoffnung aussprach auf ihr Wohlwollen, das ja für ihn wie für die Zukunft des rumänischen Staates von größter Bedeutung sei. Herr von Mayenfisch reiste sodann mit den beiden Dienern und dem Hauptteil des Gepäcks nach München voraus, denn jegliches Aufsehen mußte vermieden werden, und der Prinz wie Herr von Werner beschäftigten sich am Nachmittag damit, die Namenszüge aus der Wäsche zu trennen und die Krone sowie das K. auf dem Necessaire des Prinzen auszukratzen, damit jeglicher Verdacht bei der Zollrevision vermieden werde; auch das Gepäck ward auf das äußerste beschränkt, einen sehr bescheidenen Eindruck machend. Am gleichen Abend langten die beiden Herren in St. Gallen an, in einem kleinen Gasthofe Unterkunft suchend und sich in einem gemeinsamen bescheidenen Zimmer einquartierend. In den Zeitungen lasen sie die Nachricht, daß die Türkei und Rußland Rumänien militärisch besetzen wollten.

Am folgenden Morgen, den 15. Mai, stellten sich der Prinz und sein Begleiter bei Herrn Äpli ein, der den Paß für den Prinzen auf den Namen „Carl Hettingen“ (nach dem Schlosse Hettingen des Fürsten Karl Anton) ausstellte, in Geschäften nach Odessa reisend, und bei dem Signalement ward als besonderes Kennzeichen eine Brille hervorgehoben, durch die sich der Prinz möglichst unkenntlich zu machen hoffte. Über Rohrschach und Lindau, das man nach einer sehr stürmischen Fahrt auf dem Bodensee, vorüber an dem mit so vielen teuren Erinnerungen für den Prinzen verknüpften Weinberg, erreichte, ging es nach Augsburg und von dort am nächsten Tage nach München, wo man mit Herrn von Mayenfisch zusammentraf, der von nun an als vornehmer Reisender in der ersten Wagenklasse fuhr, während der Prinz und Herr von Werner die zweite Klasse benutzten. In Salzburg war längerer Aufenthalt wegen der Paß- und Zollrevision. An der Eingangstür zu dem Wartesaal fragte der Beamte, der die Pässe einzufordern hatte, in barschem Tone den Prinzen nach seinem Namen, aber Herr von Werner trat rasch dazwischen mit einer Erkundigung nach der Verzollung und gab die Pässe ab. In den überfüllten Wartesaal traten verschiedene österreichische Offiziere ein, darunter Bekannte des Prinzen, mit denen er in Schleswig 1864 zusammen gewesen; mehrmals gingen sie um seinen Tisch, der Prinz aber verbarg sich hinter einer Zeitung, die er scheinbar eifrig las.

Hier in Salzburg, beim Verlassen des deutschen und Betreten des östereichischen Bodens, gab der Prinz sein an König Wilhelm gerichtetes Gesuch, ihn aus dem preußischen Militärdienst zu entlassen, zur Post. „Beurteilen Ew. Majestät,“ so hieß es in dem Schriftstück, „meine jetzige Handlungsweise nicht nach der unbeugsamen Strenge des militärischen Gesetzes und der militärischen Ordnung, sondern geruhen Allerhöchstdieselben den Maß-

stab der königlichen Milde und Nachsicht an ein Beginnen zu legen, zu welchem ich die Kraft des Gelingens mit Gottes Hilfe zu besitzen glaube." — Gleichzeitig richtete der Prinz ein Schreiben an den König als an das Oberhaupt der hohenzollernschen Familie, auf das Abschiedsgesuch bezugnehmend und bemerkend, daß, wenn dasselbe in die Hände des Königs gelangt sein werde, der Prinz in kürzester Frist an die Spitze einer Regierung trete, zu welcher ihn die einstimmige Wahl des rumänischen Volkes berufen: „Mit Gottvertrauen und dem unerschütterlichen Bewußtsein, daß ein ehrliches Herz und ein redlicher Wille zahlreiche individuelle Mängel aufwiegen, übernehme ich eine schwere, allseitig angefochtene Stellung, deren heute noch unklare und durch die Politik verworrene Aufgaben ich einer festen und bleibenden Gestaltung zuzuführen hoffe. — Um hierzu auf der Grundlage eines reinen und freien Gewissens zu gelangen, bedarf ich der moralischen Beruhigung, daß ich wenigstens der stillen Teilnahme und fortdauernden Huld und Gnade Euer Majestät stets versichert sein kann. — Hierüber keine Gewißheit zu besitzen, würde eine ungemeine Erschwerung meiner großen Aufgabe sein und mir den Mut zu freudiger Pflichterfüllung rauben. — Gott segne Eure Majestät, das ganze königliche Haus und das teure preußische Vaterland! — Sieg, Ruhm und Ehre mögen stets und immerdar walten, wo preußische Fahnen wehen!'"

Endlich konnte der Zug wieder bestiegen werden, doch ehe er sich in Bewegung setzte, trat an das Coupé, in welchem der fürstliche Reisende in buntgescheckter Gesellschaft saß, ein Beamter, den Prinzen scharf ins Auge fassend und dann eine Bemerkung in sein Notizbuch schreibend, so daß man fürchten mußte, der Prinz sei erkannt worden, und man würde dies nach Wien melden.

Auch in dieser Nacht war an keinen Schlaf zu denken; es war empfindlich kalt, und sorgenvollen Gedanken über

die nächste und die fernere Zukunft gab sich der Prinz hin, um den sich daheim, wie er wußte, die Eltern und Geschwister, nach denen er tiefe Sehnsucht empfand, schmerzlich sorgten. Bei der um sieben Uhr erfolgenden Ankunft in Wien war der Bahnhof mit Militär überfüllt, auch hier traf der Prinz auf mehrere österreichische Generale, die er genau kannte, die aber natürlich in dem in einen großen Mantel gehüllten, bebrillten, einfachen Reisenden nicht den Hohenzollernsproß vermuteten. Schnell ward ein Wagen bestiegen, und erst unterwegs erhielt der Kutscher die Weisung, nach dem Pester Bahnhof zu fahren, wo man sich mit den übrigen Reisenden vereinte. Weiter ging's nun über Preßburg und Pest durch Ungarn, überall stieß man auf das regste militärische Leben, wiederum verging schlaflos die Nacht in dem ungeheizten, hin- und hergerüttelten Wagen zweiter Klasse.

Am Freitag morgen, den 18. Mai, erreichte man das an der Donau gelegene Basiasch, die Endstation der österreichischen Staatsbahn, von wo man das Eilschiff Donau — abwärts benutzen wollte. Aber voll Schrecken vernahm man die unerwartete Kunde, daß wegen der Truppentransporte die Dampfer nicht mehr regelmäßig gingen, und das nächste Schiff wahrscheinlich erst am Sonntag vormittag fahren würde. Zwei lange bange Tage! Jede Minute konnte die Entdeckung bringen, jede Stunde konnte für Rumänien verhängnisvoll werden! Ohne Nachrichten zu erhalten, mußte man die kostbare Zeit in dem elenden Nest und in dem jammervollen Gasthof, in welchem man nur eine notdürftige Unterkunft gefunden, verbringen. Die Reisenden konnten nicht einmal miteinander verkehren, da sie jegliches Aufsehen vermeiden mußten; dazu gesellten sich noch allerhand Unterhaltungen über Politik an der Wirtstafel mit den freundlichen Bemerkungen: „Der neue Fürst wird sich ebenso unmöglich machen wie der Kusa!" oder: „Es wird nicht lange dauern, dann jagen ihn die

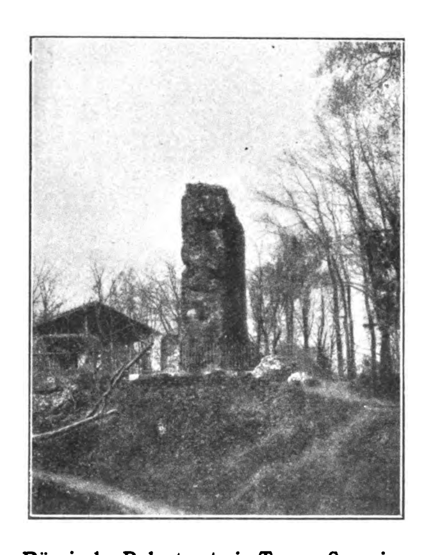
Walachen davon!“ und ähnliche liebenswürdige Äußerungen mehr, dazwischen alarmierende Gerüchte, daß die Türken in Rumänien eingerückt wären und es schon zu Gefechten gekommen sei. Der Prinz hielt sich meist in seinem Zimmer auf, Briefe schreibend und die Depeschen aufsetzend, die er nach seiner Ankunft auf rumänischem Boden abzusenden gedachte.

Endlich war der 20. Mai, der Pfingstsonntag, mit fröhlichstem Frühlingsschein gekommen, und auch der Dampfer langte zur Morgenstunde an, den sogleich der Prinz bestieg, die zweite Klasse aufsuchend, getrennt von seinen Mitreisenden und auch von Joan Bratianu, der direkt von Paris gerad noch zur rechten Zeit eingetroffen war, um auf das Schiff zu gelangen, jedoch nach sofortiger Verständigung sich um den Prinzen gar nicht kümmerte. Der letzte grelle Pfiff ertönte, pustend und schnaubend setzte sich das Fahrzeug in Bewegung, den österreichischen Hafen verlassend.

Prinz Karl hatte inmitten einer schmudligen, aus allen möglichen Völkerschaften bunt zusammengesetzten Gesellschaft Platz genommen, zwischen Frachtsäcken und hochgetürmten Kisten und Kasten, und in dieser seltsamen, ungewohnten Umgebung verfaßte er ein längeres Schreiben an den Kaiser Franz Josef, auch ihm seine Beweggründe auseinandersetzend, warum er die rumänische Krone angenommen, und betonend, daß er keinerlei feindliche Absichten gegen Österreich hege, sondern die freundlichsten Beziehungen zu dem mächtigen Nachbarstaate zu unterhalten wünschte.

Hinunter gings den gewaltigen Strom, vorbei an verwitterten Ruinen, die von dem großen Völkerringen längs der Donau berichten, vorbei an ungarischen Ortschaften links und serbischen rechts, an efeuumrankten Trümmern von Schlössern wie an verwitterten Resten römischer Kastelle und Befestigungen. Dann gelangte das Schiff in

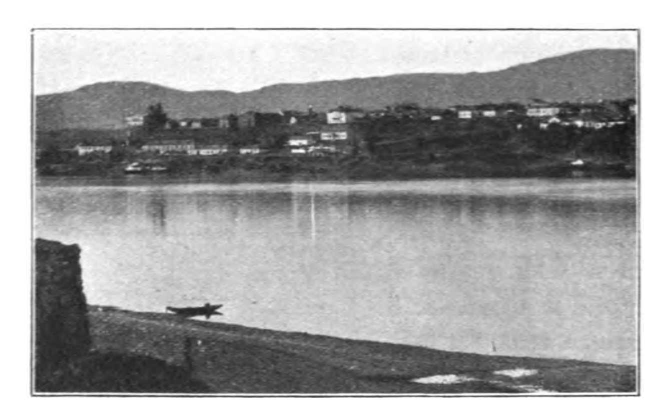
den Engpaß von Kazan, immer massiger drängten sich die ernsten Gebirgszüge zusammen, gigantisch reckten sich wildgezackte Felsen empor, überall gurgelte, rauschte und schäumte es, auf das eiligste hastet der Strom dahin, mit wildem Getöse sich über Klippen und Steingeröll ergießend, bis sich seine Fluten beruhigen, und der Dampfer in Orsova anlegte, wo die Reisenden auf ein kleineres Schiff umsteigen mußten. Auch die Gefahren des Eisernen Tores, von altersher gefürchtet wegen seiner unter den Wellen verborgenen Felsenketten, die schon manch bravem Fahrzeug den Untergang bereitet, wurden glücklich überwunden, und alsbald steuerte das Schiff nach Turnu-Severin hinüber, wo aus dichtem Gebüsch die letzten grauen Reste des von Kaiser Severus erbauten Schlosses aufragen und wo an hohen Flaggenmasten lustig die blau-gelb-roten rumänischen Fahnen flatterten.



Römische Palastreste in Turnu-Severin.

Mit ernsten und nachdenklichen Gefühlen mochte Prinz Karl die Blicke auf diese rumänische Ortschaft richten, erfüllt von der großen Verantwortlichkeit seiner neuen Aufgabe und von sorgenden Erwartungen für die Zukunft, die verschleiert vor ihm lag. Aber Bedenken irgend welcher Art gab's nicht mehr für ihn, jetzt hieß es vorwärts, jetzt hieß es mit allen Kräften und mit dem ganzen Einsetzen seiner Person das hohe Ziel erreichen, das er sich gestellt.

Als der Prinz das Schiff verlassen wollte, hielt ihn der Kapitän mit der Frage zurück, weshalb er denn hier aussteigen wolle, da ja sein Billet bis Odessa laute und der Aufenthalt nur ein sehr kurzer sei; der Prinz erwiderte, er wünschte bloß für wenige Minuten an Land zu gehen. Sowie er letzteres betreten, machte Bratianu, der ihm auf den Fersen gefolgt, vor ihm Front, ihn bittend, in einem der bereitstehenden Wagen Platz zu nehmen. Der Prinz aber hörte hinter sich sagen: „Bei Gott, das muß der Prinz

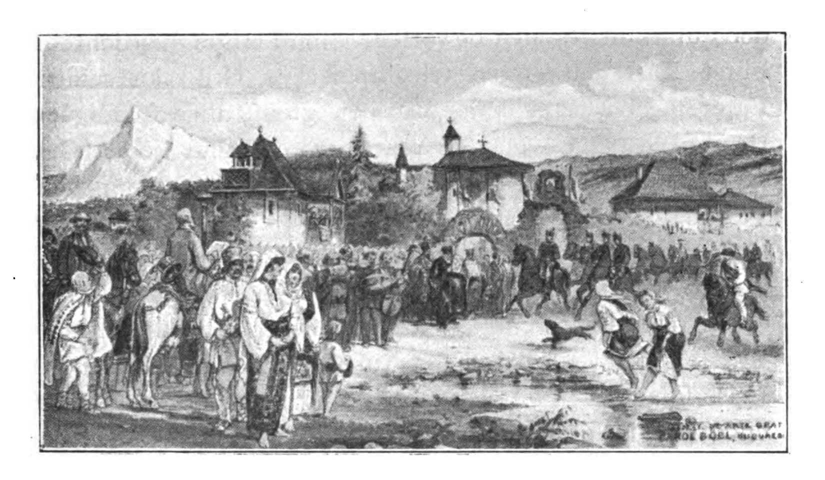


Turnu - Severin.

von Hohenzollern sein!“ — es war der Schiffskapitän, der diese Worte ausgestoßen, und der glücklicherweise zu spät seinen Passagier erkannt.

Nach kurzem Empfang in der Präfektur, deren Beamte keine Ahnung von dem absichtlich geheim gehaltenen Kommen ihres neuen Fürsten gehabt, bestieg um die achte Abendstunde Fürst Karl mit Bratianu den mit acht kleinen Pferden bespannten offenen Wagen, und hinaus ging's in wildestem Galopp mit Hussa und Heißa in die Nacht. Je vier Pferde wurden von einem buntgekleideten Postillon gelenkt, Peitschengeknall und helles Geschrei feuerten die

Tierchen zu rasendem Lauf an, den sie auch nicht bei Anhöhen und Einbuchtungen hemmten. Zweimal in der Nacht wurde das Gespann gewechselt, dann um vier Uhr morgens überquerte man bei eisigem Wind auf einer gebrechlichen Fähre den Jiu-Fluß, dessen starker Strömung das mürbe Fahrzeug kaum zu widerstehen vermochte. Beim Anbruch des Morgens erreichte man das von großen, in lichtem Frühlingsprunk schimmernden Hügeln umrahmte



Auf der Fahrt nach Bukarest (1866).

Krajowa, wo — da aus Bukarest Depeschen über das glückliche Eintreffen des Fürsten angelangt waren — eine dichte Menschenmenge den Fürsten jubelnd empfing und ihn vor einem schnell aus grünen Reisern hergestellten Zelte der Bürgermeister auf das herzlichste bewillkommnete, während ein ganzer Regen von Blumen und Kränzen sich über den Fürsten ergoß. Nach einstündiger Rast ward die Reise fortgesetzt, und zwar begleiteten jetzt den Wagen zwei Züge Dorobanzen, der Husaren-Uniform tragenden Milizkavallerie angehörend, denen sich zahllose Reiter und eine ganze Reihe von Gefährten anschlossen.

Ohne Weg und Steg hastete der lange Zug in voller Karriere über die Felder, vorbei an kleinen Ortschaften, deren Wohnungen noch vielfach an die Überlieferungen des Orients gemahnten und deren Bevölkerung, in die buntfarbige Nationaltracht gekleidet, dem neuen Fürsten zujubelte. Auch in Slatina, das man mittags berührte, war des Jauchzens und der Freude kein Ende; über Nacht noch hatte man verschiedene Triumphbogen errichtet, überall flatterten Fahnen, überall wehten Tücher und wurde der Fürst mit Blumen beworfen. Von Slatina aus richtete Fürst Karl den ersten telegraphischen Gruß an seinen Vater nach Düsseldorf: „Mit bewegtem, aber freudigem Herzen sende ich meinen teuren Eltern und lieben Geschwistern die ersten innigen Grüße aus meinem neuen Vaterlande. Ich werde ihm mit ganzer Seele angehören, aber stets die teuern Erinnerungen und die dankbarsten Gefühle für die Heimat bewahren. Soeben war in Slatina ein herzlicher Empfang, morgen Ankunft in Bukarest.“ Unter dem gleich freudigen Jubel wie bisher wurde die Reise fortgesetzt, durch Städte und Dörfer, durch Wälder und über Felder, oft auf recht bösen Wegen, denn an Eisenbahnen war damals nicht zu denken, aber dem Fürsten ward hierdurch wertvolle Gelegenheit geboten, gleich in engere Berührung zu Land und Volk zu treten.

Am 22. Mai (dem 10. nach dem rumänischen Kalender) erfolgte der feierliche Einzug in Bukarest. Schon weit vor der Stadt nahe Baneassa harrten dichte Volksmassen des Fürsten, dem hier der Bürgermeister von Bukarest auf rotem Sammetkissen die Schlüssel der Stadt überreichte, ihn mit begeisterten Worten begrüßend, für welche der Fürst herzlichst dankte, die Hoffnung aussprechend, daß er die Kraft haben werde, die schwere Mission, die er in festem Vertrauen auf den Beistand des Himmels übernommen, zum Glücke Rumäniens zu Ende zu führen. Während dieser Worte rauschte ein heftiger Platzregen

nieder, der erste seit drei Monaten, der die ausgedörrten Fluren erfrischte, was das Volk, das in immer erneute Jubelrufe ausbrach, als ein glückverheißendes Zeichen betrachtete, da nach orientalischer Meinung der Regen Glück bringt. Dann wurde die Fahrt fortgesetzt im offenen, mit sechs Schimmeln bespannten Galawagen, dem Kavallerie vorantrabte und den hohe berittene Offiziere umgaben. Auf der Chaussee, dem schönen Korso der Bukarester Gesellschaft, bildeten Infanterie, Jäger und Artillerie Spalier, denen sich die Nationalgarden anschlossen. Hinter den Truppen standen in vielen Gliedern Kopf an Kopf enggedrängte Menschenmengen, ebenso in den Straßen, welche man nur Schritt für Schritt durchfahren konnte inmitten des Getümmels und Jubels, während aus den Fenstern Blumen und Gedichte das Gefährt und seine Insassen überschütteten, und sich mit dem donnernden Salut der Geschütze die hehren Klänge der Glocken sämtlicher Kirchen vereinten. Alle Häuser hatten festlichen Schmuck angelegt; wohin man sah, Guirlanden und Blumen, Fahnen und Teppiche. Vor einem der Gebäude erblickte der Fürst eine Ehrenwache mit Fahne und erkundigte sich bei seinen Begleitern nach der Bedeutung des Hauses, worauf etwas verlegen der General Golesku erwiderte: „Es ist das Palais.“ Aber der Fürst glaubte nicht recht verstanden zu haben und fragte: „Wo ist denn das Palais?“, worauf der General in zunehmender Ver-



Die Metropolie in Bukarest.

legenheit auf das einstöckige, jeder Zier entbehrende Haus zeigte.

Endlich, nach eineinhalbstündiger Fahrt, ward die auf einer Anhöhe sich erhebende Metropolie, die Hauptkirche, von deren Plattform man einen prächtigen Anblick auf Bukarest genießt, erreicht. Mit den übrigen Geistlichen in gold- und silberstarrenden Gewändern empfing der Metropolit den Fürsten, ihm Kreuz und Evangelienbuch zum Kusse darreichend, und geleitete ihn in das Gotteshaus, in welchem ein feierliches Tedeum abgehalten wurde. Danach ging es zu Fuß, der Fürst umgeben von der Geistlichkeit, von den Ministern und den Mitgliedern der provisorischen Regierung, zu der der Metropolie gegenüber gelegenen Kammer, in deren Sitzungssaal die Deputierten des Landes, die höchsten Beamten, Richter und Offiziere versammelt waren, die den Fürsten mit stürmischen Rufen, welche sich immer wieder und wieder erneuten, begrüßten, und in den Jubel stimmten die Besucher und Besucherinnen der überfüllten Tribünen ein. Auf den vor dem Throne stehenden Tisch legte der Metropolit Kreuz und Evangelienbuch hin und forderte den Fürsten auf, den Eid auf die Gesetze des Landes zu leisten, Oberst Haralambi, Mitglied der provisorischen Regierung, las die rumänische Eidesformel vor: „Ich schwöre, daß ich Rumäniens Gesetze wahren, seine Rechte behaupten und sein Gebiet unangetastet erhalten werde!“ und der Fürst, mit der rechten Hand auf dem Evangelienbuch, sprach laut und klar: „Jur!“ — „Ich schwöre!“ — worauf freudigster Jubel ausbrach, der sich gar nicht legen wollte.

Auf die begrüßenden Worte des Kammerpräsidenten erwiderte der Fürst mit bewegten Worten in französischer Sprache: „Durch den freien Willen der Nation zum Fürsten von Rumänien gewählt, habe ich ohne Zögern Vaterland und Familie verlassen, um dem Rufe des rumänischen Volkes, das mir seine Geschicke anvertraut, Folge zu

Jur de a fi cre-
dincios legilor ţerei;
de a păzi religiu-
nea României pre-
cum şi integrita-
tea territoriului ei
şi de a domni ca
Domn constituţion-
nalŭ.

Je jure d'être fidè-
le aux lois du pays,
de maintenir la reli-
gion de la Rouma-
nie ainsi que l'inté-
grité de son territoire
et de gouverner en
Prince constitution-
nel.

Carol



Schwur des Fürsten Karl auf die Verfassung.

leisten. Indem ich den Fuß auf diesen geheiligten Boden setze, bin ich Rumäne geworden. Die Annahme der auf mich gefallenen Wahl legt mir, ich bin mir dessen wohl bewußt, große Pflichten auf; aber ich hoffe, daß es mir vergönnt sein wird, sie zu erfüllen. Ich bringe Ihnen ein treues Herz, ehrenhafte, offene Gesinnung, festen Willen, nur das Gute zu tun, eine grenzenlose Hingebung für mein neues Vaterland und jene unbeugsame Achtung für Gesetz und Recht, welche die Meinigen mich gelehrt haben. — Heute friedlicher Bürger, morgen, wenn es sein muß, Soldat mit der Waffe in der Hand, werde ich von nun ab Ihre Geschicke teilen, seien es freundliche, seien es schmerzliche. Von diesem Augenblick an gehören wir zusammen! Glauben Sie an mich, wie ich an Sie glaube. Gott allein weiß, was die Zukunft für unser Vaterland in ihrem Schoße birgt. Was es aber auch sei, wir wollen unsere Pflicht tun. Suchen wir unsere Kraft in der Einigkeit, vereinigen wir unsere Kräfte, um allem, was die Zukunft bringt, gewachsen zu sein! — Die Vorsehung, welche mich, Ihren Erwählten, bis hierher geführt und welche alle Hindernisse aus meinem Wege räumte, sie wird ihr Werk nicht unvollendet lassen! Es lebe Rumänien!" Und die Hurras fanden ein hallendes Echo in den begeisterten Hochrufen: „Es lebe Karl I.!"

Am folgenden Tage fand der erste Vortrag der Minister statt, die eine große Reihe von Huldigungstelegrammen überbrachten; die meisten Städte und Ortschaften hatten die Ankunft des Fürsten durch Festlichkeiten und Illuminationen gefeiert. Dann schloß sich ein großer Empfang der Stadtbehörden an, wobei der Präsident der Kammern die huldigende Ansprache hielt. In roten Talaren nahten die Mitglieder des obersten Gerichtshofes, ferner jene des Staatsrates, des Rechnungs- und Appellhofes, der Tribunale, ihre Präsidenten den Fürsten mit warmen Worten begrüßend, worauf der Kriegsminister das Offizierkorps ein-

führte und dem Fürsten im Namen der Armee das tiefste Vertrauen ausdrückte. Nach dem Empfang, der mehrere Stunden gewährt, unternahm der Fürst einen Spaziergang durch die Stadt, aber die jubelnde Menschenmenge, die ihn umdrängte, war bald so groß, daß er in das Palais zurückkehren mußte. Auf den nächsten Tag war die Vereidigung der Truppen auf dem Garnison-Exerzierplatz bei Cotroceni angesetzt, aus welcher feierlichen Veranlassung Fürst Karl zum ersten Male die goldgestickte rumänische Generalsuniform angelegt hatte. Nach dem Feldgottesdienst und der Eidesleistung richtete der Fürst

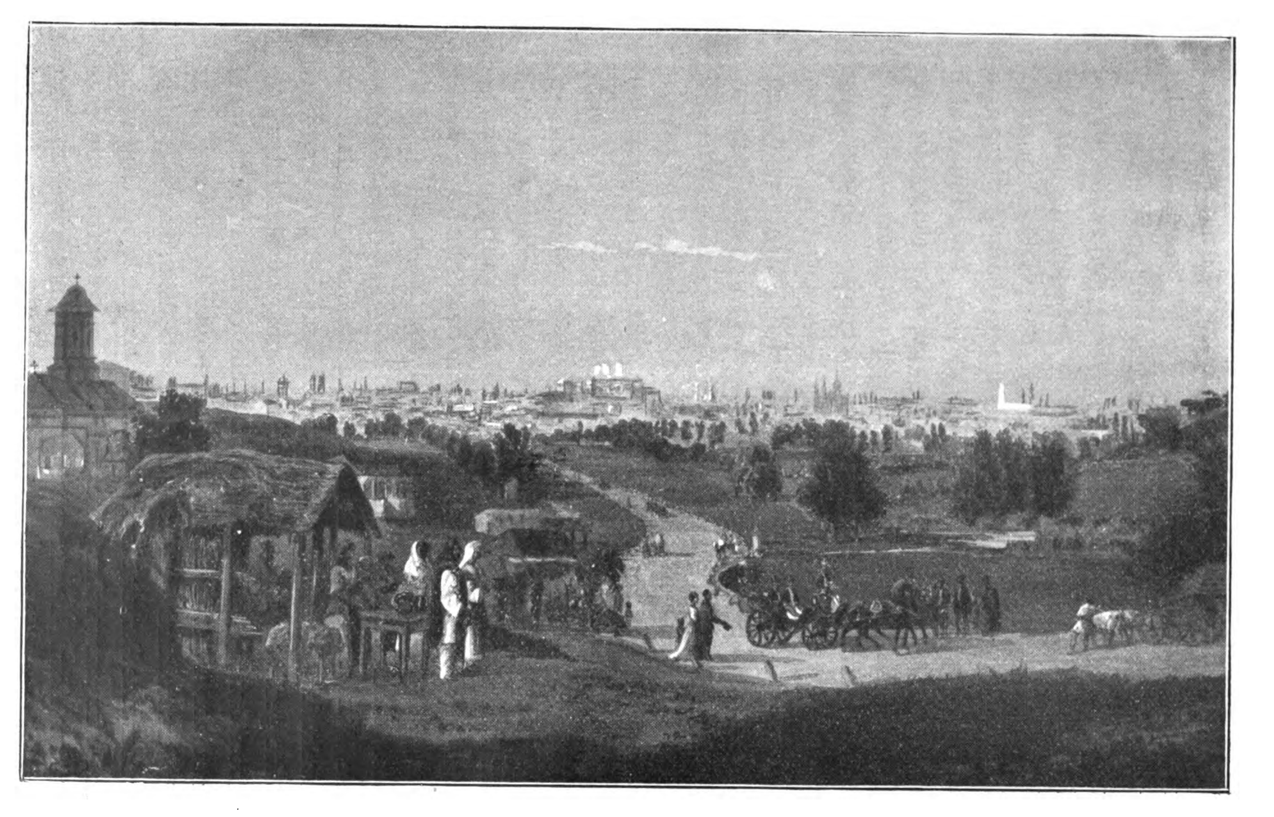


Fürst Karl (1866).

eine Ansprache an die Truppen, hervorhebend, daß es die heiligste Soldatenpflicht sei, dem Vaterlande in Treue und Hingebung zu dienen, und daß der Schwur, den sie eben geleistet, sie antreiben müsse, wenn das Vaterland in Gefahr sei, ihm freudig den letzten Blutstropfen zu opfern. Bei der Rückkehr des Fürsten in die Stadt erschöpfte sich die Volksmenge von neuem in frohesten Zurufen und Huldigungen.

Gerüchtweise verlautete, daß die Türken unter Omer Pascha sich anschickten, von Rustschuk aus über die Donau zu setzen und in Rumänien einzufallen. Fürst Karl inspizierte infolgedessen sogleich während der nächsten Tage die militärischen Etablissements; sie befanden sich in schlimmstem Zustand. Kaum war Pulver genug vorhanden zur Lieferung auch nur einer mäßigen Anzahl von Patronen, dazu gesellte sich die Kunde, daß die an der Donau befindlichen Grenzerbataillone sich weigerten, zu marschieren, unter der Behauptung, die Regierung dürfe sie nur zur Bewachung ihrer Heimatsdistrikte und deren Grenzen verwenden. Aus Bukarest wurden mehrere Regimenter nach dem Sabar, 30 Kilometer entfernt, beordert, die der Fürst vorher besichtigte, ebenso einige Tage darauf die Stellungen der Truppen bei Giurgiu an der Donau gegenüber Rustschuk, um einen Einfall der Türken sogleich abzuwehren. Bei all diesen Gelegenheiten bereitete die Bevölkerung dem Fürsten den freudigsten Empfang und zeigte ihm oft rührende Beweise von Vertrauen und Liebe. Sein schlichtes persönliches Auftreten gewann ihm, wo er erschien, die schnellste Zuneigung, und man rechnete es ihm hoch an, daß er sogleich auf fast die Hälfte seiner Zivilliste verzichtet hatte, in Rücksicht auf die große Finanznot des Staates.

Über den ersten Eindruck, den Fürst Karl auf die Rumänen gemacht, schrieb damals Herr von Mayenfisch an den Fürsten Karl Anton: „Man könnte sagen, die Be-



Blick auf Bukarest. (1866).

geisterung für den Prinzen steige mit jedem Tage höher, falls das überhaupt noch möglich wäre. Er hat mit seiner persönlichen Erscheinung aller Herzen gewonnen, alles will ihn sehen und hören, man versichert uns gewiß hundertmal am Tage, wie sehr man ihn liebe und wie weit alle Wünsche übertroffen seien. Viele tausende von Bildern des Prinzen und seiner Familie sind verkauft worden. Der Prinz hat eine schwierige Aufgabe übernommen; man kann nicht genug schildern, in welcher Unordnung sich alle Ministerien befinden. Die größte Schwierigkeit aber wird es sein, für den Moment die erforderlichen Geldmittel aufzutreiben. Alle Kassen sind erschöpft, seit Jahren ist systematisch veruntreut worden; die meisten Beamten haben seit sechs Monaten kein Gehalt mehr bekommen, ebenso das Militär. Doch wenn der Prinz das Glück hat, zuverlässige Leute um sich zu haben, die es aufrichtig mit ihm und dem Lande meinen, so wird es gewiß gut gehen. — Der Prinz ist rastlos beschäftigt, er erübrigt sich kaum eine Ruhepause, um eine Zigarre zu rauchen, nachts kommt er nie vor ein Uhr ins Bett."

„Der Prinz ist rastlos beschäftigt" — allerdings war zur Ruhe und Bequemlichkeit die Zeit wahrlich nicht geschaffen, ganz abgesehen davon, daß beides nicht im Wesen des jungen Fürsten lag. Es sah trostlos um Rumänien aus. Keine einzige fremde Macht hatte die Regierung und die Wahl anerkannt; Rußland und die Türkei zeigten sich direkt feindlich, in der Moldau machten sich von russischer Seite genährte separatistische Bewegungen bemerkbar, die überstürzt eingeführte demokratische Verfassung war, wenn man den allgemeinen Kulturzustand in Betracht zog, nicht fördersam und begünstigte das von altersher so leidenschaftliche Parteigetriebe. Zudem war die letzte Ernte sehr schlecht ausgefallen und die Cholera forderte zahlreiche Opfer, dazu die kriegerischen Bewegungen seitens der Türkei und die schlecht disziplinierte und nicht minder

schlecht ausgerüstete Armee, welche insgesamt nur 8000 zählte. Offen setzte der Kriegsminister in seinem den Kammern und von diesen dem Fürsten unterbreiteten Generalbericht auseinander, daß die in den letzten Jahren als neu angeschafften Waffen unbrauchbar befunden worden; die Magazine für Rohmaterial wären leer und die Pulverfabrik befände sich in einem Zustand, als wäre sie unmittelbar nach der Erfindung des Schießpulvers errichtet; die noch nicht bezahlten, mehrere Millionen kostenden Maschinen in der Kanonengießerei von Tirgoviste seien ohne vorherige Feststellung des Preises und der Zeichnungen daselbst eingetroffen und, selbst wenn sie sich bewähren sollten, würde der Preis einer in Rumänien gegossenen Kanone das Zehnfache einer fertig im Auslande gekauften betragen. Die für militärische Zwecke unter dem Fürsten Kusa errichteten Gebäude, die gleichfalls Millionen erfordert, seien dem Ruin nahe, so daß die Truppen die Benützung scheuten, und ähnlich verhalte es sich mit den Kasernen in Jassy, Galatz und Braila, während man in den anderen Städten die Soldaten in Privathäuser einquartiert und die für die Bauten bestimmten Gelder für irgendwelche Zwecke verschleudert habe; am schlimmsten sei es um die Unterkunft der Grenzwachen bestellt, die in weit auseinanderliegenden Hütten kampieren müßten, wodurch eine Überwachung ganz unmöglich wäre.

Nicht minder trostlos lauteten die Berichte der übrigen Minister. So hieß es in jenem des Ministers des Innern wörtlich: „Nach einem Verfahren, das uns während so vieler Jahre unterdrückt hat und gegen welches sich die gesamte Nation empörte, wäre es schwer, in so kurzer Zeit ein Heilmittel gegen ein korrumpierendes und willkürliches System zu finden. Die Untersuchungskommission hat ungeheure Unterschleife öffentlicher Gelder seitens der Kassierer der Polizeipräfektur und besonders des Post- und Telegraphendirektors entdeckt. Dieser Beamte, welchem

in der mißbräuchlichsten Weise die Summe von 7 253 682 Piaster für seinen Dienst überwiesen war, hat Mittel gefunden, sie auf 10 521 234 Piaster erhöhen zu lassen. Während dieser Dienst in anderen Staaten produktiv ist, ist er in Rumänien gradezu nachteilig geworden, denn das Erträgnis im letzten Jahre hat nicht mehr als 4 Millionen betragen. In den Gefängnissen hat man eine Menge von seit Monaten, ja seit Jahren verhafteten Gefangenen gefunden, ohne daß man sie einem richterlichen Urteil unterzogen hätte.“ Gleich trostlos war der Bericht des Kultusministers: die Lyceen und Schulen standen auf niedrigster Stufe; die Räume, in denen sie sich befanden, bedeuteten Ansteckung und Tod. Von über 3000 Dorfgemeinden besaßen kaum 1300 Schulen, und diese, abgesehen von dem fragwürdigen Unterricht, waren in Baracken untergebracht, meist ohne Licht und Luft; Schnee und Regen drangen ungehindert ein. Ähnlich traurig sah es um Handel und Wandel aus. Der Ackerbau lag danieder, denn es fehlte an den nötigsten Summen, der notleidenden ländlichen Bevölkerung über die schlechten Zeiten hinwegzuhelfen, war doch der Staatsschatz gänzlich leer, wie es der Finanzminister offen eingestand: „Die Anhäufung des Defizits durch Anleihen, deren Interessen das Ausgabebudget in unverhältnismäßiger Weise erschwert, und die Unterschiebung erkünstelter und ungerechtfertigter Ziffern in dem Einnahmebudget konnte nur eine mit den Jahren immer mehr zunehmende Belastung der finanziellen Lage zur Folge haben. So schwand der Staatskredit gänzlich. Alle öffentlichen Kassen sind leer und der Schatz hat eine schwebende Schuld von 55 761 841 Piastern zu bezahlen; nach genauer Berechnung wird das Jahr 1866 mit einem Defizit von 51 956 000 Piastern abschließen.“ Die gesamten Schulden Rumäniens beliefen sich auf 120 Millionen Mark.

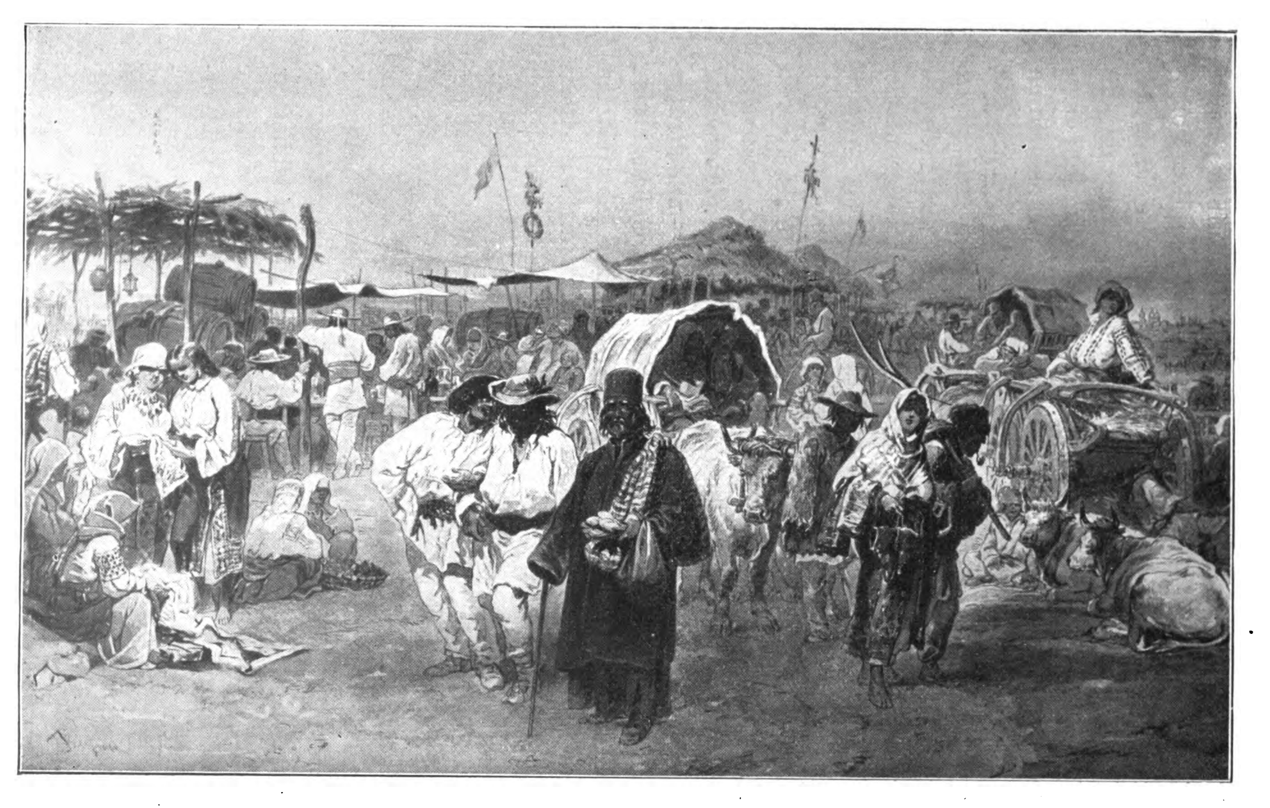
Diese offiziellen Mitteilungen spiegeln sich auch in den



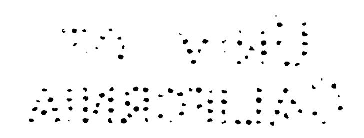
Rumänische Ortschaft (1866).

Beschreibungen wider von Land und Leuten im Fürstentum, das im Jahre 1866 verschiedene Schriftsteller bereisten. So heißt es in einer dieser Schilderungen: „Der erste Eindruck, welchen die Moldau und Walachei auf den Fremden macht, ist ein trauriger. Weite wüste Ebenen ohne Landstraßen, ohne Dörfer, hie und da ragt ein Erdaufwurf hervor, aus dem ein brauner Zigeuner neugierig hervorschaut, hie und da erblickt man eine Hütte, vor deren Tür ein paar entblößte Kinder stehen, die sich im Schmutz herumwälzen, der ihnen nichts anhaben kann. Ein hölzerner Brunnen, an dem man die Pferde tränken kann, bildet das Gasthaus, eine Herde frei weidender Pferde die Poststation. Man fühlt, daß man die Grenzscheide der Zivilisation bereits überschritten hat; und so ist es auch. Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie, alle Segnungen der durch das übrige Europa unaufhaltsam fortschreitenden Kultur sind grade diesem Lande fremd geblieben. Der Vornehme reist nach Paris, um sich dort gesellschaftlich auszubilden, der Bauer ist jetzt erst so weit entwickelt, um dunkel zu ahnen, daß ihm etwas fehle. Einen Mittelstand gibt es nicht.“

Ein anderer Beobachter schreibt: „Die Wohnungen der meisten in der Walachei sind die ärmlichsten in Europa; den ganzen Hausrat machen ein paar Kessel und Töpfe, einige hölzerne Tische und Schemel aus; Betten findet man bei den walachischen Bauern selten. In seinen Schafpelz gehüllt, schläft der Bauer auf der Erde, in heißen Nächten auch unter der, durch das von Holzpfeilern gestützte vorspringende Dach gebildeten natürlichen Veranda. Den Luxus eines hölzernen Fußbodens kennen die wenigsten hier. Aber der walachische Bauer kontrastiert doch merkwürdig mit anderen europäischen Bauern. Er ist außerordentlich reinlich und selbst bei der größten Armut wird das aus Flechtwerk und Erde zusammengebackene Haus äußerst reinlich gehalten. Mäßigkeit und Nüchternheit, Arbeit-



Rumänische Marktszene (1866).



samkeit und Reinlichkeit sind Hauptzüge seines Charakters. Er ist der Repräsentant der politischen Zukunft des rumänischen Volkes." — Ähnliche Beurteilungen des Volkscharakters finden wir auch in anderen Aufzeichnungen. Willig wird eingestanden, daß, wenn die Mehrzahl des Volkes noch nicht die Segnungen der Zivilisation empfangen, sie dafür auch verschont geblieben sei von ihren Übeln. Bei aller Lustigkeit und Ausgelassenheit an den großen Festtagen der Dorfbewohner kämen nur selten störende Szenen vor und erblicke man noch seltener Betrunkene. Gutmütigkeit vereint sich mit Genügsamkeit, Bescheidenheit mit der Einsicht, daß es besser werden müsse, um das Land vor gänzlichem Ruin zu retten.

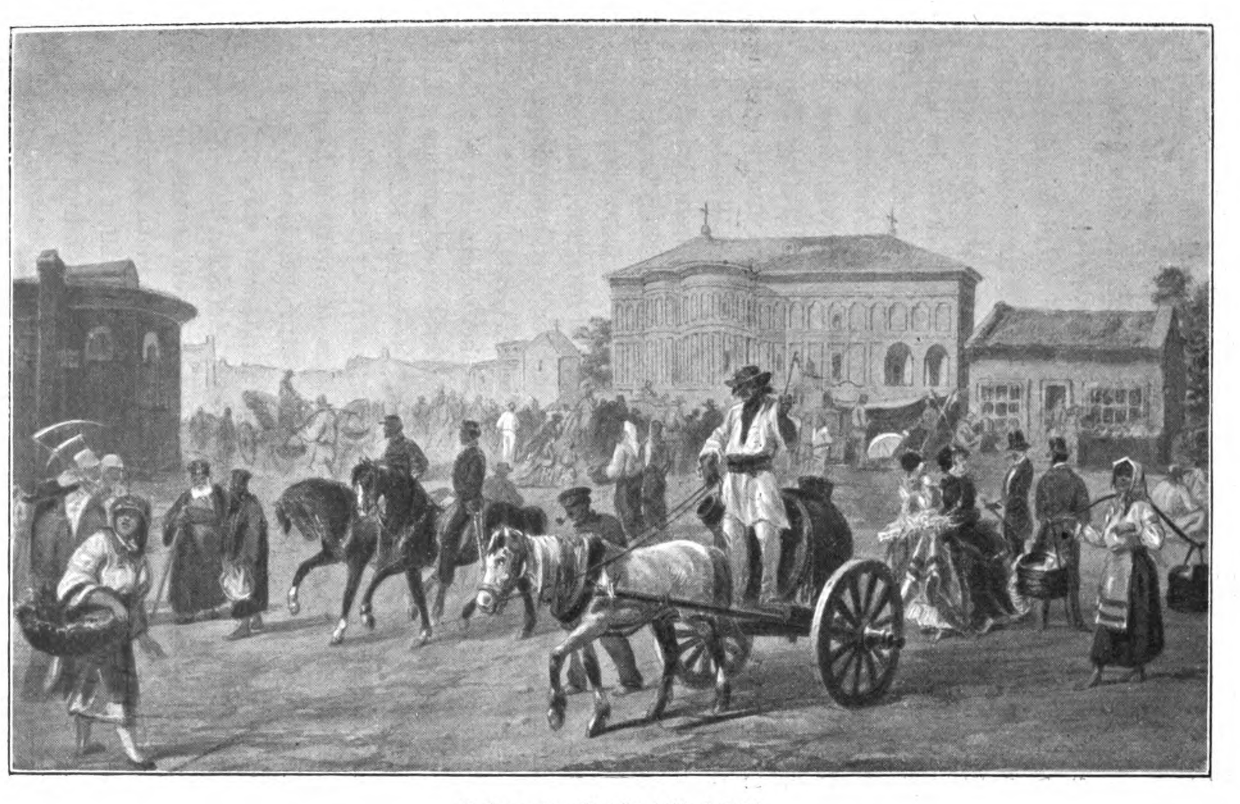
Auch die Vorstädte Bukarests, das damals 160 000 Einwohner zählte, darunter ungefähr 30 000 Deutsche, machten noch einen völlig dörflichen Eindruck. Baracken und Trümmerreste wechselten mit öden, unbebauten Flächen ab; dann und wann bildeten die Gebäude eine zusammenhängende Häuserreihe, bis sich wieder Gärten und Höfe dazwischen schoben, in denen nur aus einem Erdgeschoß bestehende, weißgestrichene Häuschen lagen, die Tore, Fenstersimse und Querbalken oft grell gestrichen, die Türen geöffnet, so daß man die Handwerker bei der Ausübung ihres Berufes beobachten konnte. Die eigentlichen Straßen der Stadt waren eng, und wenn überhaupt ein Pflaster vorhanden war, so befand sich dieses in furchtbarem Zustand; auch hier traf man vielfach auf niedrige Häuschen und Hütten, zwischen ihnen aber in lebhaftem Gegensatz moderne europäische, zwei- und dreistöckige Gebäude mit Balkonen, mit Schnitzwerk und goldverzierten Toren. Die Hauptstraße, die damals Podu mogoscheu hieß (die heutige Calea victoriei), war von völlig europäischem Aussehen mit vielen Läden, Cafés und Kónditoreien, mit Magazinen und Bankgeschäften, deren Besitzer meist Deutsche waren, wovon auch die vielen

deutschen Schilder und Inschriften kündeten, ebenso in der Strada Lipscani, dem eigentlichen Sitz deutschen Kaufmann- und Gewerbefleißes, in der sich zur Zeit der großen Messe die aus Deutschland gekommenen Händler und Unternehmer einfanden, worauf auch die Bezeichnung der Straße — an Leipzig und die Leipziger Messe gemahnend — hindeutet.

In hellen Farben werden in jenen erwähnten Berichten bereits die Chaussee mit ihren glänzenden Korsofahrten an den Nachmittagen und ihrem reichen wechselnden gesellschaftlichen Getriebe sowie der schöne, von einem Deutschen angelegte Cismegiu-Park innerhalb der Stadt geschildert. Bei dem schlechten Pflaster und der Grundlosigkeit der Wege war die große Zahl der eleganten Privat- und Mietsgefährte eine sehr angebrachte. Die Damen der vornehmen Kreise wetteiferten gegenseitig in einem übertriebenen, sich den neuesten Pariser Moden anpassenden Toilettenluxus. Auch die innere Einrichtung der Wohnungen in den Bojarenpalästen war oft eine verschwenderische und der Luxus ein sehr großer. Aber auch hier berührten sich auf das herbste die Kontraste; trat man aus einem der Paläste, deren Besitzer über eine Rente von mehreren hunderttausend Francs verfügte, und bog man in eine der engen Seitenstraßen ein, deren aus Holz und Weidenruten gefertigte Hütten beim nächsten Windstoß zusammenzufallen drohten, mußte man der armen Bewohner gedenken, die auf dem nackten Boden schliefen und deren einziges Nahrungsmittel die Mamaliga war. So schreibt Gustav Rasch, der unermüdliche Wandersmann: „Eben noch schritt man über ein in Wien oder Breslau gefertigtes Parkett, jetzt stolpert man in holprigen, krummen Gassen mit Löchern und Pfützen, welche Abgründen gleichen, dann stößt man mit dem Kopf an nicht fortgeräumte Trümmer oder fällt über halbverfaulte gebrochene Pfäle, denn es ist stockdunkel, nur hie und da

wirft eine erbärmliche, durch eine Ölflamme erleuchtete Laterne einige schwache Lichtreflexe über den holprigen Weg. Man biegt um eine Ecke. Plötzlich flackert der Schein einiger Feuer zwischen den Trümmern eines halb herabgestürzten Gebäudes und sonderbare Gestalten in Lumpen schlummern, in zerrissene Decken gehüllt, neben den halbverlöschenden Bränden auf feuchtem Boden. Es sind Zigeuner, welche beim Abbruch des Gebäudes beschäftigt sind und kein Nachtquartier haben, und es sind doch nur wenige Schritte von ihrem Lagerplatz, über den der kalte Nachtwind streift, bis zu jenem prächtigen Palast, wo man Champagner trinkt, wo man lacht und scherzt, wo man am heutigen Tage Tausende von Dukaten verspielt und unter seidenen Decken schläft. Ich habe alle großen Städte Europas besucht; ich habe London, Paris und Neapel gesehen, aber nirgends habe ich solche Kontraste in der Armut und dem verschwenderischen Luxus so ganz dicht nebeneinander gesehen wie in Bukarest."

Man kann sich denken, wie fremdartig das alles den an so gänzlich andere Verhältnisse gewöhnten jungen Fürsten berührte und wie sehr sich seine Gedanken damit beschäftigten, hier ersprießlichen Wandel zu schaffen. Zu all den Sorgen, die in großer Fülle Tag für Tag auf ihn einstürmten, gesellten sich noch andere. Die Kriegserklärung zwischen Preußen und Österreich war erfolgt, Preußen war in den schwersten Entscheidungskampf verwickelt, alles, was dem Fürsten in der bisherigen Heimat wert und teuer gewesen, war vielleicht in Frage gestellt, seine nächsten Freunde und Angehörigen weilten auf dem Kriegsschauplatz, und dann, am 27. Juni, traf die erschütternde Nachricht ein, daß der geliebte jüngere Bruder, Prinz Anton, der im ersten Garderegiment zu Fuß als Sekondeleutnant stand, bei der Schlacht von Königgrätz eine tödliche Verwundung erlitten hatte. Mit geschwungenem Degen war er an der Spitze seiner Truppen, allen voran,



Bukarester Straßenbild (1866).

gegen das Dorf Roßberitz vorgestürmt, seine Mannschaft mit dem Ruf: „Hinüber, Leute, hinüber!“ zum Angriff auf einen von den Österreichern besetzten und zäh verteidigten Graben und Verhau anfeuernd. Hier empfing er den ersten Schuß, aber mit „Vorwärts!“ stürmte er weiter, bis ihm eine zweite Kugel die Kniescheibe zerschmetterte. Ein paar Soldaten trugen ihn fort, als der Prinz noch zwei weitere Schüsse erhielt. In seinem Tagebuch bemerkte der spätere Kaiser Friedrich: „In Roßberitz, wo der Kampf furchtbar erbittert gewesen sein mußte, nach der Unmasse der Leichen und Verwundeten zu schließen, und wo noch Gehöfte brannten, fand ich Anton von Hohenzollern, der von drei Kugeln in die Beine getroffen war. Er war eigentlich strahlend und zugleich rührend naiv in der Geringschätzung seiner Wunden. Er wünschte mir Glück, sagte, er sei im tollsten Feuer mit seinem Zuge gewesen, habe Schnellfeuer geben lassen, sei dann verwundet und als solcher bereits gefangen, durch unser Vordringen aber wieder befreit worden. Er lag in einem Bauernhäuschen neben sterbenden Österreichern.“ Und in einem Schreiben an seine Gemahlin berichtete König Wilhelm: „Anton von Hohenzollern hat vier Gewehrkugeln in den Beinen, ich weiß nicht, wie es ihm geht, er soll enorm brav gewesen sein.“ — An den Fürsten Karl Anton telegraphierte der König, welcher dem Tapferen durch seinen älteren Bruder, den Erbprinzen Leopold, den Orden pour le mérite hatte überbringen lassen: „Tausend Dank für Deine Teilnahme; das war ein herrlicher, ein unvergleichlicher Sieg; möge Dein Sohn ihn nicht zu teuer bezahlen. Wie oft muß ich an Euch denken, in allen Gefechten hat er seinem Namen Ehre gemacht, war Liebling der Soldaten!“ Nach mannhaft erlittenen schwersten Leiden verschied der Prinz, nachdem er noch in der Sterbestunde geäußert: „Ich preise die Vorsehung, welche wiederum den Sieg mit dem Blute eines Hohenzollern be-

siegelt, und mein Geschick, dem die Ehre vergönnt ist, für die Sache des Vaterlandes zu fallen." —

Wie dieser junge Held nur an Pflicht und Vaterland gedacht, so auch Fürst Karl, dessen ganze Hingebung von nun an einzig der neuen Heimat gewidmet war. Von jenen Maitagen an hat er nur das eine Ziel vor Augen gehabt, Rumänien groß und das Volk glücklich zu machen. In ernster Schule des Lebens war der Jüngling zum Manne gereift, hatte sich sein Charakter gestählt und hatten sich jene Eigenschaften seines Wesens vertieft, die ihm im Verlauf der nächsten Jahre und Jahrzehnte so großes leisten ließen: Adel der Gesinnung, eine ernste Beurteilung aller Dinge und ihre schnelle Erfassung für das praktische Leben, ruhiges, aber festes Urteil, treueste Pflichterfüllung, eine unbefangene, wohlwollende Erwägung der Personen und Verhältnisse, furchtlos und beständig, nie nachtragend, dafür gern seinen Feinden vergebend, von arbeitsamem Geist und unermüdlicher Tätigkeit, für die Gegenwart sorgend und stets die Zukunft bedenkend, unerschütterlich an denen festhaltend, die er als Freunde erkannt.

So mußte aber auch der Mann beschaffen sein, der das Steuer des schwankenden rumänischen Staatsschiffes in seine feste Hand genommen, der Mann, von dem Demeter Sturdza, welcher vom ersten Tage an die Bedeutung des Fürsten und seine, möchte man sagen, historische Notwendigkeit für Rumänien erkannt, und der ihm immerdar seine wertvollen Dienste geweiht, später im Senat schlicht und wahr sagte: „Durch die Übernahme der Regierung rettete Karl I. Rumänien vom Bürgerkriege und von dem Rande des Abgrundes, an dem es fast hoffnungslos schwebte!"



V.

„Helfen wir uns selbst, Rumänen!"

Die erste Proklamation des Fürsten Karl. — „Helfen wir uns selbst, Rumänen!" — Innere und äußere Schwierigkeiten. — Das persönliche Auftreten des Fürsten. — Arbeit und Tageseinteilung. — Die Reise zum Sultan. — Aufenthalt in Konstantinopel. — Gute Ergebnisse. — Schwierigkeiten der Regierung. — Sorgenvolle Tage und Jahre. — Der Fürst und die Bevölkerung. — Fortschritte in Bukarest. — Die Reorganisation der Armee. — Eisenbahnbauten. — Neue innere Hemmnisse und ausländische Verleumdungen. — Es geht langsam vorwärts. — Ein Umschwung zum Besseren. — Fürst Karl besucht Kaiser Alexander II. — Die Reise nach Deutschland.

Wenige Tage nach Übernahme der Regierung erließ Fürst Karl eine Proklamation an das rumänische Volk nachstehenden Wortlauts:

„Rumänen!

Seit meiner Ankunft unter Euch sind mir aus allen Teilen meines neuen Vaterlandes Beglückwünschungs- und Willkommens-Adressen zugegangen, welche mich in dem Glauben befestigen, daß der Wille, dem ich mich gefügt habe, der wahre Wille der ganzen Nation war. Eine große Anzahl derselben wurde mir zugeschickt, als ich mich noch am häuslichen Herd befand; und Ihr habt sogar meines Geburtstages gedacht und mir Eure Wünsche zugehen lassen. Ich hätte gewünscht, einem Jeden von Euch im Besonderen antworten zu können, und dann würde Euch mein Dank gezeigt haben, daß ich Euch ein Herz zum Herzen bringe; da dies jedoch nicht möglich ist, so bitte ich Euch, diese wenigen Worte als den Ausdruck

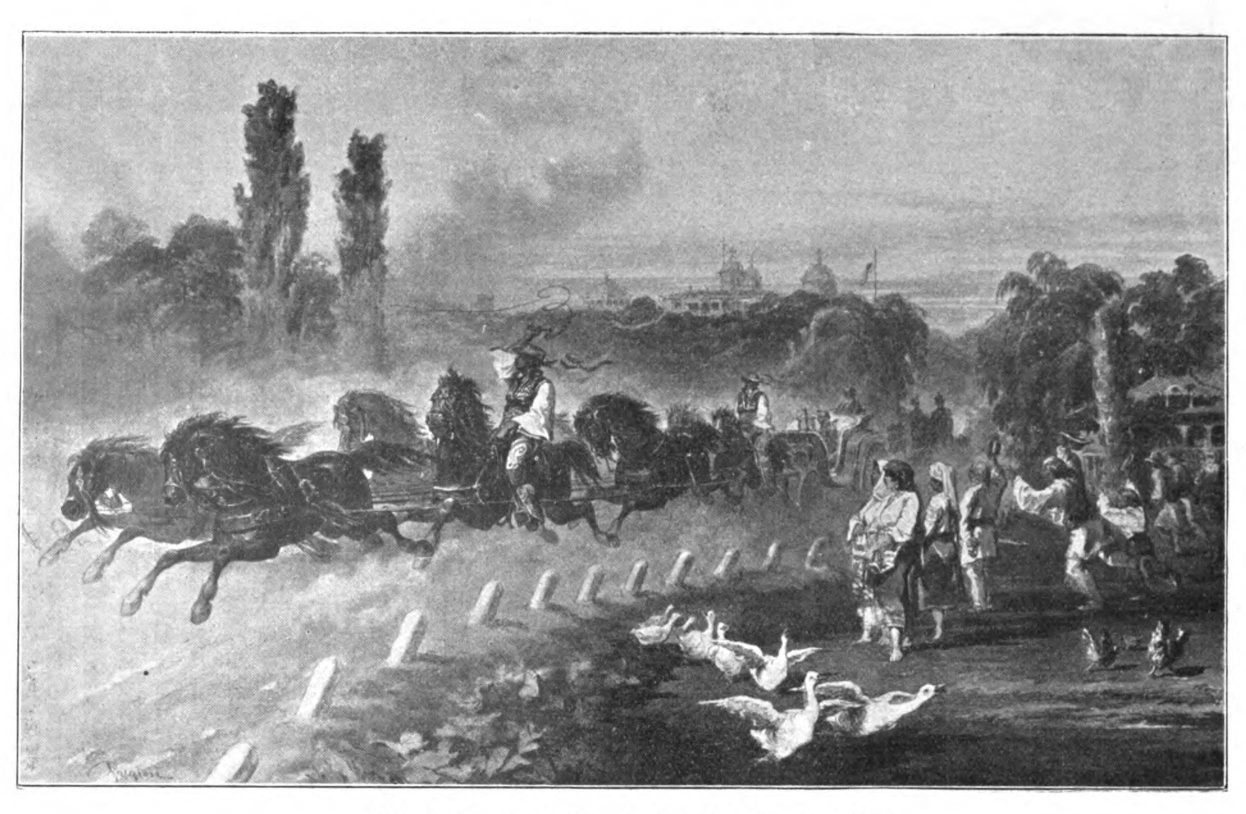
meiner Gefühle für alle entgegenzunehmen. — Rumänen! Auf Eure Aufforderung habe ich mein Vaterland und meine Familie verlassen; und ich tat dies, weil ich Eure Geschichte, Eure Wünsche und Eure Leiden kenne. Ich bin gekommen, weil mir die Stimme einer Nation heilig ist. Und wenn diese Nation eine glorreiche Vergangenheit besitzt, wie es die Eurige ist, eine Vergangenheit, welche ihr die Kraft verlieh, so zu kämpfen, wie Ihr gekämpft habt, um Euch eine dieser Vergangenheit würdige Zukunft zu erringen, dann ist die Stimme dieser Nation für mich eine wahre Gottesstimme. Das ist's, warum ich Alles verließ, was ich liebte. Erwidert meine Liebe und Zuneigung, denn ich verließ mein Vaterland nur, um Euch ein großes und freies zu sichern. Habe ich es denn nicht auch zur Wiege meiner Nachfolger gemacht? — Rumänen! Die Wärme, mit welcher Ihr mich unter Euch empfinget, ist mir ein Beweis, daß ich Euch in der Tat der „Willkommene" bin. Ich werde unaufhörlich bemüht sein, mir diesen Titel bei Euch zu erhalten. Stehet mir bei durch Eure Liebe und Euer Vertrauen! Nichts ohne Gott! ist die Devise meiner Familie. Gott hat gesagt: „Hilf Dir selbst, und ich werde Dir helfen." Helfen wir uns also nur selbst, Rumänen, und Gott wird uns gewiß auch beistehen!

Karl I."

„Helfen wir uns also nur selbst, Rumänen!" — freilich, diese Worte des Fürsten enthielten die bittere Wahrheit. Rumänien war völlig auf sich allein angewiesen, auf sich und seinen jungen Fürsten, der zunächst bestrebt war, durch sein persönliches Auftreten Vertrauen zu erwecken, um dann allmählich Ordnung in die gänzlich verworrenen politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu bringen. Zunächst aber lenkten drohende äußere Verwicklungen immer wieder die Aufmerksamkeit davon ab. Die

Türken hatten ihre militärischen Kräfte an der Donau verstärkt, und an schlimmen Gerüchten, die fortwährend Unruhe im Lande verbreiteten, war kein Mangel. Fürst Karl besichtigte wiederholt, ohne daß vorher eine Ankündigung ergangen war, die zwischen Bukarest und der Donau verteilten Truppen und trachtete so schnell wie möglich, allerhand Schäden zu verbessern, die sich bei diesen Inspizierungen ergaben. Von Giurgiu aus unternahm er auf einem kleinen Dampfschiff eine Donaufahrt und beobachtete aus der Nähe das türkische Lager bei Rustschuk, in welchem über 20 000 Mann versammelt waren und wo man aus mancherlei Vorbereitungen auf eine Überbrückung des Stromes von türkischer Seite aus schließen konnte. Aber die schnellen Siege Preußens auf böhmischem Boden mochten der Pforte jegliche Lust zu einem kriegerischen Vorgehen gegen das Fürstentum benehmen, da auf die erwartete Hilfe Österreichs und ein eventuelles militärisches Eingreifen nicht zu hoffen war.

Schwand langsam diese Sorge, so stiegen im Innern des Landes allerhand dunkle Wolken auf, die mit der Beratung über die Konstitution und der Regelung der Judenfrage in engem Zusammenhang standen. Ja, es kam wegen der letzteren zu öffentlichen Ausschreitungen, die allerdings schnell gedämpft werden konnten, freilich nicht durch die Polizei, die völlig versagte, sondern durch die Nationalgarde. Letztere wollte bald darauf der Fürst auf dem Exerzierplatz von Cotroceni mustern, stieß aber auf einen hartnäckigen Widerstand, da man verbreitet hatte, daß die Soldaten entwaffnet werden sollten, die infolgedessen beschlossen, vor die Kammer zu ziehen und um Schutz gegen diese Vergewaltigung zu bitten. Der Ministerpräsident Catargiu teilte dies dem Fürsten mit und bat ihn, seine Verfügung zu ändern, der Fürst ging jedoch darauf nicht ein, er ritt nach dem Exerzierplatz, auf dem er tatsächlich nur wenige hundert Mann vorfand. Sofort



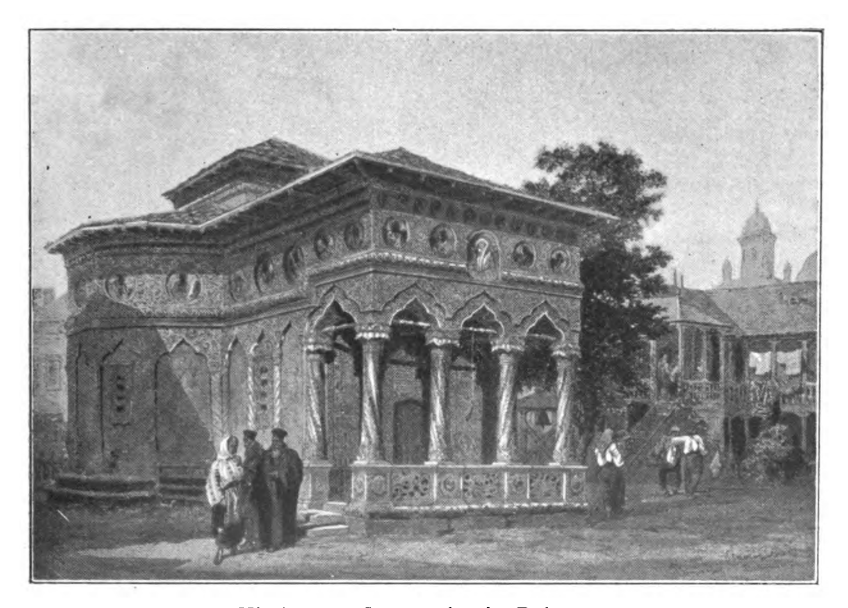
Auf der Fahrt von Cotroceni nach Bukarest (1866).

sandte er Offiziere ab mit dem Befehl, daß die Säumigen unverzüglich ausrücken sollten, setzte sich unterdessen an die Spitze der erschienenen Soldaten, unter schmetternden Musikklängen in die Stadt ziehend. Von allen Seiten marschierten unterdessen die Nationalgarden heran, sich auf dem Theaterplatz vereinend und den Fürsten mit brausenden Hurrarufen begrüßend.

Wie hier Fürst Karl durch sein persönliches Auftreten unerwarteten Erfolg erzielte, geschah es auch in andern Fällen, in denen die Minister verzagten und ihm rieten, einzulenken oder seine bereits gefaßten Entschlüsse aufzugeben. Das lag jedoch nicht im Wesen des Fürsten, der kein Schwanken und Zögern kannte, wenn es sich um Durchführung von Plänen handelte, deren Verwirklichung er für gut hielt zum Wohle des Staates und Volkes.

Wegen der drückenden Hitze, die sich in Bukarest besonders schwer fühlbar machte, hatte der Fürst seinen Aufenthalt in dem eine halbe Stunde entfernten, etwas hochgelegenen Kloster Cotroceni genommen, das, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts gegründet, aus verschiedenen zusammenhängenden Baulichkeiten bestand, welche die efeuumrankte Kirche umgaben und an welche sich ein prächtiger, wenn auch vernachlässigter, so doch baumreicher, schattiger Park schloß mit einer Fülle alter Bäume. Wundervoll ist der Ausblick von der erhöhten Lage des Klosters und dessen Fenstern auf Bukarest mit seinen zahllosen Kirchen und Kuppeln, und die tiefe Ruhe tat doppelt wohl nach dem Lärm und der Unrast der Hauptstadt. Wenige Zimmer nur hatte der fürstliche Besucher für sich einrichten lassen, aber sie genügten ihm bei seiner Anspruchslosigkeit, fand er doch bei seiner tiefen Liebe zur Natur eine reiche Entschädigung in der engen Nachbarschaft des waldähnlichen Parkes. Jeder Tag brachte reichliche Arbeit, sie wurde jedoch bei der streng durchgeführten Einteilung pünktlich bewältigt. Auf

einen zu früher Morgenstunde unternommenen Spazierritt folgte die Erledigung der Korrespondenzen, worauf die Minister zum Vortrag erschienen, an den sich meist nach dem zweiten Frühstück Audienzen schlossen und die Besichtigung verschiedener staatlicher Gebäude, so der Ministerien, der Gerichtshöfe, Hospitäler, Schulen, Unter-



Kirche von Stavropolos in Bukarest.

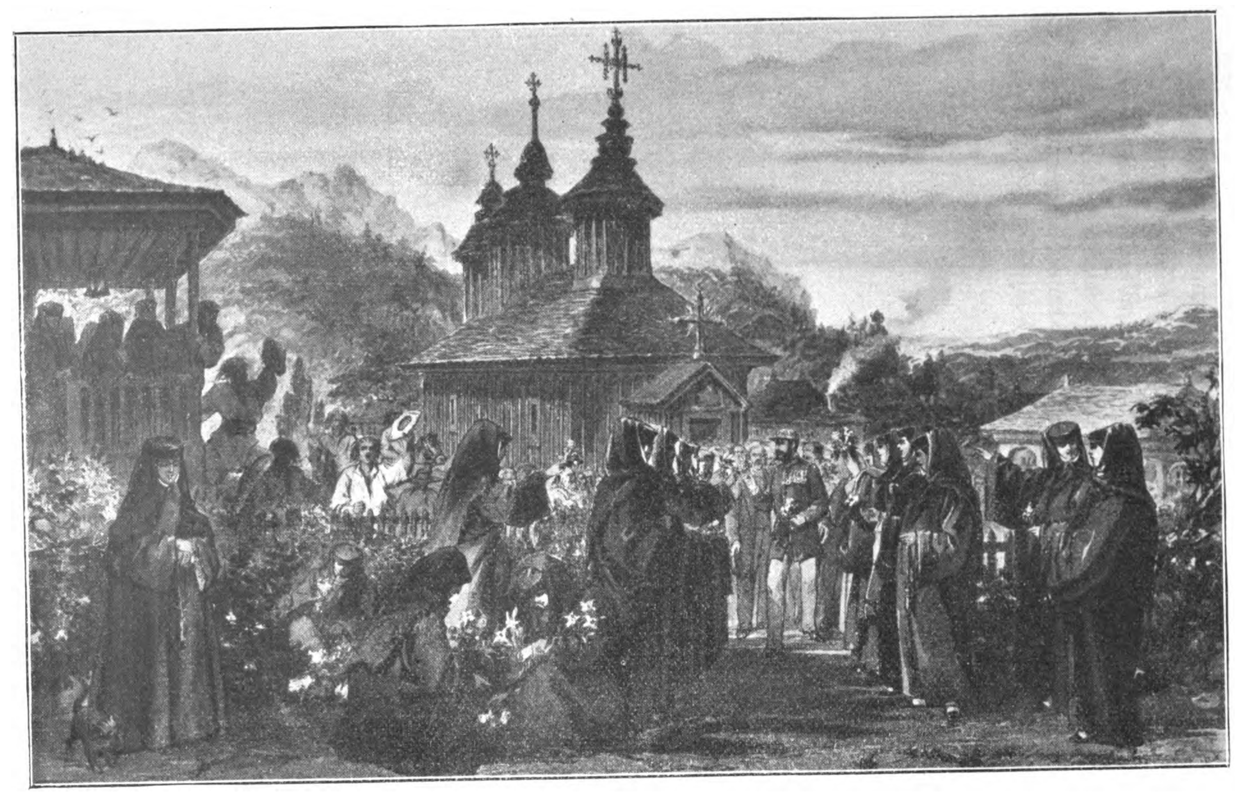
richtsanstalten und Gefängnisse. An Mängeln aller Art fehlte es hier nicht, und der Fürst war bestrebt, vielerlei Verbesserungen einzuführen, die bei der Finanznot des Landes nur langsam erfolgen konnten, die aber trotzdem einen sichtbaren Umschwung gegen früher bedeuteten. Zu dem auf sechs Uhr angesetzten Diner ergingen stets Einladungen an die Minister, Offiziere, Deputierten, wobei der politische Parteistand ausgeschlossen war, und bei welcher Gelegenheit sich der Fürst durch eingehende Unter-

haltungen über vieles zu orientieren wußte, was ihm bisher fremd geblieben. Der Abend war meist einer Fahrt nach und auf der Chaussee gewidmet, jener sich vor der Stadt erstreckenden prächtigen Promenade, dem Treffpunkt der



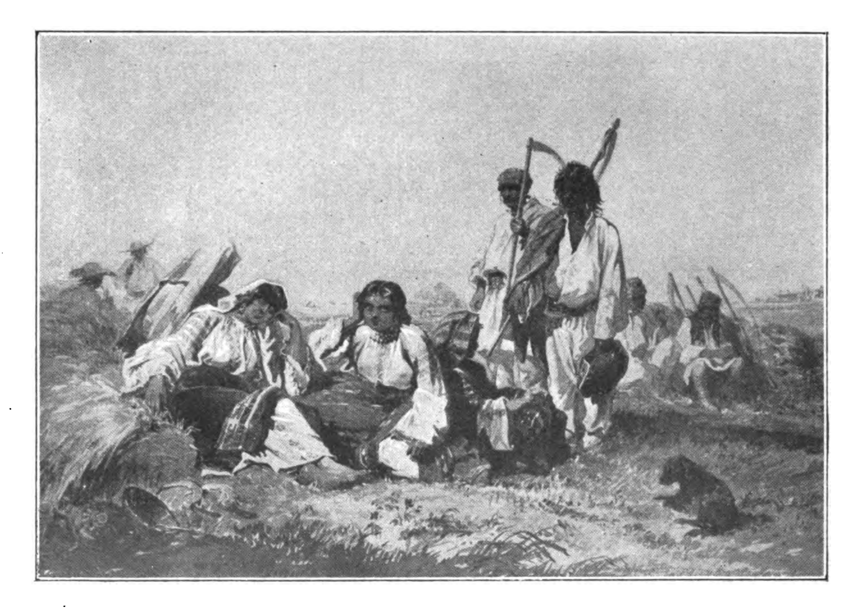
Mönche von Bistritza.

ersten Bukarester Gesellschaftskreise. Wiederholt wurde auch das Theater besucht, das, durch Öllampen nur trübe beleuchtet, einen wenig großstädtischen Eindruck machte; der Inhalt der aufgeführten Stücke war meist der rumänischen Geschichte entlehnt mit den vaterländischen Siegen über die Türken. Häufige zu Pferde unternommene Aus-



Besuch des Gebirgsklosters St. Georg (1866).

flüge in die nähere und weitere Umgebung brachten den Fürsten mit allen Volksschichten zusammen. Ordonnanzoffiziere und eine Kavallerie-Eskorte begleiteten ihn stets, überliefertem Gebrauch gemäß, den allerdings der Fürst bei seiner Vorliebe für ein schlichtes Auftreten bald aus der Welt schaffte. Gern besuchte er die oft sehr malerisch gelegenen alten Klöster, dann wieder einzelne Städte und

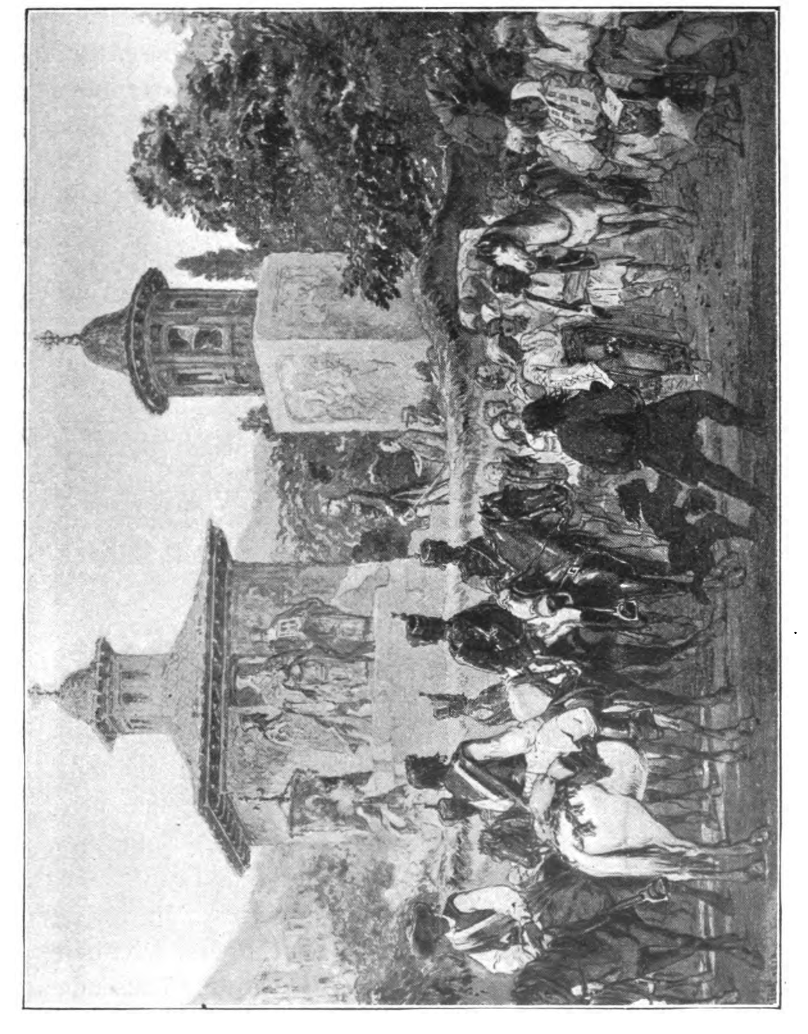


Zigeuner.

Ortschaften, und der Empfang, der ihm überall bereitet ward, bewies, daß man sich in den Erwartungen, die man mit seinem Erscheinen im Lande und seiner Regierung verknüpft, nicht getäuscht zeigte.

Das war auch bei der Mitte August trotz schwüler Sonnenhitze unternommenen Reise durch die Moldau der Fall. In zahllosen Ortschaften und Städten wurde kürzere oder längere Rast gemacht, selbst dort, wo die

Cholera herrschte, viele Stunden lang ging's oft auf grundlosen Wegen, dann wieder durch zerrissene Flußbetten oder über weite Steppen, deren Flugsand die Wagen mit dichten Staubwolken umhüllte. Auf den Herrensitzen nahm man mit freudiger Ehrerbietung den jungen Landesfürsten auf, dem auch die dörfliche und städtische Be-

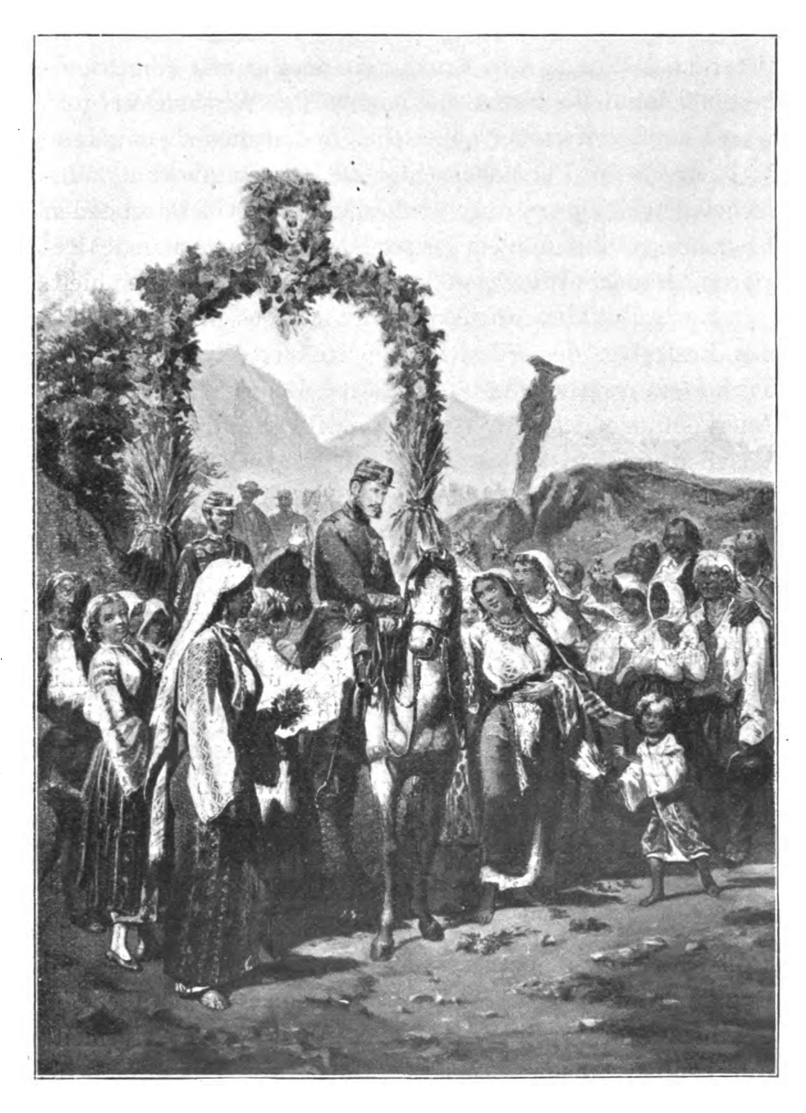


Besuch eines Gebirgsklosters in der Moldau (1866).

völkerung überall einen frohen Empfang bereitete. Schulen, Hospitäler, Kirchen, Bergwerke, Kasernen, Gefängnisse wurden eingehenden Besichtigungen unterworfen, traurig war die Lage der Bauern, die unter der Mißernte auf das schlimmste zu leiden hatten, aber auch in den Städten fehlte es nicht an tiefer Armut und an Mißständen aller Art. Hunderte von Bittschriften drückten die Hoffnung aus, daß die Regierung des Fürsten eine Wandlung zum Bessern schaffen würde, das ging ferner aus zahllosen Beweisen des Vertrauens hervor, in aller Eile hatte man Triumphpforten errichtet, hell klang begrüßend der Schall der Glocken, und abends leuchteten auf den Bergen Freudenfeuer auf und wurden Illuminationen veranstaltet.

Alt und Jung und Arm und Reich beteiligten sich in herzlicher Einmütigkeit an den Empfängen, vor den Kirchen standen die Geistlichen in prunkenden Ornaten, vor den Klöstern die Mönche in langen Talaren und hohen schwarzen Mützen, mit Reisig und Blumen, mit Heiligenbildern und selbstgewebten Teppichen waren die Dorfhäuser zum Willkommen geschmückt; so anstrengend die Fahrt war, so vielgestaltig und malerisch waren auch die Eindrücke, die sie darbot. Vor allem aber machte sie den Fürsten auf das genaueste mit den Sitten und Gebräuchen der Bevölkerung vertraut, gab ihm wertvolle Aufschlüsse über Fühlen und Denken der verschiedensten Klassen und zeigte ihm, wie und wo der Hebel angesetzt werden mußte, um Abänderungen zu schaffen. Schon lange bevor im grünen Rahmen die Türme und Kuppeln Jassy's, der Hauptstadt der Moldau, auftauchten, kamen dem Fürsten hunderte von Reitern und Wagen entgegen, brausender Jubel begrüßte ihn und nahm zu, je mehr sich der von Dorobanzen eskortierte Zug dem alten Fürstensitze näherte, an dessen Weichbild unter einem Triumphbogen der Bürgermeister den Fürsten mit feiernden Worten bewillkommnete und Tausende

von Menschen in Freudenrufe ausbrachen. Glockengeläut und Kanonendonner begleiteten den Einzug, allgemein und aufrichtig war die Begeisterung, unter zahllosen Ehrenpforten



Empfang in der Moldau (1866).

gings dahin, jedes Haus war geschmückt, wie von einem Rausch schien die gesamte Einwohnerschaft umfangen zu sein, und diese freudige Stimmung ließ auch nicht während der sieben Tage, die der Fürst in Jassy verlebte, nach. Der persönliche Eindruck, den der Fürst gemacht, sein ritterliches Wesen, sein Ernst, mit dem er alle Angelegenheiten behandelte, übten eine nachhaltige Wirkung aus und waren auch von großer politischer Bedeutung, da es gerade in Jassy nie an Versuchen einer Lostrennung von der Walachei gefehlt, jetzt aber auch die noch widerstrebenden Elemente gefühlt, daß ein ganzer Mann an der Spitze der Regierung stand und die Zügel derselben in festen Händen hielt.

Nach Bukarest zurückgekehrt, war es in erster Linie das Bestreben des Fürsten, die Stellung Rumäniens zur Türkei zu regeln. Letztere hatte Bedingungen an die Anerkennung des Fürsten geknüpft, die das Land als Vasallentum hinstellten und auf welche der Fürst als solcher wie als Hohenzoller nicht eingehen konnte; ohne diese Anerkennung aber war es nicht möglich, eine fremde Anleihe aufzunehmen, die dringend nötig zur Hebung der Finanzkalamität war, konnten doch nicht einmal mehr die nötigsten Zahlungen gemacht werden. In jenen von Spannung erfüllten Tagen schrieb der Fürst an den preußischen Kronprinzen, nachdem er ihn zu den gewaltigen Siegen auf böhmischem Boden beglückwünscht und stolz hervorgehoben, daß Preußen zu einer wahren Großmacht geworden: „Wenn ich aus diesem neuen Aufschwunge unsres Vaterlandes neue Hoffnungen auch für mich und meine Aufgabe hier schöpfe, so darf ich das Dir gegenüber wohl ohne Hehl aussprechen: Preußen hat im Orient eine große Mission zu erfüllen. Rußland, Frankreich und England dürfen nicht mehr, wie bisher, allein über die Geschicke dieses Erdteils entscheiden. — Die formelle Anerkennung meiner Regierung durch die Pforte erwarte ich in den nächsten Tagen; ich werde dann nach Konstan-

tinopel reisen, um dem Sultan einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Die Verhandlungen mit der Pforte bildeten bis zu ihrem Abschlusse eine Reihe harter Kämpfe, da ich alle pretentiösen Bedingungen, die sie mir zuerst gestellt hat, streng und beharrlich abgewiesen habe. Jetzt habe ich nur die durch jahrhundertealte Verträge bestehende, von den Großmächten garantierte Suzeränität der Pforte anerkannt, mir aber im übrigen die vollste Autonomie bewahrt, und die Suzeränität bleibt so eine leere Form ohne Inhalt. — Sind die auswärtigen Angelegenheiten geordnet, dann kann ich mich dem inneren Ausbau des Staates hingeben, und mit meinem besten Streben will ich mich bemühen, das herrliche Land, das ich jetzt das meinige nenne, und die fünf Millionen Menschen, die mir ihr Wohl anvertraut haben, einer glücklichen Zukunft entgegenzuführen. — Sind wir doch alle, jeder nach seinem Teile, Arbeiter an dem ‚sausenden Webstuhl der Zeit', und meine Lebensaufgabe ist es jetzt, auf dem Vorposten abendländischer Kultur, auf den das Schicksal mich hier gestellt hat, mit meiner ganzen Kraft mitzuwirken an der ‚Gottheit lebendigem Kleid'!" —

Hin und her gingen die Verhandlungen, bis endlich die Pforte einwilligte, das Verlangen des Fürsten zu erfüllen, indem in den Bedingungen, welche die Stellung Rumäniens zur Türkei regelten, von den Fürstentümern als „partie intégrante" des Osmanenreiches gesprochen wurde mit dem wichtigen Zusatze „dans les limites fixées et par les capitulations et le traité de Paris." Hierdurch waren die Schwierigkeiten eines Besuches des Fürsten in Konstantinopel gehoben, und wurden die Einzelheiten der Reise vereinbart; von dem günstigen Abschluß des Vertrages machte der Fürst dem Volke durch eine Proklamation Mitteilung, betonend, daß endlich die Wünsche der Rumänen nach einer erblichen Dynastie und konstitutionellen Verfassung seitens der Pforte erfüllt worden

seien und daß er sich der frohen Hoffnung hingebe, seine Bestrebungen für den Fortschritt und das Gedeihen des Vaterlandes würden auch fernerhin vom Himmel gesegnet werden.

Am 21. Oktober trat der Fürst in Begleitung zahlreicher Offiziere und hervorragender Politiker die Reise nach Konstantinopel an, zunächst nach Giurgiu, von dort über die Donau nach Rustschuk fahrend, wo ein feierlicher Empfang seitens des Paschas und der türkischen Würdenträger stattfand. Die ganze Garnison war ausgerückt, die Stadt hatte reichen Flaggenschmuck angelegt und von den Befestigungen erscholl der Salut der Geschütze. Mit der Bahn wurde dann Varna erreicht und dort die vom Sultan gesandte kaiserliche Yacht „Issedin" bestiegen, auf welcher der erste Generaladjutant des Sultans im Namen des letzteren den Fürsten begrüßte, und auf der kaiserliche Seesoldaten den Ehrendienst versahen — beides eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber dem Hohenzollern, denn wenn sonst die Hospodare mit den türkischen Behörden zusammenkamen, ließen diese sie oft ihre Abhängigkeit fühlen. Am nächsten Morgen erfolgte die Einfahrt in den Bosporus; bewundernd ließ Fürst Karl seine Blicke über die herrlichen Bilder schweifen, die sich vor ihm entrollten, eines lieblicher und berauschender als das andere, den Augen stets neue Schönheiten darbietend mit sanften Einschnitten, grauen Kastellen, anmutigen Tälern, friedlichen Dörfchen, mit zierlichen Minarets, hübschen Ruheorten und stolzen Palästen. Das Tiefblau des Himmels wetteiferte mit jenem der Wellen; zahllose Schiffe aller Art und Nationalitäten kreuzten den Weg des Dampfers; Delphine, deren dunkle Leiber blitzschnell aufschnellten, tummelten sich in den Wogen, und hoch in den klaren Lüften zogen Falken und Seeadler ihre weiten Kreise. An den idyllischen Buchten sah man im lauschigsten Grün reizende Badeorte mit den Sommersitzen der fremden Bot-

schafter und Gesandten, die schmucken Villen und niedlichen Holzhäuschen umsäumt von Lorbeer- und Myrtenhecken, beschattet von Platanen und Feigenbäumen, aus dichten Gebüschen Granatblüten leuchtend in sattem Purpur und duftende Rosen in wechselndem Farbenspiel, dann wieder kleine Fischerdörfer mit gebrechlichen Baracken, die sich gegenseitig stützten, mit engen, steil ansteigenden Gassen und buntem, volkstümlichem Getriebe, dahinter Weinberge und Parkanlagen. Und nun tauchte die gewaltige Stadt auf mit den glänzenden Kuppeln der Moscheen und den schlanken, weißen Minarets, jene Stadt, welche umflochten ist von den bedeutsamsten geschichtlichen Erinnerungen und welche, in vergeblichem Ringen um die dauernde, Macht, so viele Generationen kommen und schwinden sah!

Das auf asiatischer Seite gelegene Palais der Süßen Wasser, seine aus glitzernd weißem Marmor bestehende Front dem Bosporus zukehrend, war vom Sultan dem Fürsten zur Verfügung gestellt worden, als Ehrenwache diente eine Kompagnie Jäger der kaiserlichen Garde, die den Fürsten mit rauschenden Musikklängen empfing. Am Nachmittag stattete der Fürst dem Sultan seinen ersten Besuch ab, zur Fahrt nach dem auf dem gegenüberliegenden Ufer gelegenen herrlichen Palaste Dolma-Baghtsche die Sultans-Yacht benützend, von der ihn ein mit rotem Sammet ausgeschlagener und mit zwölf Ruderern bemannter Kaïk ans Land brachte, wo auf dem wundervollen marmornen Vorplatze feierlicher Empfang stattfand. Sultan Abdul-Asis empfing den Fürsten, der die große rumänische Generalsuniform angelegt hatte, in einem kleinen Salon, ihm bis an die Tür entgegengehend und die Hand reichend. Nahe dem Divan, auf welchem sich der Padischah niederließ, war ein Sessel für den fürstlichen Gast bereitgestellt, den dieser jedoch kurzerhand beiseite schob, neben dem Sultan Platz nehmend. Damit deutete er an, daß er als

Sproß eines souveränen Fürstengeschlechts auf eine andere Behandlung Anspruch erhob, wie sie ehemals den Regenten der Donaufürstentümer zuteil geworden. Der Fürst lenkte nach den ersten Begrüßungsworten das Gespräch auf die Politik, hervorhebend, daß er in der Aufrechterhaltung der bestehenden Verträge eine Garantie für Rumänien erblicke und dieselben stets respektiert habe, daß er aber andererseits hoffe, der Sultan möchte eine Gewähr darin sehen, daß er, Fürst Karl, an der Spitze des rumänischen Volkes stehe, was den Sultan zu beistimmenden Worten veranlaßte. An diesen Empfang schloß sich jener seitens der höchsten türkischen Staatsbeamten in der Hohen Pforte und am nächsten Tage ein weiterer der Mitglieder des diplomatischen Korps in dem vom Fürsten bewohnten Palais, woselbst sich auch die türkischen Großwürdenträger einstellten und kostbare Geschenke des Sultans überreichten. Viele Stunden der folgenden Tage waren dem Besuche Konstantinopels gewidmet. Im Zivilanzug, nur von einem Adjutanten und Dragoman begleitet, durchstreifte der Fürst die Straßen der einzigen Stadt, die auf Schritt und Tritt eine Fülle der malerischsten und fesselndsten Szenen darbietet und deren einzelne Gebäude so viel zu erzählen wissen von vergangener Pracht und dem Glanz des einstigen Byzanz, Eindrücke, die das empfängliche Gemüt des Fürsten auf das nachhaltigste berührten.

Ein zweiter Besuch beim Sultan verlief in herzlicher Weise; schon vorher hatte der Padischah dem Fürsten seine Freude ausdrücken lassen, daß er ihn als hohen und willkommenen Gast ehren könne und großen Wert auf freundschaftliche Beziehungen zu ihm lege. Das ging auch aus der auf Befehl des Sultans zu Ehren des Fürsten veranstalteten Truppenrevue hervor, die ein glänzendes militärisches Schauspiel gewährte. Nach sehr warmer Verabschiedung vom Sultan trat Fürst Karl nach sechstägigem Aufenthalt die Rückfahrt an, am 20. Oktober

wieder in Giurgiu eintreffend und dort die Herren seiner Begleitung zum Abschied um sich versammelnd, ihnen mitteilend, von welch günstigen Ergebnissen die Reise begleitet gewesen, sie eindringlich bittend, nun, nachdem die äußeren Schwierigkeiten Beseitigung gefunden, alle Gedanken auf das innere Gedeihen Rumäniens zu richten.

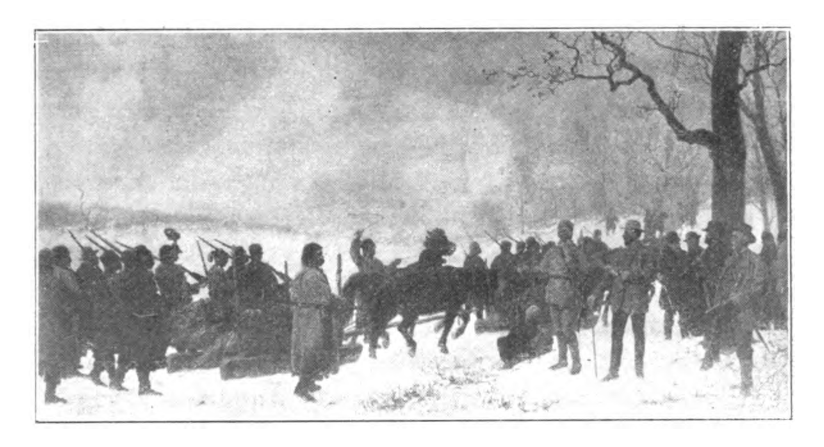
Diese Ermahnung war sehr vonnöten, denn die politische Ausgestaltung des Landes begegnete immer erneuten Schwierigkeiten, standen sich doch zwei Parteien scharf gegenüber und kämpften um die Vorherrschaft in der Regierung; die Partei der Bojaren, der Konservativen, welcher, gemäß der ganzen Vergangenheit, nichts daran liegen konnte, wenn sich die konstitutionellen Verhältnisse befestigten und eine fremde Dynastie starke Wurzeln faßte, und jene der Liberalen, die gerade in dieser Dynastie die Gewähr erblickten für eine erfolgversprechende Entwicklung des Landes. Gehörten zu ersteren die einflußreichen Mitglieder der alten Adelsfamilien, aus denen die Fürsten der Moldau und Walachei entnommen worden, so zur letzteren die jungen, strebsamen Vertreter der Intelligenz, kluge und einsichtsvolle Männer, die meist ihre Bildung im Auslande, nicht zuletzt auf deutschen Universitäten, genossen hatten und welche man als die zukünftigen politischen Führer des Staates betrachtete. Es war erklärlich, daß die Mitglieder der Bojaren-Partei nicht auf die ererbten, oft angemaßten Vorteile ihrer Familien zu verzichten gedachten und immer noch in ihren Wünschen daran festhielten, daß Rumänien eigentlich ein Wahlfürstentum sei, dessen Regenten zu bestimmen ihnen überlassen bliebe. Die Liberalen dagegen sahen das einzige Heil ihres Vaterlandes in einer erblichen Monarchie und in dem fremden Fürsten, dessen Regierung schon im Anfangsjahre gute Früchte getragen und das Beste für die Zukunft verhieß, freilich kam es auch ihnen nicht darauf an, scharfe Opposition zu machen.

Diesen sich schroff gegenüberstehenden Parteizwist spiegelte auch das Ergebnis der im November stattgefundenen Wahlen zu den Kammern wider, deren Ausfall, — der Fürst hatte angeordnet, daß auch nicht der „Schatten einer Beeinflussung der Macht ausgeübt werden solle" — begleitet von allerlei Ausschreitungen und Beeinflussungen, eine herbe Enttäuschung der Regierung bereitete, die sich auf keine ausschlaggebende Majorität stützen konnte. Aber trotzdem entmutigte der Fürst nicht und versuchte, mit dieser buntgescheckten Deputierten-Versammlung zu regieren, in seiner sehr beifällig aufgenommenen Eröffnungsrede die Volksvertreter beschwörend, daß sie die Eifersüchteleien und Kämpfe für persönliche Interessen, welche für das Land eine so große Gefahr bedeuteten, vergessen und gemeinsam mit ihm die Mißbräuche ausrotten möchten, die einer gedeihlichen Entwicklung im Wege ständen. Man müsse, wie er sich wörtlich ausdrückte, die heilsamen Grundsätze der Redlichkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit annehmen, die allein die Nation zur Bildung, Reichtum und Kraft führen können.

Die traurige innere Lage gelangte durch den für das Land sehr ungünstigen Abschluß einer Anleihe in Frankreich zum Ausdruck, mußte man sich doch verpflichten, für die erhaltenen 18½ Millionen Francs innerhalb 23 Jahren 32 Millionen zurückzuzahlen; aber es blieb nichts anderes übrig, als diese schweren Bedingungen anzunehmen, um die notwendigsten Ausgaben zu decken. Ferner kam hinzu, daß seit den gewaltigen preußischen Siegen das Mißtrauen der leitenden französischen Kreise, die bisher dem Fürsten und dem Lande ihre Sympathien bewiesen, rege geworden war, aus Furcht, der preußische Einfluß könnte im Donaufürstentum überwiegen.

Ebenso wie die parlamentarischen Arbeiten nur sehr langsam und unzureichend vorwärts schritten, stand es mit

vielen Verwaltungszweigen; bei seinen Besuchen der Ministerien und Gerichtshöfe fand der Fürst häufig die Beamten nicht vor, alsbald Einrichtungen treffend, daß diese Unpünktlichkeit gehoben würde. Vor allem aber galt die ganze Sorge des Fürsten der Umgestaltung der Armee, zunächst des Offizierkorps, dessen Mitglieder er mit seinem Pflichteifer und Tätigkeitsdrang zu erfüllen trachtete, vorsichtig Reörganisationen einführend, wobei allerdings die schlimme Finanznot ein erhebliches Hindernis bildete. Auch



Fürst Karl auf der Jagd (1866).

manches, was der Fürst unternahm, wurde falsch ausgelegt, u. a., um ein Beispiel zu erwähnen, die Veranstaltung des ersten großen Balles in seinem Palais; die einen meinten, er hätte nicht stattfinden dürfen wegen der traurigen wirtschaftlichen Lage des Landes, die andern aber drückten ihre Freude aus, weil gerade durch derartige Feste Geld unter die Menge komme und der Handel gehoben würde.

Der Fürst verlor trotz aller Hemmnisse nicht den Mut, sein fester Wille war es, wie er dies auch zum Schluß seiner Eröffnungsrede der Kammer ausgedrückt, daß er

unerschütterlich seine Pflicht tun und die Mission erfüllen werde, die er mit Stolz übernommen. Wenn auch nicht so schlimm wie die Verhältnisse im Innern jene nach außen hin waren, so waren doch auch sie durchaus nicht erfreuliche, denn die Siege Preußens hatten die Eifersucht der Mächte erweckt, daß der deutsche Einfluß in Rumänien der vorherrschende werden könnte, und besonders Rußland wachte aufmerksam darüber, daß es aus seiner einstigen Vormachtstellung einen möglichst großen Nutzen zöge.

Zum ersten Male fern von der Heimat und den Seinen, verlebte der Fürst den Weihnachtsabend still in seinem Palais. Innige, ermutigende Worte drangen zu ihm aus dem Elternhause, warm klang die Zuversicht auf den Sohn und die Freude des Vaters, des Fürsten Karl Anton, der immerdar, bis zur letzten Minute, dem Sohne der treueste Freund und uneigennützigste Berater geblieben, aus den Worten des Weihnachtsbriefes: „Mir scheint auf Grund meiner politischen Erfahrungen, daß Du Dein Wagnis vollkommen gewonnen hast. Die Konstantinopler Reise ist mit vielem Geschick eingeleitet und durchgeführt worden; namentlich durch sie wurde den Mächten jeder Vorwand zu weiterer Einmischung entzogen. Ich selber bin erstaunt, daß Deine Anwesenheit solche Wirkungen hervorgebracht hat. Mit Deiner Rede zur Kammereröffnung bin ich ebenfalls einverstanden. Politische Fehler und moralische Gebrechen muß man immer bei ihrem Namen nennen. — Du scheinst ein ernstes Leben zu führen und Dich geistig sehr anzustrengen. Das ist doppelt notwendig für Dich, da Du über allen Parteien stehen mußt. — Daß Du Deinen Bruder Fritz zu sehen wünschest, beweist, daß Deine Sehnsucht so groß wie die seine ist. Ich wollte ihn aber absichltich vor dem neuen Jahr nicht reisen lassen, weil es für Deine geliebte Mutter zu traurig gewesen wäre, plötzlich um drei Söhne ärmer unterm Christbaum zu stehen. Am Weihnachtsabend

werden Deine Gedanken wohl in freudiger Erregung und tiefer Trübsal bei uns weilen. Es wird wechselseitig sein. Wie schmerzlich ist eine solche weite Trennung! — Doch Mut und Gottvertrauen in jeder Lage des Lebens! Man kann nicht alles haben. Deine Aufgabe ist groß, schwer und lohnend; dies Bewußtsein möge Dir Ersatz geben für viele Entbehrungen, die Herz und Gemüt berühren."

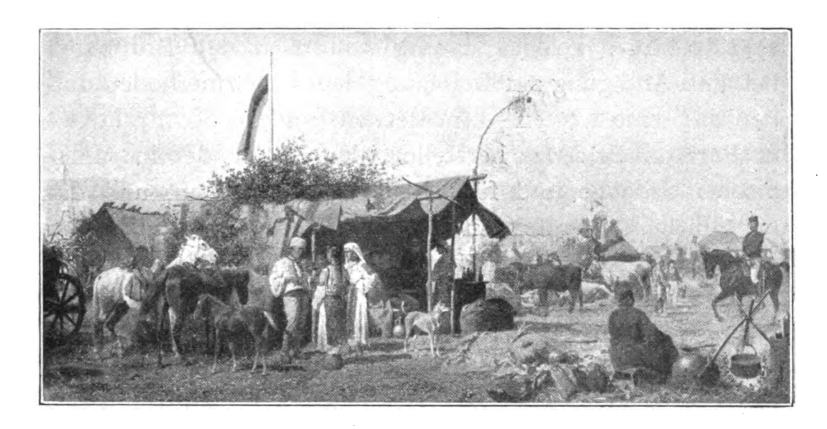
Sehr wohltuend war es für den Fürsten, daß seine Bestrebungen und bisherigen Erfolge die Anerkennung in der deutschen Heimat gefunden, teilte doch Fürst Karl Anton voller Befriedigung seinem Sohne mit, daß König Wilhelm jetzt mit Vergnügen einräume, wie recht Fürst Karl gehabt habe, seinem Rate, die rumänische Fürstenwahl abzulehnen, nicht zu folgen, und wie sehr er sich freue, daß alles so vorzüglich bisher gegangen. Große Freude bereitete dann dem Fürsten, der wiederum längere Zeit in Jassy, der Hauptstadt der Moldau, residiert, nachdem er vorher in den Donaustädten Braila und Galatz sowie in Bessarabien geweilt, der Besuch seines jüngeren Bruders, des Prinzen Friedrich, der ihm auch einen Brief des Kronprinzen überbrachte, welcher aus wahrem Freundesherzen heraus geschrieben war: „So wie ich Deiner Teilnahme zu jeder Zeit mir bewußt bin, so, hoffe ich, bist auch Du davon überzeugt, daß kein Tag vergeht, ohne daß meine Gedanken Dich aufsuchen, und ich mich gleichzeitig der Erfolge freue, die Du in Deiner schwierigen Stellung erringst! — Ich habe von Anfang an geglaubt, daß Du ein wahrer Hort für jene noch unfertigen Länder werden würdest, die nur eines ehrlichen deutschen Charakters bedürfen, um zu blühenden Provinzen umgestaltet zu werden. Und bisher rechtfertigen alle Nachrichten, die ich aus Rumänien erhalte, diese meine Erwartungen. Möge Gottes Segen Dich wie bisher auf Deiner steilen Bahn begleiten, vor allem aber äußere Gefahren von Deinen Landen fern halten, die Deinem Werke hemmend in den Weg treten könnten.

Es sieht ein bißchen bunt aus um den Orient herum, und der Himmel bewahre uns vor neuen Konflikten, denn nach Krieg verlangt niemand in Deutschland."

Prinz Friedrich konnte dem Bruder auch die frohe mündliche Mitteilung machen von der Verlobung der Schwester, Prinzessin Marie, mit dem Grafen von Flandern, dem Bruder des Königs von Belgien, dem bekanntlich zuerst die Krone von Rumänien angetragen worden war, und vermochte sich bei seiner Anwesenheit in Bukarest zu überzeugen, wie groß die persönliche Beliebtheit des Fürsten war, der gerade zu jener Zeit eine Reihe anregender Festlichkeiten veranstaltete, zwischendurch Inspizierungen der Truppen und militärische Übungen vornehmend.

Die Feier des ersten Jahrestages des Einzuges des Fürsten in Bukarest, am 22. Mai, wurde von der ganzen Bevölkerung in großartiger Weise begangen, wobei es nicht an zahllosen Zeichen der Liebe und Verehrung fehlte, ebenso wie aus allen Teilen des Landes huldigende Depeschen einliefen. Nach dem Tedeum in der Metropolie fand im Thronsaal des Bukarester Palais großer Empfang statt, bei welchem der Fürst seine erste öffentliche Rede in rumänischer Sprache hielt. Durch all die bei dieser festlichen Gelegenheit gehaltenen Ansprachen und Reden mit zahllosen Lobes- und Ruhmesworten ließ sich der Fürst jedoch nicht täuschen. Er selbst wußte am besten, daß nur ein schwacher Anfang gemacht worden war, gewissermaßen daß man nur ein Versprechen gegeben habe für die Zukunft. Aber dieses Versprechen zu halten, war er Tag für Tag bemüht. Unausgesetzt war es sein Bestreben, eine enge Verbindung herzustellen zwischen ihm, dem Fürsten und Vertreter der Regierungsgewalt, und zwischen allen Kreisen der Bevölkerung. Mit den Eigenarten des rumänischen Landes und Volkes hatte er sich vertraut gemacht und trug ihnen jederzeit sorgsam Rechnung. Selbst kein Freund der Etikette und starrer fürstlicher Abge-

schiedenheit, leutselig gegen jedermann, wußte er doch die fürstliche Autorität zu wahren und sich Respekt zu verschaffen, was für die Durchführung seiner Pläne unumgänglich notwendig war. Stets bemühte er sich, sich persönlich von den Verhältnissen des Landes zu unterrichten, prüfte genau die an ihn gelangenden Bitten und Klagen und sorgte mit warmem Herzen für die Notleidenden und Bedrückten, weit mehr für sie spendend, als es seine eigene Kasse gestattete. Gern mischte er sich in das bunte Volksgetümmel, so beispielsweise bei dem Mitte Juni in der



Rumänischer Markt.

Nähe von Bukarest stattfindenden Jahrmarkte (Moschi), einem freudigen Frühlingsfeste, zu welchem von nah und fern die Bevölkerung herbeiströmt, um ihre Einkäufe für das ganze Jahr zu machen und um sich den verschiedensten Belustigungen hinzugeben mit Jubel und Trubel, mit Tanz und Spiel, wofür schon die zahllosen Banden von fiedelnden Zigeunern sorgen. Daß der Fürst in so kurzer Zeit die Landessprache erlernt, kam ihm sehr zu statten, und auf den Gesichtern der Bauern malte sich helle Freude, wenn er sie ansprach und sich nach allem erkundigte, was sie interessierte.

Auch auf die sehr notwendige Umänderung vieler Zustände in Bukarest selbst war Fürst Karl sorgsam bedacht; neue Straßen und Boulevards wurden abgesteckt und angelegt, die Dimbowitza, jenes die Hauptstadt durchfließende träge Flüßchen, das früher in jedem Jahr die tief gelegenen Stadtteile überschwemmt hatte, allmählich reguliert, man begann mit dem Bau von Markthallen und verbesserte ferner die nach den nahen Ortschaften führenden Wege, indem man hierzu Sträflinge unter militärischer Aufsicht beorderte. Sein fortgesetztes Interesse widmete sodann der Fürst der Hebung des Schulwesens, das bisher sehr im argen gelegen, häufig wohnte er den Prüfungen bei, gab Anregung zur Befolgung neuer Lehrmethoden und ließ auf seine Kosten — im Betrage von 300 000 Francs — in Paris einen Atlas herstellen, den ersten, der in rumänischer Sprache und für Rumänien erschienen, und der an sämtliche Schulen unentgeltlich verteilt wurde, ferner trug er Sorge, daß dem Verfall geschichtlich denkwürdiger Bauten Einhalt getan wurde und opferte erhebliche Mittel aus seinem Privatvermögen. Mit Freuden begrüßte er sodann die am 13. August 1867 stattgefundene Begründung der Literarischen Gesellschaft —, aus der sich alsbald die rumänische Akademie zu ersprießvollster Tätigkeit entwickelte — deren hauptsächlichster Zweck es war, eine einheitliche rumänische Grammatik und ein rumänisches etymologisches Wörterbuch herauszugeben, um die verschiedenen rumänischen Stämme, welche in Ungarn, Siebenbürgen, der Bukowina, Bessarabien und Macedonien verteilt leben, auf geistigem Gebiete zu einen. Der Fürst versammelte die Mitglieder jener Gesellschaft, deren Ehrenpräsidium er übernommen, in Cotroceni um sich, wo er ihnen ein Diner gab, bei welchem in eingehender Weise die Aufgaben der neuen Akademie besprochen wurden. Wenn es seine Zeit erlaubte, machte er kürzere und längere Ausflüge zu den verschiedenen Klöstern und zu sonstigen

historischen Stätten, die mit der geschichtlichen Vergangenheit des Landes in naher Verbindung standen, so nach Sinaia und Argesch, hierbei wildromantische Wälder und Gebirgsgegenden durchquerend, die seit langen Zeiten kein rumänischer Fürst besucht. Die Beteiligung Rumäniens an der damaligen Pariser Weltausstellung gab bereits weiteren Kreisen die Gewähr, wie ernstlich das junge Fürstentum unter dem neuen Herrscher danach trachtete, sich auch außerhalb seiner Grenzen an den Bestrebungen der Kulturnationen zu beteiligen.

In immer stärkerem Maße widmete der Fürst seine Aufmerksamkeit der Ausbildung und Vermehrung der Armee. Mit der Bukarester Garnison veranstaltete er mehrtägige Manöver, bei denen er inmitten seiner Truppen biwakierte und nach deren Ablauf er die Offiziere zur Kritik um sich versammelte, offen die Fehler darlegend, die er beobachtet und die unbedingt ausgemerzt werden müßten, wenn das Heer ein kriegstüchtiges sein sollte, aber zugleich auch entschuldigend hervorhebend, daß ja den Offizieren bisher noch nie Gelegenheit geboten worden sei, größere Gefechtsbilder vorzunehmen und sich in deren Führung zu üben. Bei Krupp waren zwei Batterien gegossener Geschütze in Auftrag gegeben worden, für welche der Fürst das Geld aus seiner Privatschatulle vorgestreckt hatte, ferner hatte man in Preußen 20 000 Zündnadelgewehre bestellt, von denen bis zur Mitte des Jahres 1866 die erste Hälfte angelangt und als vortrefflich sofort anerkannt worden war. Auch die Uniformierung der Truppen wurde geändert und erheblich vereinfacht gegen den bisherigen theatermäßigen Aufputz; ferner wurde die Bastonnade in der Armee abgeschafft und alles getan, um eine bessere Disziplin herbeizuführen. Im Sommer 1868 ging auch das Gesetz über die Heeresorganisation durch, nach welchem die bewaffnete Macht des Landes aus fünf verschiedenen Elementen bestand; erstens aus dem stehenden

Heer mit seiner Reserve, zweitens der aktiven Miliz, drittens der inaktiven Miliz, viertens der Bürgerwehr, fünftens dem Landsturm. Die erste Kategorie diente drei Jahre aktiv und vier Jahre in der Reserve, von der zweiten war nur ein Drittel von der Dienstzeit unter den Waffen, während zwei Drittel beurlaubt waren, die dritte sollte bloß im Kriege einberufen werden, die vierte, ohne weitere militärische Bedeutung, rekrutierte sich nach Censusklassen und wählte sich ihre Offiziere selbst, die fünfte umfaßte jene wehrfähige Bevölkerung vom 17. bis zum 50. Lebensjahre, soweit und solange sie nicht den vier ersten Klassen angehörte. Durch diese Neuordnung gewann die rumänische Heeresmacht eine erhebliche Verstärkung, ohne daß die jährlichen Kosten, die sich auf 16 Millionen Francs beliefen, in drückender Weise vermehrt wurden. Im Verlauf dieser Reorganisation wurden neue aktive Regimenter errichtet und weitere 33 Milizbataillone gebildet, sodann auch neuen Kasernen ernste Sorgfalt gewidmet, ferner bei den verschiedenen Truppenteilen gemeinsame Offizierstische eingerichtet, wie man schließlich der Ausbildung des Unteroffizierkorps große Aufmerksamkeit schenkte. Vor allem war es nötig, die Armee von den politischen Umtrieben zu befreien, um sie ihrem vornehmsten Zweck, der Verteidigung des Vaterlandes, zuzuführen, und auch hier brach der Fürst mit dem bestehenden System, indem er im Sommer 1868 J. Bratianu, welcher keinerlei Offiziersrang bekleidete, zum Kriegsminister ernannte. Hierdurch wollte man offen zeigen, daß das Heer allem Parteigetriebe entrückt werden sollte, hatte doch stets die Möglichkeit bestanden, daß in einem Lande mit parlamentarischer Regierung die Verfügung über die militärische Macht leicht in die Hände des einer bestimmten politischen Partei angehörenden Kriegsministers übergehen konnte, so daß der letztere nicht nur Chef der Armeeverwaltung, sondern der Armee selbst zu werden vermochte.

War es des Fürsten Karl Ziel, Rumänien militärisch durch ein schlagfertiges, sorgsam ausgerüstetes und ausgebildetes Heer die ihm gebührende Rolle anzuweisen, so wollte er es wirtschaftlich durch den Bau von Eisenbahnen heben. Bereits im Frühling 1867 war seitens der Kammer die Konzession erteilt worden für die Strecke Bukarest—Giurgiu; im Herbst desselben Jahres verhandelte man mit einem österreichischen Unternehmer wegen der Linie Suceava—Jassy—Galatz—Bukarest, die abschnittsweise gebaut werden sollte. Aber noch ehe der Vertrag vor die Kammern kam, erfuhr man aus Berlin, daß sich dort ein Konsortium gebildet, an dessen Spitze die Herzöge von Ujest und Ratibor, Graf Lehndorff und Dr. Strousberg standen, welches dem rumänischen Staate weit günstigere Bedingungen stellen wollte, wie dies von österreichischer Seite aus geschehen. Seltsamerweise stieß aber der Plan, Rumänien von Eisenbahnen durchziehen zu lassen, auf ernsten Widerspruch in den Vorberatungen der Kammersektionen. Man fürchtete die zu schwere Belastung des Staatsbudgets und erklärte, daß das Land, welches noch nicht einmal genügend Chausseen besitze, gar nicht reif sei für Eisenbahnen. Mit vollster Hingebung jedoch trat für letztere der Fürst ein, immer wieder betonend, daß die Zukunft Rumäniens auf das engste mit dem Eisenbahnbau verbunden sei und daß in fünf Jahren das Land unbedingt mit dem Auslande durch Schienenwege verknüpft sein müsse, ganz gleich, wer jene ausführe. Die von einer englischen Gesellschaft in Bau genommene einheimische Linie von Bukarest nach Giurgiu konnte der Fürst bereits Anfang August 1868 besichtigen und Mitte Oktober auf der fertigen Teilstrecke eine kurze Probefahrt unternehmen, die erste Eisenbahnfahrt auf rumänischem Boden, nachdem er kurz zuvor Dr. Strousberg empfangen, welcher versprach, die Strecke Roman—Galatz—Bukarest in zwei Jahren fertigzustellen.

Leider wies die innere politische Lage immer wieder schwere Zuckungen auf; neue Ministerien wurden gebildet, oft erst nach heftigen Kämpfen, und es mußte zur Wahl neuer Kammern geschritten werden, wobei sich doch nicht die gewünschte Majorität ergab. Nebenbei fehlte es auch bei diesen Veranlassungen nicht an allerhand geheimen Umtrieben gegen die Regierung, die man, und zugleich mit ihr den Fürsten, für viele Unzuträglichkeiten verantwortlich machte, besonders hinsichtlich der Finanznot, da mehrfach die Kredite für die dringendsten Aufgaben fehlten und selbst die Gehälter an die Beamten und Offiziere nicht regelmäßig bezahlt werden konnten. Zudem bereitete die rechtliche Stellung der jüdischen Bevölkerung ernste Sorgen und gab im Auslande zu heftigen Angriffen auf Rumänien Veranlassung. Dazu kamen noch sonstige Schwierigkeiten durch die Aufstandsbewegung bulgarischer Banden, wobei absichtlich falsche Gerüchte verbreitet wurden des Inhalts, daß man von rumänischer Seite die Empörungsgelüste der Bulgaren begünstige und letztere indirekt sogar unterstütze, was wiederum das Mißtrauen verschiedener Großmächte gegen Rumänien zur Folge hatte. An den schlimmsten Verdächtigungen und Verleumdungen in der europäischen Presse war kein Mangel, wurde doch sogar mitgeteilt, es seien tausende preußischer Arbeiter nach Rumänien gezogen unter dem Vorgeben, bei den Eisenbahnbauten beschäftigt zu werden, während sie in die rumänische Armee eingereiht worden seien, die auch bereits unter den Offizieren zahllose preußische Militärs aufweise. Der Staat konnte es eben keinem recht tun! Jede, auch die kleinste Aufmerksamkeit, die man Rußland erwies, wurde von Frankreich aus mit scheelen Augen betrachtet, und umgekehrt, beide Länder wiederum argwöhnten stets deutsche Beeinflussungen, an Kabalen aller Art fehlte es nie, das ganze politische Geschick des Fürsten Karl gehörte dazu, all diese

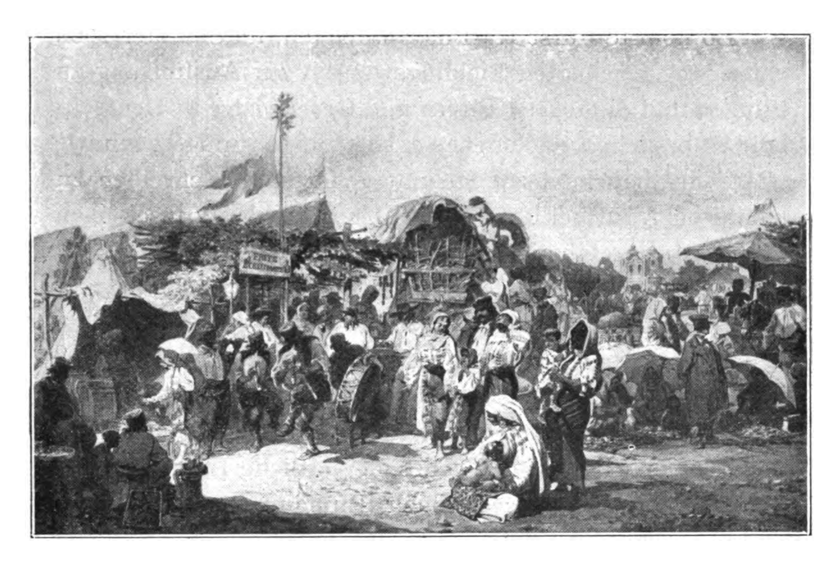
Verstimmungen aufzuklären und möglichst schnell zu beseitigen.

In Preußen dagegen brachte man den ernsten Bestrebungen des Fürsten volles Verständnis entgegen und zögerte nicht, seitens der königlichen Familie sowohl wie der Regierung, dem Fürsten und seinem Lande offene Sympathien zu bezeugen. Das zeigte sich bei der warmen Aufnahme, welche die von dem Fürsten zur Vermählung seiner Schwester Marie mit dem Grafen von Flandern — am 13. April 1867 — gesandte rumänische Deputation in Berlin gefunden; König Wilhelm bemerkte, wie glücklich er sei, seinen Vetter, den Fürsten Karl, bei dieser Feierlichkeit vertreten zu sehen und dankte herzlich für die Gefühle, die seine Abgesandten ihm in seinem Namen ausgesprochen. „Der Fürst hat eine schwere Aufgabe zu erfüllen," hob der König hervor, „aber ich bin sicher, daß er seine große Mission mit der patriotischen Unterstützung der Rumänen durchführen wird." Und in einem Briefe an seinen Sohn schrieb Fürst Karl Anton: „Bismarck ist voller Interesse und seine Bemerkung ist vollkommen richtig, daß Rumänien das süd-östliche Belgien Europas sei. Wie Belgien dürfe Rumänien keine auswärtige Politik treiben, sondern müsse mit den Nachbarn auf möglichst gutem Fuße leben; dann werde es schon von selbst an den Früchten partizipieren, die vom europäischen Himmel seinerzeit herabfallen werden, nur dürfe es nicht selber pflücken wollen, zumal noch unreife." — Und dem Fürsten Karl Anton schilderte Konsul Bamberg die gelegentlich eines Besuches des Fürsten Karl in Bukarest im Frühling 1868 empfangenen Eindrücke: „Der Fürst hat sich sein Archiv selbst angelegt. Er weiß bei jeder Wendung des Gesprächs, wo ein Brief oder ein Aktenstück sich befindet, das darauf Bezug hat. — Der Fürst gehört zu jenen kerngesunden und tüchtigen Naturen, die in der harten Schule des Lebens sich täglich selbst erziehen. —

Er hat ganz bestimmte Überzeugungen und Ideen; er geht mit großer Geschwindigkeit auf die ein, die man ihm entgegenstellt; aber er hat eine seltene Begabung, in feinster Weise abzuwehren und wieder auf seinen Ausgangspunkt zurückzukommen. Ist diese Geistesbeschaffenheit nicht ohne Gefahr, so bildet sie doch die erste und unerläßliche Bedingung zu einer selbständigen Regentenindividualität. — Wenn ich mir hier Zustände und Menschen ansehe, diese zerfahrenen Arbeitskräfte bei feurigen und aus Trägheit doch wieder kalten Naturen, und diesen gegenüber die große Ruhe und Geduld eines Fürsten, der in die Zukunft des von der Natur gesegneten Landes die größte Hoffnung setzt, so kann ich die innere Kraft, die hierzu gehört, nur aufrichtig bewundern." — Ja, Fürst Karl hatte, wie es in dem Briefe mit Recht heißt, „eine harte Schule des Lebens" durchzumachen, denn allein, ohne fördersame Stütze, mußte er den schwierigen Weg durchmessen, den er aus eigenstem Entschluß betreten. Von seiner damaligen Gemütsstimmung klingt es gelegentlich in den Briefen an den teuern Vater durch, dem er im Februar 1868 schrieb: „Nach dem sorgenvollen Winter, den ich verbracht habe, ist es mir ein wirkliches Bedürfnis, zum Frühjahr einen der Meinigen oder einen guten alten Freund bei mir zu haben, denn trotz der anhaltenden Arbeit und der fortwährenden geistigen Anstrengung wirkt die Einsamkeit auf mein Gemüt. Ich habe niemanden, mit dem ich mich aussprechen, der mich zerstreuen könnte. — Der Winter ist Gott sei Dank zu Ende, ich möchte keinen zweiten so erleben. Es gab Momente, in denen ich furchtbar melancholisch gestimmt war, so daß ich mich zu jeder ernstern Arbeit unfähig fühlte. Freilich gab es noch öfter Augenblicke, wo mir die Zeit zu schnell verging für die viele Beschäftigung, die ich hatte."

Im weiteren Verlaufe dieses sowie des folgenden Jahres trat erfreulicherweise eine erhebliche Verbesserung der

inneren Lage ein, auch wohl dank den vorzüglichen letzten Ernten, wodurch die Steuern leichter bezahlt und die großen Rückstände beglichen werden konnten. Die Finanzkraft hob sich, so daß man die Ausgaben monatlich regelmäßig zu bestreiten und größere Summen dem Reservefonds zuzuwenden vermochte. Auch in den einzelnen Verwaltungszweigen spürte man den Hauch einer neuen Zeit; es wurde regelmäßiger und rascher gearbeitet, und



Rumänische Marktszene.

wenn es auch nicht an gelegentlichen Unordnungen und Unterschleifen fehlte, so kamen doch nicht mehr jene grellen Mißstände vor, wie früher, die Ausfuhr war um das dreifache gestiegen, und mit Rußland und Österreich wurden wichtige Postverträge vereinbart, ferner das einheimische Postwesen besser geregelt.

Der Schluß des Jahres 1868 hatte ein neues Ministerium unter dem Vorsitz des Fürsten D. Ghika gebracht, welchem Fürst Karl sein volles Vertrauen äußerte, die Hoffnung

anknüpfend, daß es ihm gelingen möge, alle Spaltungen zu beseitigen und alle Söhne des Vaterlandes zu dessen Heil um den Thron zu scharen. Durch diesen Ministerwechsel verbesserten sich anfangs des Jahres 1869 Rumäniens Beziehungen zum Auslande bedeutend. Man vermied alle Konflikte, besonders mit der Pforte, und die Mitte April stattgefundenen Wahlen ergaben für die Regierung ein gutes Ergebnis, denn unter 150 Deputierten wurden nur 10 Oppositionelle gewählt.

So konnte Fürst Karl daran denken, im Sommer 1869 einen längst gehegten Lieblingswunsch zur Ausführung zu bringen und die teuren Eltern und Geschwister in Deutschland zu besuchen, nach denen er sich auf das innigste sehnte, wie es in manchem zur Heimat geflatterten Schreiben zu lebhaftem Ausdruck gelangt war. Und auch der Wunsch nach einer Lebensgefährtin, die mit ihm die guten und bösen Tage teilen würde, kam öfter zum Durchbruch. Immer wieder erging von der deutschen Heimat aus der drängendste Ruf der Seinen, sich Ruhe zu gönnen und nach Deutschland zu kommen; im gleichen Sinne schrieb auch der preußische Kronprinz mehrfach an den Fürsten, bemerkend, daß er, wenn er einige Wochen heimatliche Luft geatmet, gestärkt und neu belebt nach Rumänien zurückkehren und dann mit frischer Kraft sein Tagewerk übernehmen könnte. Auch der Brautschau gedachte er, die der Fürst persönlich halten müßte, weil ein dritter das doch nur unvollkommenerweise auszuführen vermöchte.

Die Überanstrengungen und der mehrfache Aufenthalt in ungesunden Distrikten hatten dem Fürsten einen schweren Anfall von Malaria zugezogen, so daß seine sonst eiserne Gesundheit mehr geschwächt wurde, als er sich selbst eingestehen wollte. Das ewige Schwanken der inneren und äußeren Verhältnises aber verhinderte bisher stets eine Auslandsreise; jetzt, wo ein sichtbarer Umschwung zum Bessern eingetreten, konnte er an diese lang

ersehnte Fahrt nach der Heimat denken. Zuvor aber — nachdem er sich nach dem Truppenlager von Furceni begeben und einige Ausflüge in die Gebirgsgegenden der Moldau unternommen — stattete er im Verlauf der zweiten Hälfte des August in Livadia einen Besuch dem russischen Kaiser Alexander II. ab, der ihn auf das herzlichste empfing, gleich der Kaiserin, mit der ihn, da sie eine Cousine seiner Mutter war, verwandtschaftliche Bande verknüpften. Der mehrtägige Besuch in der Krim verlief in sehr harmonischer Weise, der Kaiser nahm wiederholt Veranlassung, mit dem Fürsten über die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse seines Landes zu sprechen, so daß Fürst Karl die befriedigendsten politischen Ergebnisse dieser Reise erhoffen durfte. Zurückgekehrt in sein Land, wohnte der Fürst den Manövern bei und rüstete sich dann zur Fahrt nach Deutschland, nachdem er zuvor eine Amnestie für alle politischen und Preßvergehen erlassen hatte. Und er konnte bei dieser Reise sein Wort erfüllen, daß er das Land nicht eher verlassen würde, als bis es auf einer rumänischen Eisenbahn geschehen könne, denn unter dem Jubel der Bevölkerung bestieg er am 7. September in Bukarest den Zug, der ihn in zweieinhalb Stunden nach Giurgiu brachte, von wo die Weiterfahrt auf seiner Yacht „Stephan der Große“ erfolgte.



VI.

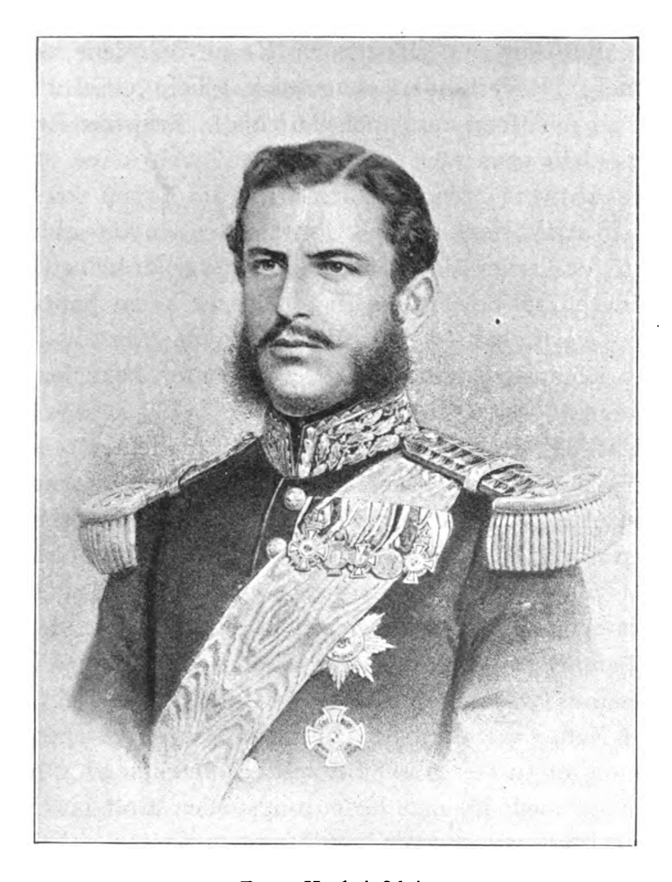
Brautfahrt und Vermählung.

In der Heimat. — Auf der Weinburg und in Baden-Baden. — Der Aufenthalt in Paris. — Begegnungen mit Kaiser Napoleon. — In Cöln. — Verlobung mit der Prinzessin Elisabeth von Wied. — Die Prinzessin, ihre Erziehung und ihr Charakter. — Vermählung. — Das junge Paar. — Fahrt nach Rumänien. — Eintreffen in Bukarest.

Nach mehr denn drei schweren Jahren war der Kurs zur Heimat gerichtet, und mit freudigsten Erwartungen hatte Fürst Karl die Reise angetreten, die ihn von Giurgiu die Donau aufwärts nach Basiasch führte, wo ihm trotz seines Inkognitos von den Vertretern der österreichischen Regierung und der Bevölkerung der herzlichste Empfang zuteil wurde. In dem Jubel und Trubel gedachte der Fürst jener Maitage des Jahres 1866, in denen er hier unter den unbestimmtesten und peinigendsten Verhältnissen unerkannt geweilt, der ungewissen Zukunft entgegensehend. In Wien empfing ihn Kaiser Franz Josef auf das liebenswürdigste und zeigte für seine auf das Wohl des rumänischen Landes gerichteten Bestrebungen das aufrichtigste Interesse, ebenso Graf Beust, den der Fürst über mancherlei Bedenken aufklären konnte. Über München ging's nach Lindau und von dort nach Rheineck, wo ihn die geliebten Eltern und Geschwister auf das innigste willkommen hießen und nach der nahen Weinburg geleiteten, mit der ja für den Fürsten so viele freundliche Erinnerungen aus seiner Jugend verknüpft waren und wo er auch diesmal im engen

Familienkreise die glücklichsten und freudigsten Tage verlebte.

Aber auch in dieses langersehnte Idyll drang die Politik, denn es stellte sich am 17. September ein Ab-



Fürst Karl (1869).

gesandter der spanischen Kortes ein, der dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, dem älteren Bruder des Fürsten Karl, die Krone Spaniens antrug, bei der ersten Unterredung mit dem Fürsten Karl diesem jedoch andeutete, daß das spanische Volk und die Regierung zunächst an ihn gedacht

hätten, da er unter den schwierigsten Bedingungen mutig und auf seine Kraft vertrauend, nach Rumänien gegangen sei und dort in kurzer Zeit so Bedeutendes für den Staat geleistet habe. Sogleich erwiderte Fürst Karl auf das entschiedenste, daß er niemals daran denke, den bescheidenen Fürstenhut mit der glänzenden Krone Spaniens zu vertauschen, das verhindere schon sein Pflichtgefühl und die Liebe zu der übernommenen Aufgabe. Erbprinz Leopold erteilte dem spanischen Abgesandten noch keine zustimmende Antwort, wenn er auch nicht die Krone von vornherein zurückwies, deren Annahme er davon abhängig machte, daß seine Wahl einstimmig erfolge, er keine Gegenkandidaten zu bekämpfen habe und in keine politischen Wirren verwickelt werde, die irgendwie Portugal, mit dessen Königshause er ja eng verwandt sei, benachteiligen könnten.

Für den Fürsten Karl vergingen in dem Kreise der Seinen zwei erinnerungsvolle Wochen, die zu mannigfachen Ausflügen benutzt wurden und ihren Abschluß fanden durch einen Besuch bei seiner Schwester Marie, der Gräfin von Flandern, in Brüssel, wo sich der Bruder von dem innigen Eheglück seiner Schwester überzeugen konnte. Von Brüssel ging's nach Baden-Baden, um König Wilhelm und seine Gemahlin wiederzusehen. Der König hatte seinem Neffen die alte herzliche Freundschaft treu bewahrt, er schloß ihn in die Arme, ihn wiederholt küssend, und sich eingehend nach all den bedeutungsvollen Ereignissen der letzten Jahre erkundigend, mit seinem weisen politischen und erfahrenen militärischen Rat nicht zurückhaltend. Auch die Königin und der anwesende Großherzog Friedrich von Baden, das glänzende Vorbild eines echten und rechten deutschen Fürsten, bewiesen dieselbe Teilnahme für alles, was den Fürsten und sein Land betraf. Das war selbstverständlich auch beim Kronprinzen der Fall, der einen Tag später anlangte und jede freie Stunde zur vertrau-

lichen Aussprache mit dem Vetter benutzte. Wie es schon aus manchem seiner Briefe an den Fürsten nach Bukarest hervorgegangen, äußerte er auch mündlich die Hoffnung, daß sich der Freund bald die ihm würdige Lebensgefährtin gewinnen möchte, und lenkte von neuem dessen Aufmerksamkeit auf die Prinzessin Elisabeth von Wied, die er genau kenne, und deren Geist wie Herz, deren edles Streben und umfassendes Wissen, verbunden mit seltenem Liebreiz, er in hellen Farben rühmte. Er wolle, meinte er, gern eine Begegnung vermitteln, ohne daß die Prinzessin deren eigentlichen Zweck ahne, hinzusetzend, er werde dann erst beruhigt über des Freundes Schicksal sein, wenn dieser sich eine ihm völlig ebenbürtige Gattin erkoren, die ihren Beruf ebenso edel und hoch auffasse, wie Fürst Karl selbst. Letzterer, auf den die Schilderungen des Kronprinzen nicht ihre Wirkung verfehlt, gab freudig seine Zustimmung zu dem Vorschlage und hoffte auf ein Zusammentreffen mit der Prinzessin nach seiner Rückkehr aus Paris, wohin er sich nach herzlicher Verabschiedung seitens der königlichen Familie und des Kronprinzen am 5. Oktober begab, dort am folgenden Tage anlangend.

Am Nachmittag bereits fand in St. Cloud die erste Begegnung mit dem Kaiser statt, der seinem Verwandten auf das herzlichste entgegentrat und ihm wiederholt seines unveränderten und warmen Interesses für seine Person und für Rumänien versicherte. In den mehrfachen vertraulichen Besprechungen riet er dem Fürsten, sich stets an die westlichen Mächte anzulehnen und Rußland, das im Orient immer egoistische Zwecke verfolgt, zu mißtrauen. Der Fürst bemerkte, daß in ganz Rumänien die wärmsten Sympathieen für Frankreich beständen und man nie vergessen würde, was man dem Kaiser und seiner Regierung an vielfachen politischen Unterstützungen verdanke. Der Kaiser erschien dem Fürsten sehr gealtert und leidend, die Kaiserin hatte bereits ihre Reise zur Eröffnung

des Suez-Kanals angetreten, infolgedessen fanden größere Hoffestlichkeiten nicht statt, wodurch dem Fürsten Gelegenheit geboten wurde, in kleinem Kreise mit dem Kaiser wiederholt beisammen zu sein. Einen sehr guten Eindruck gewann der Fürst von dem damaligen dreizehnjährigen Sohne des Kaisers, den er als einen aufgeweckten, bescheidenen Knaben kennen lernte, der für alles Militärische auffallendes Interesse zeigte. Auch von seinem Vermählungsplan und von der in Betracht kommenden Prinzessin berichtete der Fürst dem Kaiser, der ihn zu der vom Kronprinzen vorgeschlagenen Wahl ermunterte und hinzusetzte, daß gerade die Erziehung der deutschen Prinzessinnen eine hervorragend gute und sorgfältige sei.

In Paris hatte Fürst Karl eine Depesche des Kronprinzen erhalten, in der dieser ihm mitteilte, daß die Fürstin von Wied mit ihrer Tochter am 12. Oktober zu einem Konzert nach Köln fahren würde und sich daher dort leicht und unauffällig eine Begegnung ermöglichen ließe. Froher Erwartungen voll reiste der Fürst die Nacht durch nach Köln, hier Herrn von Werner vorfindend, seinen treuen Begleiter auf der Ausfahrt nach Rumänien, den er telegraphisch aus Düsseldorf nach der Rheinstadt berufen, damit er auch an diesem bedeutsamen Tage und Ereignisse als Freund bei ihm weile. Herr von Werner, der den Fürsten auf dem Bahnhofe empfangen, teilte ihm mit, daß er zufällig der Fürstin von Wied auf der Straße begegnet sei, welche mit ihrer Tochter am Abend einem Konzert der Frau Clara Schumann, die dem Wiedschen Fürstenhause nahestand, beiwohnen wollte.

Der Fürst stieg mit seiner Begleitung in demselben Hotel ab, in welchem auch die Fürstin von Wied wohnte, und gedachte ihr, die er noch nicht kannte, seine Aufwartung zu machen, da er schon vor Jahren mit der Prinzessin Elisabeth am preußischen Königshofe zusammengetroffen. Die Damen waren jedoch nach der Flora ge-

fahren, wohin sich nun auch der Fürst begab, dort durch Herrn von Werner sich vorstellen lassend. Prinzessin Elisabeth erinnerte sich sofort, daß sie mehrfach mit ihm früher am Berliner Hofe zusammengetroffen, und stellte in ihrer lebhaft zwanglosen Weise zahllose Fragen an ihn über sein fernes Land und über das fremdartige Volk. Der frische Liebreiz der Prinzessin, ihr ungekünsteltes und herzliches Sichgeben, ihre anregende Weise zu plaudern, der ganze warme Charme, der bezwingend von ihr ausging, nahmen den Fürsten sogleich gefangen, und ehe die längere Promenade, die sie durch den Park gemacht, zu Ende ging, war er fest entschlossen, Prinzessin Elisabeth für immer zu gewinnen und, falls sie einwilligte, als seine teure und treue Lebensgefährtin in sein Land zu führen. Das teilte er auf der Rückfahrt nach dem Hotel seinen Begleitern mit, die ihm rieten, sich doch noch einige Bedenkzeit zu gönnen, aber er wies das von der Hand —, der Eindruck war ein zu starker und sein Herz sprach pochend mit. Langes Zögern war zudem nie seine Sache gewesen, und am wenigsten in diesem Falle, wo er mit klarem Empfinden das Glück vor sich sah. Auch auf die Prinzessin muß der Eindruck des Fürsten ein starker gewesen sein, denn sie äußerte nach der Verabschiedung zu ihrer Mutter: „Das ist aber ein reizender Mensch, der Fürst von Rumänien! Mit dem läßt sich's sprechen!"

Im Hotel ließ der Fürst durch Herrn von Werner bei der Fürstin anfragen, ob sie ihn allein empfangen wolle, bei diesem alsbald stattfindenden Zusammentreffen unter vier Augen um die Hand der Prinzessin anhaltend. Die Fürstin zeigte sich von dieser Eile bestürzt, aber sie bemerkte, daß sie mit ihrer Tochter sprechen wolle, ihr überließe sie die Entscheidung. Von dieser Werbung erzählte später die Prinzessin, die mit ihrer Mutter in das Konzert von Frau Clara Schumann fahren wollte, selbst: „Während meiner Toilette ließ sich auf einmal der Fürst

von Rumänien melden und blieb und blieb und blieb! Und ich war so ungeduldig, hatte sogar die Handschuhe schon zugeknöpft, da endlich war er fort. Ich stürmte hinein: ‚Aber Mama!‘ Aber Mama, wollte ich sagen, Du bist ja noch garnicht angezogen! Ein sonderbarer Ausdruck in meiner Mutter Gesicht ließ das Wort auf meinen Lippen ersterben. Sie begann mit mir auf und ab zu wandeln und sagte: „Der Fürst von Rumänien ist eben hier gewesen und er hat um Deine Hand angehalten!“ Ich machte ein seltsames Gesicht, daß meine Mutter schon auf das gewohnte „Nein“, das ich jedem Freier entgegensetzte, gefaßt war, und ich sagte weiter nichts als: „Schon?“

Ich dachte: Mich kennt er ja garnicht, also will er nur eine Frau, die ihm helfen kann, er hat von der guten Erziehung gehört, er weiß nichts weiter von mir, lieb hat er mich natürlich kein bißchen. Und was durchs Gehirn jagt und tobt in solch einem Augenblick. Aber da erzählte mir meine Mutter, was er gesagt, und wie er eine Gefährtin suche, die seine schwere Aufgabe mit ihm teilen könne, die eben so gern arbeite als er, die die Hälfte der Lasten auf ihre Schultern nehmen wolle etc. Sodaß ich nach einer Viertelstunde sagte: „Laß ihn kommen, er ist der Rechte!“ Meine Mutter schrieb zwei Worte an Frau Schumann, sie möge nicht mehr auf uns rechnen, denn ich hätte mich soeben verlobt! Ja, da war er hereingekommen, und ich wurde gerufen, einen Augenblick hielt ich mich am Türpfosten fest, um nicht hinzufallen, dann ging ich auf ihn zu und reichte ihm die Hand, die er küßte. Ich streifte seine Haarspitzen mit meinen Lippen und soll gesagt haben: „Es macht mich sehr stolz und sehr demütig zugleich.“ Davon weiß ich natürlich nichts mehr, aber meine Mutter hatte es in ihrem Herzen bewahrt und ließ es auf mein Bild gravieren für ihn.“

Nur anderthalb Stunden, die ihm gar zu schnell verflogen, konnte Fürst Karl mit seiner holden Braut zusammen

sein in herzlicher Aussprache, dann mußte er Abschied nehmen, da er den Nachtzug nach Paris benutzen wollte, wo noch dringende Angelegenheiten zu erledigen waren. Während der Nacht schloß er kein Auge, sah er doch immer, wie es in seinen Denkwürdigkeiten vermerkt ist, die liebliche Prinzeß vor sich, wie sie in ihrer blauen Konzerttoilette in das Zimmer trat, in welchem er ihrer harrte.

In ihr Tagebuch aber, das Prinzessin Elisabeth seit ihrer frühen Jugend geführt und in welches sie auch die verborgensten Empfindungen und Gedanken eingetragen, die sie bewegten, schrieb sie ein Gedicht „Der Opal“ auf ein kleines Opalkreuz, das der Verlobte ihr zum Abschied geschenkt:

„Wie meines Liebsten Herz so rein,
So rein bist Du,
Ich drück' Dich fest an's Herze mein,
Voll Fried und Ruh'.
Ich halt' Dich still in meiner Hand
Du klarer Stein,
In Deine Tiefen unverwandt,
Schau ich hinein.
Dich halt' ich dreist in's Sonnenlicht,
Ob's Dich verzehrt?
Dein Farbenspiel erbleichet nicht;
Du bist bewährt!“

Wie im realen Leben Fürst Karl stets mit treffendem Blick das richtige erkannt hatte, so hier auch sein Herz, denn es mochte nur wenige Menschenkinder geben, die derart füreinander geschaffen waren, trotz mancher Verschiedenheiten des Charakters, wie Prinzessin Elisabeth und ihr Verlobter. Gleich ihm war sie abhold jeder Überhebung und jedem falschen Schein, gleich ihm war sie erfüllt von dem Drang nach befriedigender Tätigkeit, nach einem Ziel, das rastloser Arbeit würdig war, und auch sie sah, wie er, das Leben nicht als eine Spielerei an, sondern als das Feld für große, von der Vorsehung gestellte Auf-

gaben. Beide begegneten sich in der tiefen Zuneigung zur Natur und Kunst, in dem warmen Interesse für alle wissenschaftlichen und schöngeistigen Bestrebungen.

Dies war schon von früh an im Wesen der Prinzessin hervorgetreten, die, am 29. Dezember 1843 als das erste Kind des Fürsten Hermann und der Fürstin Marie von Wied in Neuwied geboren, trotz ihres lebhaft rheinischen Wesens zu sinnenden Träumereien neigte, sich schon in ihrer Kindheit in Gedichten, Märchen, Erzählungen und selbst Dramen versuchend. Unter dem hellen Glockengeläut hatte sie zur zwölften Mittagsstunde das Licht der Welt erblickt:

„Die Glocken klangen und schwangen
Den Mittag ein, wo der Christbaum stand.
So habe ich einst angefangen
Zu atmen, zu wandeln im Erdenland,"

hatte sie später von ihrem Geburtstag gesungen. Reiche Gaben hatte ihr die Natur auf den Lebensweg mitgegeben, und ihre Eltern, beides geistig hochstehende, abgeklärte, echt deutsch empfindende Menschen, hatten alles getan, um der Tochter eine von allen überflüssigen Schlacken freie Erziehung zu geben. Den Winter verlebte die fürstliche Familie im Schlosse zu Neuwied, den Sommer in dem waldumgebenen Schlößchen „Monrepos", und Wald und Heide, Friede und Einsamkeit flüsterten der regen Kindesseele des Prinzeßchens ihre trauten Geheimnisse zu. Die Fürstin von liebenswürdiger Einfachheit des Wesens und schlichter Vorurteilslosigkeit, von tiefster Menschenfreundlichkeit und gründlicher Bildung, durchaus gläubig, ohne im orthodoxen Sinne fromm zu sein, war der Tochter eine verständnisvolle Mutter und Freundin. Der Vater widmete sich mit Vorliebe den ernstesten philosophischen Problemen und veröffentlichte auch mehrere stark beachtete philosophische Werke, gleich seiner Ge-

mahlin Gelehrte und Künstler gern um sich sehend und auf weiten Reisen neue Gesichtsblicke und Erfahrungen suchend.

Prinzessin Elisabeth war das älteste Kind; zwei Brüder folgten ihr, Prinz Otto und Prinz Wilhelm, der jetzige Fürst. Der erstere war von Geburt an leidend, sein Körper war gelähmt, desto erstaunlicher entwickelte sich der Geist des Knaben, der bemüht war, seine Krankheit mit unbeschreiblicher Geduld zu ertragen, immer besorgt,



Das Schloß in Neuwied.

daß seine Eltern und Geschwister nicht darunter litten. Des kranken Kindes wegen siedelte das fürstliche Paar nach Bonn über, damit der Prinz sich unter ständiger ärztlicher Aufsicht befände, dort die an Wald und Wasser herrlich gelegene Villa ‚Vinea Domini' bewohnend. Auch die Fürstin war damals einem schweren Siechtum unterworfen, an einer Lähmung leidend, die fünf Jahre währte, aber trotzdem wußte sie in ihrem künstlerisch ausgeschmückten Heim eine Reihe der hervorragendsten Männer, unter ihnen den greisen Ernst Moritz Arndt, Jacob Bernays,

Clemens Perthes, zu vereinen und durch ihre Persönlichkeit den kleinen Zirkeln einen besonderen Reiz zu verleihen, eine Meisterin feinsinniger und anregender Unterhaltung. Obwohl sie meist an den Rollstuhl gefesselt war, dessen Leitung ihr Gemahl mit zärtlicher Behutsam-



Fürst Hermann von Wied.

keit selbst übernahm, empfand sie lebhaft mit der Jugend und entzückte jeden, welcher des Vorzugs ihrer Bekanntschaft teilhaft wurde; stets bestrebt, ihren Gästen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, veranstaltete sie häufig Theatervorstellungen, an denen sich auch Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere preußische Kronprinz, der damals in Bonn studierte, beteiligte, und der hier

schon Gelegenheit fand, die Prinzessin Elisabeth näher kennen zu lernen.

Damals bereits stellten sich die ersten Beziehungen zu Rumänien her, denn in dem Elternhause der Prinzessin verkehrte, wie sie selbst späterhin erzählte, „ein ganz



Fürstin Marie von Wied.

junger Mensch aus fernem, unbekanntem Lande. Er sagte, seine Heimat sei an der Moldau, und seine Muttersprache sei Rumänisch. Es war ein kleiner, schwarzer Mann, mit zwei noch dunkleren Brüdern, die Gymnasiasten waren. Der älteste hieß Demeter Sturdza, und der sprach mit demselben glühenden Patriotismus von seinem Lande, wie Ernst Moritz Arndt von Deutschland, nur, daß sein Land

viel, viel unglücklicher war, und vielmals mehr unter allerlei Fremdherrschaft geschmachtet hatte, und zu gar keinem selbständigen Leben kommen konnte, auch in zwei Teile geteilt war, in die Moldau und Wallachei". — Und des weiteren wird berichtet, daß Sturdza die heißeste Vaterlandsliebe in seinem Herzen nährte, „und die Hoffnung, sein Land in die Höhe zu bringen, und etwas aus demselben zu machen, von dem die damalige Welt noch keine Ahnung hatte. Ich hörte zu und hörte zu und grübelte". — Als eine Reihe von Jahren später die junge Fürstin Elisabeth als Gemahlin des Fürsten Karl bei ihrer feierlichen Ankunft in Bukarest den Eisenbahnzug verließ, da begrüßte sie als erster Demeter Sturdza, der frühere Student von Bonn und später oftmalige Premier-Minister! — Der junge fremde Student hatte bei der jungen Prinzessin das Interesse für sein fernes Heimatland erweckt, in den Erinnerungen heißt es: „Ich wurde auf das genaueste mit der englischen Geschichte vertraut gemacht, weil der alte Baron Stockmar wohl im Hintergrunde den Plan hatte, mich nach England zu bringen, so wie später die Großfürstin Helene mich gern in Rußland verankert hätte, aber der liebe Gott hatte anders über mich verfügt, und hatte ganz andere Arbeit für mich aufgehoben. Ich finde in meinen Notizen, als halbes Kind, die ersten Worte über Rumänien, über die Erwählung des Fürsten Kusa und die Revolution. Natürlich hörte ich nicht auf, mich für Rumänien zu interessieren, weil ich ja Sturdza gekannt hatte, und eine der französischen Lehrerinnen, die meine Eltern stets für die französische Sprache kommen ließen, früher in der Moldau Erzieherin gewesen; die erzählte mir sehr viel davon."

Und auch der Bonner Zeit gedenkt liebevoll in ihrem „Penatenwinkel" die königliche Dichterin: „Ich denke sehr gern an die Bonner Zeit zurück, sie war reich für jung und alt, für Kranke und Gesunde, sie enthielt sehr

viel. Und ich habe so viele gekannt, die im späteren Leben eine politische Rolle gespielt haben, und die damals noch Studenten waren. Die ‚Vinea Domini' ist auch diesen jungen Leuten im Gedächtnis geblieben, man war so jung und so harmlos und heiter, und dabei so geistig angeregt und wißbegierig und voller großer Ideen für die Zukunft, voller großer Pläne der Aufopferung für sein Land und für seine Ideen! Man war jung!

Da wurde manche singende Rheinfahrt im Nachen unternommen, und durch manch tiefsinniges Gespräch der Liederreigen unterbrochen. Ich hörte andächtig zu und sog viele Gedanken ein für später. — Meine Mutter hatte ein Talent, Menschen sprechen zu machen, und ihre tiefsten Gedanken hervorzulocken. Sie war schön und krank und geistreich und heiter, und war dabei so furchtbar schwer geprüft. Das wußte man, obgleich sie nie davon sprach. Aber natürlich war ihre Reife sehr groß durch all das schwere Leid. Einmal hatte sich unser alter Arzt auf ihren Bettrand gesetzt und sie in die Arme genommen, weil sie so verzweifelt schluchzte, und sagte nur: „Weinen Sie, Weinen Sie! Sie haben Grund zu weinen!" — Von dem allen sah man aber nichts, sondern nur ihr leuchtendes Lächeln, und vernahm den tiefen Klang ihrer Stimme, wie immer die Stimme Leidgeprüfter wird, tief und voll, aber sie war diejenige, die immer den Ton der Heiterkeit und der Lebensfreude anschlug. Es sollte niemand ihrethalben traurig sein, wenn sie auch die ganze Nacht in wahnsinnigen Schmerzen und den halben Tag in Krämpfen gelegen hatte. Nichts sah man von dem allen." — Und an einer andern Stelle kommt die Königin auf ihre Erziehung durch die Eltern zu sprechen: „Das Große, was ich lernte, das war, daß der Körper nebensächlich ist und keine Rolle zu spielen hat im Geistesleben. Ich sah meine beiden Eltern ihre schwächlichen Körper mit eiserner Willenskraft überwinden, und mit immer gleicher Energie

arbeiten, ob gesund oder krank, ganz einerlei. Die Arbeit mußte getan werden, und wenn ich über irgend ein Unbehagen klagte, so wurde es weiter nicht beachtet, meine Mutter sagte dann: „Das hat jedermann!" Und so lernte auch ich, auf den Körper nicht acht geben und ihn bezwingen. Ich denke, man kann Kindern keinen größeren Dienst leisten! Denn man weiß nicht, ob sie dazu bestimmt sind, gesund oder leidend zu sein, ich war, als Frau, die Hälfte meines Lebens leidend, aber, aus der Schule kommend, blieb das Leiden unbeachtet, und ich tat meine Pflicht, ohne jemals meine Gesundheit als ein Hindernis in den Vordergrund zu schieben. Ich hatte immer gesehen, daß der Körper nicht zählt, daß er eine Nebensache ist und überwunden werden muß, bis zu dem seligen Augenblick, wo wir das elende Gehäuse, das die Seele eine Zeitlang bewohnt, verlassen und abschütteln dürfen. Das ist eine der schweren, irdischen Prüfungen, daß der Körper so ungenügend ist und so oft ein schweres Hindernis, aber man hat die größten Geister mit einem schwächlichen Körper fertig werden sehen. Ich lernte früh, die Kraft nicht in den Muskeln suchen, sondern im eisernen Willen! Nicht im Heben- und Laufenkönnen, sondern im Arbeiten und Leisten trotz schwächlicher Instrumente!"

Man kann sich denken, welch gewichtigen Einfluß diese Eltern und der von ihnen sorgsam gepflegte Verkehr geistig hochstehender Menschen auf die Prinzessin ausübte, die mit rührender Hingebung trotz ihrer zarten Jugend die Mutter und den Bruder pflegte, dem sie später ein unvergängliches Denkmal treuester Schwesternliebe in ihren Aufzeichnungen: „Es ist vollbracht! Das Leben meines Bruders, des Prinzen Nicolas Otto zu Wied" gesetzt; während sie damals selbst krank war und nicht mehr hoffte, je die Ihren wiederzusehen, schrieb sie jene Gedenkblätter mit warmem Herzblut und tiefer dichterischer Kraft. So hatte sie früh als Kind schon des Lebens dunkle

Seiten kennen gelernt und die düstere Tragik des Todes, als der geliebte Bruder endlich die Augen schloß nach elfjähriger, hundertfachem Tode gleichender Krankheit. Neben trefflichen Lehrern widmete sich auch der Fürst der Erziehung seiner Tochter, sie mit den Werken der Klassiker vertraut machend, und großen Einfluß gewinnend auf ihren lebhaften, allem Phantastischen zuneigenden Geist. Der Ernst, der infolge der vielen Krankheiten, denen auch ihr Vater unterworfen war, im Hause



Prinzessin Elisabeth im Alter von 5 Jahren mit ihrem Bruder Wilhelm.

herrschte, konnte jedoch der Prinzessin frohe Lust am Fabulieren nicht eindämmen, und aus ihrem 15. und 16. Jahre stammen Gedichte von großer Reife des Inhalts und formvollem Ausdruck. Schwärmerisch der Musik ergeben, spendete sie durch vollendete Ausübung derselben den Angehörigen häufig tröstende Unterhaltung, aber am liebsten streifte sie doch durch den Wald, viele Stunden lang: „Waldröschen nannten mich meine Freundinnen, und ich wollte nichts anderes sein! Ich wäre gern, ach wie gern, ein Künstler gewesen, Musiker oder Maler, aber ich dachte, mir fehlte das Talent, und ich ahnte nicht,

daß ich bereits ein Dichter sei. Denn ich schrieb heimlich und dachte, das tue jedermann, das sei gar keine Kunst, da es natürlich sei, ich hatte auch keine Ahnung von Prosodie oder Regeln, oder so etwas. Kleinpauls Poetik lernte ich erst mit dreißig Jahren in Bukarest durch eine ganz besondere Veranlassung kennen. Damals sang ich, wie der Vogel singt, im vollen Sinne des Wortes, denn jedes meiner Gedichte sang ich mir vor, den ganzen Tag sang ich, und konnte garnicht stille sein! — Ich war nicht, was man ehrgeizig nennt, wenigstens ging mein Ehrgeiz nicht nach äußerm Glanz oder was man so nennt! Denn äußerer Glanz ist mir immer hohl erschienen, nach der Waldpracht und der Größe der herrlichen Natur! Eine Säule in einem Saal konnte doch nur winzig sein, da ich an die Buchen gewöhnt war, ein Menschengewühl klein und lächerlich nach dem Windesrauschen und dem Sturmeskrachen im Walde! Alles war klein und nichtig in meinen Augen, was nicht gerade große, freie Natur war."

Um der Tochter einige Abwechslung zu gewähren, sandten sie die Eltern im Frühling 1861 nach Berlin an den preußischen Hof, wo sie mehrere Monate verweilte und liebevolle Aufnahme in der königlichen Familie fand, dort, wie schon erzählt, den späteren Gemahl kennen lernend, mit dessen Schwester Marie, der jetzigen Gräfin von Flandern, sie gemeinsamen Unterricht hatte und mit der sie enge Freundschaft schloß. Aber ungeachtet der Zerstreuungen und Vergnügungen empfand sie bald das tiefste Heimweh nach dem flüsternden Rhein, dem rauschenden Wald, nach der Zärtlichkeit der Mutter und der Aussprache mit dem Vater, nach dem einsamen Krankenzimmer, in dem sie so gern geweilt, und als sie zurückkehrte, da hieß es nicht nur den Bruder treulich pflegen, sondern auch den Vater, der von einem Lungenleiden heimgesucht worden war. Aber gerad der Vater wünschte dem ge-

liebten Kinde auch gesellige Freuden zu bereiten, sie 1863 nach Karlsruhe geleitend, wo sie am dortigen großherzoglichen Hof ihren ersten Ball mitmachte, mehr wohl dem Vater zuliebe, der mit strahlenden Augen sein Töchterchen verfolgte, das, in einer rosa mit Silber übersäten Toilette, aller Blicke auf sich zog. Im Herbst des gleichen Jahres begleitete die Prinzessin ihre Tante, die Großfürstin Helene von Rußland, eine geistig hochstehende, gern fesselnde Gesellschaft um sich versammelnde Frau, nach dem



Prinz Otto von Wied.

Genfer See, und von dort nach St. Petersburg, wo die Prinzessin von schwerem Typhus befallen wurde. Als sie zum ersten Male das Bett wieder verließ, brachte man ihr schonend die Nachricht vom Tode des teuren Vaters bei. Nur noch inniger schloß sie sich, wenn dies überhaupt möglich gewesen, an die Mutter an, und immer mehr wurde ihr die Poesie eine vertraute Beraterin auf allen Lebenswegen. Allmählich brach auch ihre Jugendfrische wieder freudig durch, und sie selbst verteidigte in klangvollen Versen ihr lebhaftes Temperament:

„Ich kann nicht kälter sein,
Ich bin vom Rhein —
Vulkanschem Boden wie Basalt entsprungen,
Nur wenn ich felsenkletternd Bergluft greife,
Durch Waldesdämmerung streich' auf starken Schuhen,
In hörbar großer Stille schauend schweife,
Dann kann in Moosesduft ich ruhen, ruhen."

Ihre Tante, die Großfürstin Helene, nahm Prinzessin Elisabeth 1867 mit nach Paris, wo sie den kaiserlichen Hof und die Ausstellung kennen lernte, und an diesen Aufenthalt schloß sich eine mit der Mutter unternommene Reise nach Schweden, die gleichfalls reich an fesselnden Eindrücken war. Dann wieder kamen die ruhigen Zeiten in Neuwied und Monrepos voll reicher Einkehr und innerer Befriedigung: „Die Winterabende im Walde, wenn die stille Lampe brannte, und unsere Finger eifrig schöne Arbeiten machten! Dann sprachen und lasen wir ohne Ende, es war köstlich und ein Stillewerden für mich nach all den Stürmen und all den reichen Eindrücken, die ich auf den vielen Reisen gesammelt. Es war eine Einkehr, ein Ordnen der Gedanken, ein Klarwerden über sich selbst und die Welt! Herrlich! Abends spann meine Mutter, und ich machte, was man Occhi oder Frivolität nannte, große Erfindungen immer, wie ich es heute noch fortsetze, und zur Kirchenspitze entwickelt habe. Dann wurde abwechselnd gelesen oder erzählt oder gesprochen, und die Abende flogen nur so dahin. Der Wald stand in feierlicher Stille da, uns störte kein Laut, wir konnten uns in hohe und tiefe Gedanken versenken. Oft hatte ich mehrere Stunden allein im Walde zugebracht, als einzige Begleiter meine Bernhardinerhunde, meine treuen Beschützer, dann war ich ohne Weg und Steg durch den Wald gerast, und wenn ich zurückkam, schrieb ich manches Lied, das mir die Stämme zugerauscht. Meine Freunde nannten mich Wald — oder Wildröschen! Denn meine Backen waren immer wie die Rosen, die sind nie blaß geworden, obgleich

ich im Krankenzimmer und an Sterbebetten groß geworden bin. — — Ja, meine Jugend war sehr poetisch und reich und schön, dazu half die wundervolle Natur, der Rhein, der Wald, die gesangreichen Menschen unserer Gegend, alles! Ich finde, das glücklichste Los auf dieser Erde ist das der Mediatisierten. Sie sind wie kleine Könige, haben keine Regierungssorgen, alle Freiheit wie Privatleute, und doch wie ein richtiger Landesvater mit allem Freud und Leid der ganzen Gegend vertraut. Il n'a que la peine de naitre, um geliebt zu sein, Vermögen genug, um leben zu können, ohne zu große Sorgen und doch nicht reich, um den Neid der andern zu erwecken. Einen Landsitz, der alt und ehrwürdig ist und ein Stück Geschichte enthält, oft eine schöne Bibliothek oder Galerie, oder Ausgrabungen in solch einem alten Schlosse. Viele geistige Interessen, und Freiheit, wie kein anderer Mensch auf der Welt. Ich kann vergleichen, denn ich kenne bürgerliche Verhältnisse und den Thron! Die Mediatisierten haben es am besten auf der Erde, als Kunstmäcene, als Hausherren mit ausgewählten Gästen, als Nachkommen geistiger Erbschaften und Vorzüge, als Freunde von Künstlern und Gelehrten, als wirkliche „Freiherren" auf schönen, waldreichen Gütern."

Vorbei war's aber mit dem Sinnen und Träumen in der Waldabgeschlossenheit, als der Herbst 1869 die Entscheidung über die Zukunft der Prinzessin Elisabeth gebracht. Nach dem ersten Schwanken — denn sie hatte überhaupt nicht heiraten wollen und ein Thron hatte sie nie gelockt — gab's für sie kein Zögern mehr, sah sie doch in dem Fürsten Karl all ihre geheim genährten Wünsche erfüllt, wollte und konnte sie doch nur einem Manne angehören, zu dem sie emporblickte und welcher den selbst errungenen Platz arbeitsam, pflichttreu und zielbewußt ausfüllte! Das ging auch aus dem ersten Briefe hervor, den sie als Verlobte an den Fürsten Karl Anton

von Hohenzollern richtete, ihn herzlich bittend, sie freundlich in den Kreis seiner Kinder aufzunehmen, damit sie den langentbehrten teuren Vaternamen nun von neuem liebend nennen dürfe: „Die Größe der Aufgabe, die ich erfüllen soll, hat keine Schrecken für mich an der Seite eines so starken und mutvollen Mannes. Ich verlange ja nur von ihm geleitet zu werden, denn ich glaube fest, so wie er sagt, so ist es gut! Die Schwierigkeit unserer Lage und die Abgeschlossenheit, die sie mit sich führt, wird uns nur um so fester aneinander ketten, und der Friede unseres Hauses soll allen äußeren Stürmen einen starken Damm entgegensetzen!"

Von Paris aus hatte Fürst Karl in einer Proklamation dem Ministerrat seine Verlobung mitgeteilt, als frohes Echo derselben langten alsbald in wärmstem Tone gehaltene Glückwunschdepeschen an. Am 17. Oktober war der Fürst in Monrepos bei seiner Verlobten eingetroffen, dort am selben Tage, einem Sonntage, dem protestantischen Gottesdienste beiwohnend, bei welchem seine Braut die Orgel spielte. Aus der Kirche heimgekehrt, schrieb er ihr in ihr Tagebuch: „Liebe wird durch Liebe vergolten. Komme Deinem Volke mit derselben Liebe, demselben Vertrauen entgegen, womit Du mir entgegenkamst: dann wird nicht nur ein Herz in Treue für Dich schlagen, sondern Millionen Herzen werden sich mit dem einen vereinen; ich aber werde mich glücklich preisen, denn Du gehörst nicht mir allein, — ein ganzes Volk bekommt ein Anrecht an Dich, ein ganzes Volk blickt mit Vertrauen und Zuversicht auf Dich und wird Dir Liebe durch Liebe vergelten!" —

In innigsten Worten waren die telegraphischen Glückwünsche König Wilhelms gehalten, der betonte, daß die Prinzessin alle Eigenschaften besitze, das Glück des Fürsten zu begründen und seine Zukunft mit Gottes Willen zu befestigen. Der Kronprinz telegraphierte aus Athen: „Ich

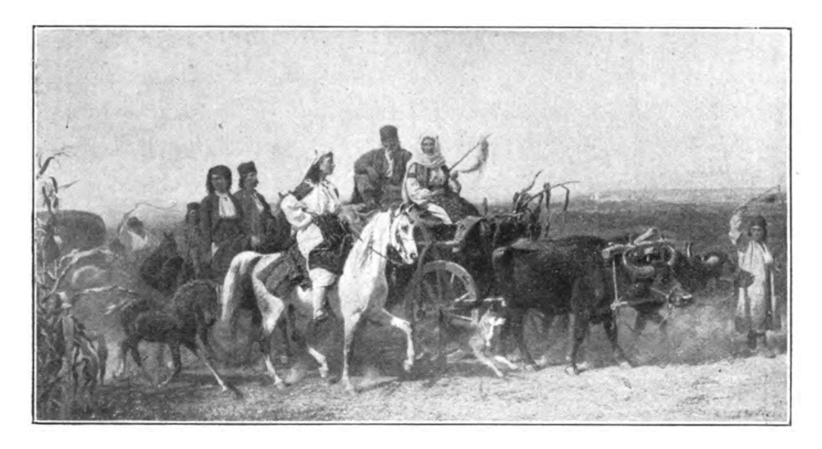
umarme Dich im Geiste, bekomme soeben die Nachricht Deiner Verlobung mit Elisabeth Wied; Gott möge Euch beide segnen," und ließ dann einen auf das herzlichste gehaltenen Brief folgen, in welchem es hieß: „Du wirst Dir denken können, wie mein Herz beim Empfang der Nachricht gejubelt hat, denn eine lang gehegte stille Hoffnung hat sich erfüllt, und meine Erwartung, daß Elisabeths Erscheinung ihren Eindruck auf Dich nicht verfehlen werde, ist eingetroffen. Möge Gott nun Euch in Eurer Ehe das Glück bescheiden, das Du in der meinigen oft genug zu beurteilen Gelegenheit gefunden hast; möget Ihr also reichlich für all die Entsagungen entschädigt werden, die Eure Stellung in der neuen Heimat unvermeidlich mit sich bringt! Jetzt aber umarme in meinem Namen Elisabeth, an die natürlich die obigen flüchtigen Zeilen gerade so wie an Dich gerichtet sind, und laß mich sie als Cousine aufs freundlichste in unserer Familie willkommen heißen. Sie kennt meine alte Anhänglichkeit an sie, ihre Mutter und ihren Bruder, so daß ich hier nicht erst viel Worte zu machen brauche. Wie gesagt, ich hatte mir schon längst gedacht, daß sie die richtige Frau für Dich und die rechte Landesmutter für den Staat wäre, der durch ein edles, hochherziges, aber auch tätig eingreifendes Fürstenpaar aus einer traurigen Vergangenheit zu lebensfähiger Tatkraft emporgehoben werden soll — und sicherlich werden wird!"

Nach kurzem Aufenthalt des Brautpaares auf der Weinburg im Kreise der Hohenzollernschen Familie, und nachdem Fürst Karl noch Sigmaringen sowie die neuerbaute Zollernburg und Düsseldorf besucht, fand am 15. November in Neuwied die Vermählung statt, welcher neben der Königin Augusta, — der König war leider durch dringende Arbeiten in Berlin zurückgehalten, — zahllose fürstliche Verwandte und Gäste, unter ihnen der Graf und die Gräfin von Flandern, dann die offiziellen Vertreter des russischen

und französischen Kaisers wie der rumänischen Regierung, beiwohnten. „Wo du hingehst, da gehe ich auch hin, wo du bleibst, da bleibe ich auch, dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott, wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben sein“ — diese erhebenden Worte aus dem Buche Ruth hatte der den Trauungsakt vollziehende Geistliche zum Kern seiner Predigt gewählt. Die nächsten Tage verlebte das junge Paar im traulichen Schlößchen Monrepos, danach die Königin Augusta in Koblenz besuchend, wo der Geburtstag der Schwester des Fürsten, der Gräfin Marie von Flandern, festlich gefeiert wurde, und am 18. November folgte der Abschied von Neuwied und vom Rhein. Die liederreiche holde Rheintochter trat mit ihrem Gemahl die weite Reise in die neue Heimat an!

Wie einst, ging es wiederum über Wien und Pest nach Basiasch, wo der Donaudampfer „Kaiser Franz Josef“ bestiegen wurde, der auf das prächtigste mit Fahnen und Guirlanden geschmückt war, und einen nicht minder reichen Schmuck wies Turnu-Severin auf, die erste rumänische Stadt, an welcher der Dampfer anlegte. Überall bunte Wimpel und Flaggen, ein großer Triumphbogen erhob sich am Ufer, an dem die dichte Menge des Fürsten und seiner jungen Gemahlin harrte, über die sich, als sie nun den rumänischen Boden betraten, ein wahrer Blumenregen ergoß, in die stürmischen Hurrarufe sich die ehernen Grüße der Geschütze mischend. Auch der Ministerpräsident D. Ghika empfing hier das fürstliche Paar, es in die Kirche geleitend, in der ein Tedeum stattfand. Nach zweistündigem Aufenthalt wurde die Fahrt fortgesetzt, alle rumänischen Ortschaften längs des Ufers waren reich geschmückt, und die Jubelrufe der Bevölkerung drangen zum Schiff hinüber, das am 24. November in Giurgiu anlangte, wo gleichfalls Alt und Jung, Arm und Reich in hellen Scharen versammelt waren und sich in der Herzlichkeit des Empfanges zu überbieten trachteten.

Fürstin Elisabeth war tief ergriffen von all dem Neuen und Fremdartigen; wie sie es später geschildert, konnten sich ihre Augen nicht satt sehen an dem Farbenreichtum unter diesem orientalischen Himmel, der während des Tages ein tiefes Türkisblau zeigte und sich abends beim Untergang der glühenden Sonne in ein funkelndes Gelb voll Goldschimmers hüllte: „In dem reinen Licht dieser Novembertage hoben sich von den noch frisch grünenden Feldern, dem unermüdlich Reichtum spendenden Erdboden, und von dem dicken weißen Staub der breiten,



Rumänischer Brautumzug.

von den Wagengeleisen gefurchten Straße die Kostüme der zu meinem Empfange in Gruppen zusammenstehenden Landleute in lebhaften Farbentönen ab: Hemden von blendender Weiße, reich mit rot, schwarz oder Gold gestickt, wehende Schleier aus weißem, elfenbeinfarbenem oder schwefelgelbem Leinengewebe; hell- oder dunkelrote Röcke. Man sah Männer auf ihren kleinen, mageren Rennern im Galopp herbeieilen, ihre Mäntel aus Ziegenfell flatterten über den Rücken ihrer Tiere gleichsam wie deren Mähne. Ein gestickter Latz bedeckte ihre Brust,

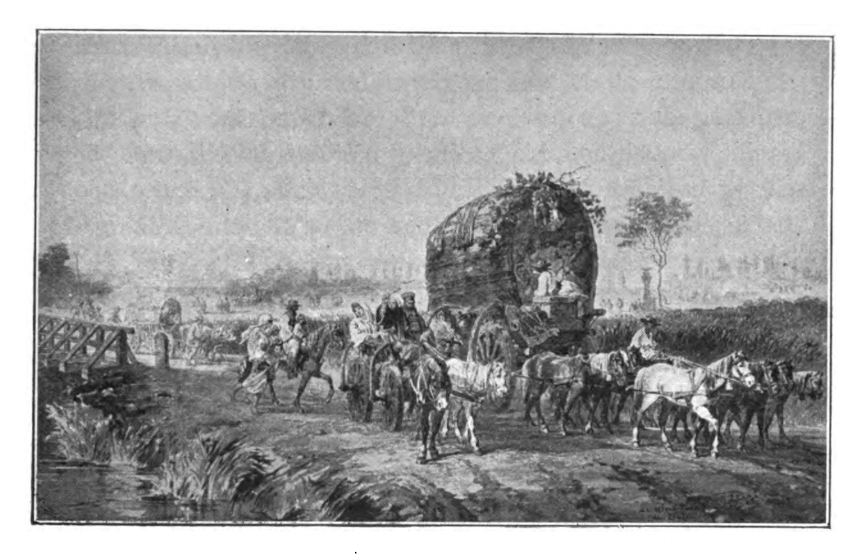
einer buntfarbigen Tätowierung gleich über dem drei Hand breiten, ein ganzes Arsenal von Pistolen und Messern enthaltenden Gürtel. Das ebenfalls gestickte Hemd fiel auf weiße Filzhosen herab. Und ihr Haupt war mit einer großen wie weißes Pelzwerk aussehenden Mütze geschmückt, unter welcher schwarze Haarlocken wie Rabengefider sich bis auf die Schultern ringelten. Als ich mich diesen malersichen Gruppen



näherte, gewahrte ich prächtige Gestalten mit Köpfen von eigenartiger Schönheit, deren Ernst nur selten einem feinen, perlengleiche Zähne enthüllenden Lächeln wich. Und alle diese ganz neuen Gesichter, all diese Adlernasen mit den feinen vibrierenden Nasenflügeln, strahlenden, tief in den Höhlen liegenden und von dichten, geraden Brauen überschatteten Augen, dieser goldfarbene Teint, diese sonore, zuweilen rauhe und fast in Kehllauten sich bewegende Sprache,



die so weich und beredt aus dem Munde der Männer, der Frauen und der klaräugigen Kinder erklang, erweckte in uns Bewohnern des kalten nordischen Abendlandes das unbekannte Gefühl des Ungestümen, Leidenschaftlichen. — Und dann bewunderte ich, wie das schöne Haupt meines jungen Gemahls mit dem südlichen Gepräge in so vollkommener Harmonie stand zu diesen Männern und diesem Lande, das er ganz allein sich erobert hatte. —



Rumänische Weinlese.

Dies also war mein neues Vaterland, das nur die Unermeßlichkeit seiner melancholischen Ebenen und die Ufer seines breiten Stromes mir zeigende Rumänien!' — —

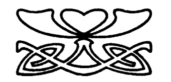
Auf der wenige Wochen zuvor eröffneten Eisenbahnstrecke wurde von Giurgiu aus nach eineinhalbstündiger Fahrt Bukarest erreicht, wo die dröhnende Sprache der Kanonen der Bevölkerung der Hauptstadt die Ankunft des fürstlichen Paares mitteilte. Unter dem Donner der Geschütze und dem Geläut aller Kirchenglocken erfolgte von dem hochgelegenen Filareter Bahnhof aus die Einfahrt in

die sonnenüberflutete, reich geschmückte Stadt, die sich der jungen Fürstin in ihrem malerischsten Bilde zeigte. Langsam nur kam der Wagen vorwärts, die begeisterte Menge durchbrach das Spalier der Soldaten und umdrängte das Gefährt, es mit Blumen überschüttend. An das Tedeum in der Metropolie schloß sich die Begrüßung seitens des Bürgermeisters in einem neben der Kirche errichteten prunkvollen Zelt, in welchem das fürstliche Paar unter einem Thronhimmel Platz genommen. In seiner Erwiderung betonte der Fürst, wie glücklich er sei, aus den Worten des Bürgermeisters und aus dem überall bereiteten freudigen Empfang zu ersehen, daß die Liebe zur Dynastie bereits Wurzeln geschlagen im rumänischen Volk, und wie sehr er hoffe, daß die Gefühle, deren man ihn heute von allen Seiten versicherte, sich auch auf seine hohe Gefährtin übertragen möchten, die ihm mutig gefolgt sei, um sich gleichfalls der großen Aufgabe zu weihen, mit der das rumänische Volk ihn betraut habe.

Nachdem noch fünfzig Brautpaare, Bauernsöhne und Töchter aus allen Teilen des Landes, die am gleichen Tage zur Feier der fürstlichen Vermählung auf Kosten des Staates getraut und beschenkt wurden, vor dem Fürsten und seiner Gemahlin vorüber gezogen, begab sich der von Dorobanzen geleitete fürstliche Zug nach dem Palais, wo der Fürst seine holde Gemahlin in ihr neues Heim führte. Die Fürstin berichtete später darüber: „Hier ist das Schloß,“ sagte mir der Fürst — „Wo?“ fragte ich. — „Aber wir treten eben ein!“ entgegnete er lächelnd, — Nun begriff ich, daß es der Souverän ist, der den Palast repräsentiert, wie ein Stein auf dem Felde zum Altar werden kann. — — Dieses Bukarester Schloß war ein in aller Eile hergerichtetes, altes Bojarenhaus. Der junge Souverän hatte keine Zeit gehabt, an seine bequeme Ausstattung zu denken; denn er verbrachte seine Nächte damit, die während der Tage sich häufende Arbeit zu sichten

und vorzubereiten — und ich fand auf seinem Schreibtisch an diesem Tage der Ankunft den ersten Entwurf zum Brückenbau über die Donau, welche man nach zwanzigjahrelangem, geduldigem Ausharren in Angriff nahm.“ —

In seiner Gemahlin hatte Fürst Karl die richtige Lebensgefährtin gefunden; ihre Ansichten und Neigungen begegneten und ergänzten sich, das tief empfindende, dabei leichtbewegte, phantasievolle Rheinlandskind brachte Sonne und Farbe in das bis dahin stille, arbeitserfüllte und an Freuden wenig reiche Dasein des Fürsten, dessen ernstes, ruhiges, nachdenkliches Wesen sich nun der treuen Gefährtin erschließen konnte, die vom ersten Augenblick an Land und Leute lieb gewonnen und deren empfängliches, poetisches Gemüt sogleich erfüllt ward von all dem Neuen, das sie umgab, die aber dabei stets ihres Gelöbnisses gedachte, welches sie dem Vater ihres Gemahls gegeben: „Der Friede unseres Hauses soll allen äußeren Stürmen einen starken Damm entgegensetzen!“



VII.

Die Jahre der Prüfung.

Das fürstliche Paar. — Häusliches Glück. — Die Eisenbahnsorgen. — Innere Opposition und äußere Intriguen. — Trübe Stunden. — Die Aufrollung der spanischen Thronfrage. — Rumänien und Frankreich. — Der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges. — Rumänische Hetzereien. — Die Geburt der Prinzessin Marie. — Rücktrittsgedanken des Fürsten Karl. — Der 22. März 1871 in Bukarest. — Fürst Karl will abdanken. — Pflichttreue und Vaterlandsliebe des Fürsten. — Das neue Ministerium.

In dem schlichten Fürstenpalais zu Bukarest begann mit dem Einzug der jungen Fürstin Elisabeth ein neues Leben, das seinen sonnigen Schein auch in die ernste und verantwortungsvolle Tätigkeit des Fürsten Karl warf. Nicht mehr allein, nicht nur in seinen Gedanken und Plänen auf sich angewiesen, fand er in seiner Lebensgefährtin neben der liebenden Gattin auch die treue Freundin, die mit reichem Verständnis und sorgender Hingebung auf alles einging, was ihn, seine Regierung und das Land betraf. Zunächst suchte sich die Fürstin mit den Sitten und Gebräuchen ihrer neuen Heimat vertraut zu machen, war ihr doch alles fremd; aber all dies Fremde erschien ihrem empfänglichen Geist und ihrer poetischen Gestaltungskraft interessant. Freilich mögen damals auch bittere Erfahrungen nicht ausgeblieben sein, ehe sie sich völlig einleben und manche Gegensätze verstehen konnte, erzählte sie doch später selbst, daß viele stolze, verschwiegene Tränen in jenen Tagen heimlich auf ihr Kopfkissen geflossen, zumal sie kurz nach ihrem Einzug in die Hauptstadt von den Masern befallen wurde und sich nun



Markt in Bukarest (1869).

doppelt vereinsamt vorkam, da ja die Zeit des teuren Gatten durch die Erledigung der Regierungsgeschäfte vollauf in Anspruch genommen war. Ihr elastischer Körper überwand jedoch schnell die Krankheit, und nun widmete sie sich mit frohem Eifer den vielen Pflichten, die ihre Stellung ihr auferlegte.

Immer wieder erfreute sie sich an dem bunten Volksleben und an den zahllosen malerischen Szenen, die sich ihr Schritt für Schritt darboten. Sie selbst berichtet in einer später erschienenen Schilderung Bukarests davon fesselnd, daß ihre ersten Ausgänge eine fortgesetzte Reihe von Überraschungen bedeuteten: „Die Stadt enthielt pittoreske Straßen, wo alle Türen mit buntfarbigen Stoffen, altem Eisenwerk, grüner und brauner Töpferware förmlich verrammelt waren. Andere Stadtteile waren ein buntes Gemisch von winzigen, unter Bäumen verborgenen Puppenhäuschen, beschattet von den armen, alljährlich ihrer Zweige beraubten Weiden oder den graziösen, im Frühling die ganze Stadt mit Wohlgeruch erfüllenden Akazien. Auf der Straße standen offene Bäckerbuden, Schuster- und Schmiedewerkstätten; da gab es unzählige Schenken, in denen man Pflaumenbranntwein, Tzuica geheißen, verkaufte, dunkle Nischen, von deren sehr düsterem Hintergrund sich Gestalten von Straßenräubern mit sanftem Blick und traurigem Lächeln abhoben. Je mehr man sich dem Dimbowitza benannten Flusse näherte, desto dichter standen die Häuschen beisammen: mit ihren vorspringenden Balkons, ihren durchbrochenen, von ausgeschnittenen Kleeblattkreuzen gekrönten Säulchen gewährten sie ein fast maurisches Bild. Und dann bot die nun gefesselte, kanalisierte, von Brücken überspannte Dimbowitza, deren Ufer jetzt von Kais, Markthallen, Schlachthäusern, Schulen, Hospitälern, Kasernen, schönen Kirchen umsäumt werden, damals dem Auge so lebensvolle Szenen, daß sie Dichter und Maler in helle Begeisterung versetzen mußten. Man

badete sich förmlich in dem herrlichen Straßenkot, die Kinder patschten mit fröhlichem Geschrei darin herum, die kleinen, nackten Zigeuner wälzten sich darin, die



Fürstin Elisabeth.

Wasserträger trieben ihre Tiere hinein, während sie selbst bis über die Knie ins Wasser stiegen, um ihre Fässer zu füllen. Und in der tiefsten Tiefe des Schlammes sah man undeutliche Gestalten sich bewegen, graue, fast kahle

Körper, wie ebenso viele Nilpferdrücken, zahlreiche Köpfe mit dicken, zum Nacken hingedrehten Hörnern und schwarze, in der Sonne leuchtende Mäuler: es waren Büffel.“ — Auch von dem „Moschi“, dem großen Jahrmarktsfest, dessen wir schon gedacht, erzählt uns die Fürstin, die mit ihrem Gemahl gern den frohen Trubel aufsuchte: „Die Tramways und Wagen sind zum Ersticken voll; alle Fenster sind mit geschmückten, oft recht hübschen Köpfen gefüllt; man bewegt sich in einem Labyrinth kleiner Krambuden, wo Terrakottagefäße, Holzkrüge und Glasketten verkauft werden. Man sieht Wagen voll schöner Landmädchen und hübscher Kinder, reich mit Einkäufen beladen, abfahren. Und mitten in dem Lärm, der Verwirrung, dem Geschrei, der Farbenpracht, unter den Bären und Riesen, in dem dichtesten in Wolken auffliegenden Staub entwickelt sich plötzlich der Tanz „Calonchars“. Dies ist ein alter rumänischer Tanz, der noch von den antiken Tänzen zu Ehren Saturns herstammt, „vor welchem die Hirten den ihm geraubten Jupiter zu verbergen suchten, um Saturn zu hindern, denselben wie seine anderen Kinder zu verschlingen“. Die weißgekleideten Tänzer, mit Glöckchen an den Beinen, mühen sich auf eine ganz barbarische Weise ab. Sie trainieren sich wochenlang vorher, um die Anstrengung solchen Tanzes von Ostern bis Pfingsten ertragen zu könenn. Sie haben einen den Reigen anführenden Geiger, und einer von ihnen kommandiert, den Finger an den Mund legend, schweigend die anderen und bedroht sie mit dem Stocke, im Falle sie sprechen: Saturn darf nicht von ihnen erfahren, wo sein Sohn wiederzufinden ist.“ —

Nachdem die Fürstin allmählich sich eingelebt, besuchte sie häufig die Wohltätigkeitsanstalten der Stadt und trug für Verbesserungen und Ergänzungen Sorge; gern versammelte sie die Kinder um sich, sie bewirtend und ihre Spiele leitend. Auch zu wichtigen Staatshand-

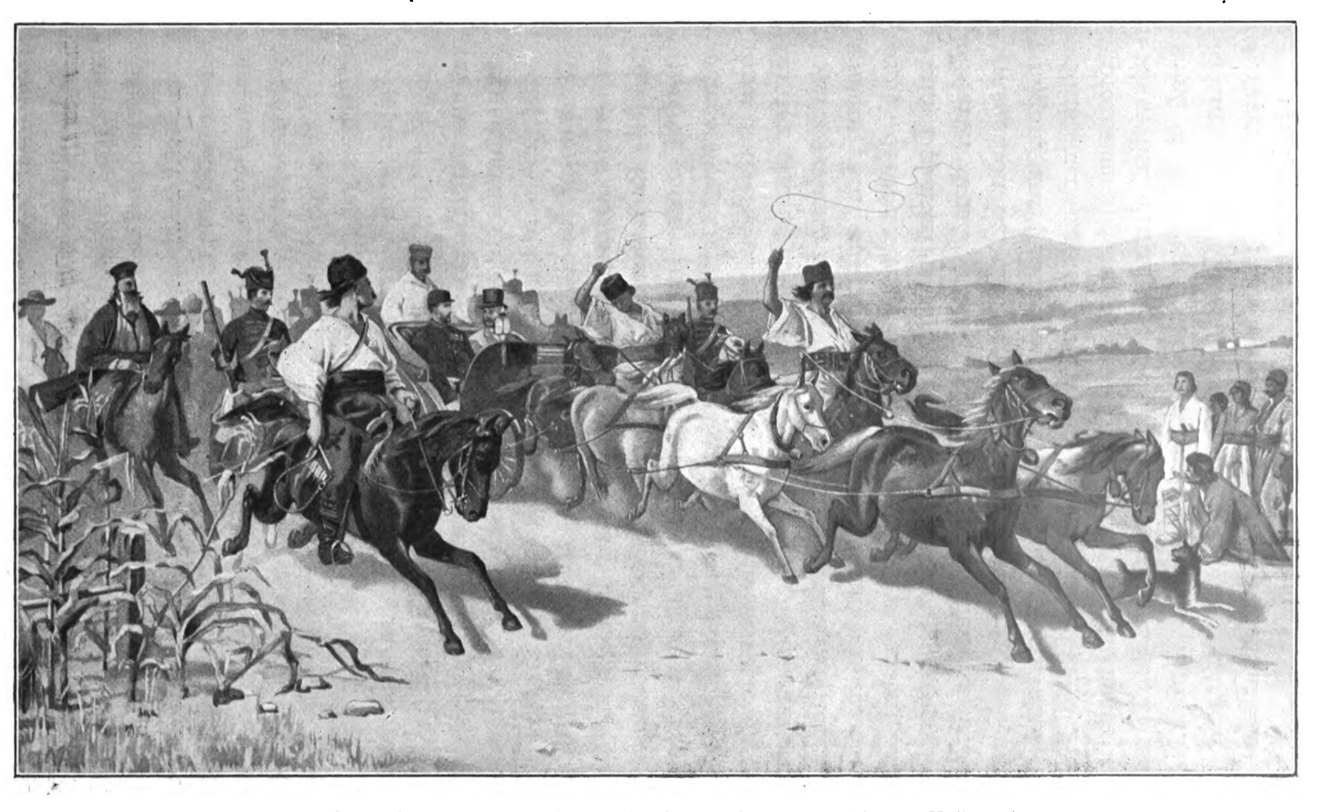
lungen begleitete sie ihren Gemahl, so wenige Wochen nach ihrer Ankunft zu der Eröffnungssitzung der Kammer, in welcher der Fürst in klarer Darstellung eingehende Mitteilungen machte über die allgemeine Lage des Landes, das Verhältnis Rumäniens zu den fremden Staaten, die noch immer große Schwierigkeiten verursachende Finanzlage, die neue, bereits gute Früchte zeigende Heeresorganisation, über das einer völligen Umwandlung unterworfene Verkehrswesen und den bedeutenden Fortschritt aufweisenden Wegebau. Wie schon früher mitgeteilt, widmete der Fürst seine besondere Sorgfalt der Hebung des Unterrichtswesens, und es war ihm eine frohe Genugtuung, mit seiner Gemahlin an der Einweihung der durch die vierte medizinische Fakultät vervollständigten Bukarester Universität, die bereits von über 400 Studenten besucht ward, teilzunehmen. Nachdem der Rektor hervorgehoben, man werde dereinst mit Recht sagen dürfen, daß unter Karl I. die rumänischen Schulen neu eröffnet wurden, betonte der Fürst in seiner Erwiderung, wie groß seine Genugtuung sei, daß seine Gemahlin gleich beim Beginn ihres rumänischen Lebens der Weihe eines der Wissenschaft geweihten Tempels beiwohnen könne; sie beide hofften, daß aus diesem Tempel ein strahlendes Licht ausgehen werde, um das ganze Land zu erleuchten; nur das Licht der Wissenschaft lasse die Aufgaben der Gegenwart erkennen und zeige, wie aus dieser die feste Grundlage für eine hellere, glücklichere Zukunft zu gewinnen sei. Sei doch die Bedeutung eines Staates und Volkes allein nach der Höhe seiner geistigen Kultur zu ermessen und wachse die ganze Kraft eines Volkes mit seiner geistigen Entwicklung. In dieser Beziehung müsse noch viel in Rumänien getan werden, jetzt beginne eigentlich erst die Aufgabe des Lehrkörpers, und er hoffe, daß die Lehrer an dieser Hochschule wirkliche Priester der Wissenschaft sein werden, um die Seelen der jungen Generation

mit Glaubensfeuer für das Ideale zu erfüllen; was er und die Fürstin hierzu beitragen könnten, würde mit freudigem Herzen geschehen; er wolle die durch den Volkswillen ihm übertragene Macht zur Verbreitung der Bildung brauchen und sie allein auf das Licht dieser Bildung stützen. —

Der Winter brachte diesmal mehr Festlichkeiten wie sonst, und mit anmutiger Würde wußte die Fürstin Elisabeth zu repräsentieren, durch ihre offene Liebenswürdigkeit sich schnell die Herzen gewinnend. Fürst Karl fand das vollste Glück in seiner Häuslichkeit, seiner Gemahlin alles Unangenehme fernhaltend und ihr so wenig wie möglich von den Schwierigkeiten der inneren politischen Lage mitteilend, an denen es nicht fehlte. Vor allem bereitete dem Fürsten die Eisenbahnfrage schwere und stets wachsende Sorgen. War seltsamerweise das Eisenbahnunternehmen an sich schon nicht volkstümlich im Lande und wurde von der Opposition in schlimmster Weise ausgebeutet, um gegen den Fürsten zu schüren, so fehlte es andererseits bei der Durchführung nicht an unangenehmen Begleiterscheinungen. Die Beamten Strousbergs, dem man bekanntlich den Bau der verschiedenen Linien übertragen, benahmen sich oft ungeschickt und überhebend, und die in Berlin befindliche Verwaltung erweckte in vielen Kreisen Mißstimmung und Befremden. Man hatte Strousberg als Regierungskommissar den Geheimrat Ambronn, der lange Jahre in den Diensten des Fürsten von Hohenzollern gestanden, zur Seite gestellt und ihm die Kontrolle über die Emission der Obligationen übertragen; auch das wurde scharf kritisiert und gefordert, daß mit dieser Aufgabe nicht ein preußischer Beamter, sondern ein rumänischer betraut werden müßte. Nicht nur in der Kammer, selbst im Ministerrat kam es zu vielfachen und lebhaften Erörterungen. Die Minister verlangten die Dienstenthebung jenes Regierungskommissars, aber der Fürst widersprach dem, betonend, daß durch diese Maßregel das ganze

Bahnunternehmen geschädigt würde, weil dann die Gerüchte über den schlechten Stand desselben neue Nahrung erhielten, und er erklärte hierbei, daß, da ihn nun einmal das ganze Land für den Eisenbahnbau verantwortlich mache, er diese Verantwortung auf sich nehme, sei er doch überzeugt, man würde ihn einst segnen, weil er darauf bestanden, daß Rumänien ein ausgedehntes Eisenbahnnetz und zugleich den Anschluß an die ganze Welt des Westens dadurch erhalten — eine Erklärung, die, falsch ausgelegt, ihm der trüben Stunden viele bringen sollte.

So verliefen die ersten Monate des Jahres 1870 in politisch recht drückender Weise; die Opposition ließ nichts unversucht, das Eisenbahnunternehmen gegen den Fürsten auszubeuten und systematisch alles, was deutsch war, zu verdächtigen, auch herrschte Uneinigkeit im Ministerium und trat mehrfacher Wechsel der verantwortlichen Staatsbeamten ein. Schroff standen sich die einzelnen Parteien gegenüber, durch ihre unfruchtbaren Streitigkeiten Unordnung in die verschiedensten Verwaltungszweige tragend: die persönlichen Interessen überwogen das Interesse für den Staat. Von den verschiedensten Seiten wurde jede Veranlassung herbeigezogen und ausgenutzt, dem Fürsten Unannehmlichkeiten zu bereiten. Es fehlte nicht an antidynastischen Strömungen, die sich auch darin zeigten, daß man den verjagten Fürsten Kusa zum Deputierten wählte. Die Sprache der oppositionellen Blätter wurde stets gehässiger und leidenschaftlicher; wiederholt bat die Regierung den Fürsten, ihr die Genehmigung zur gerichtlichen Verfolgung zu geben, aber der Fürst verweigerte sie immer wieder, da er allen Preßprozessen abgeneigt war. Dazu gesellten sich noch panslawistische Intriguen, die sich gleichfalls gegen den Fürsten und damit gegen die Festigung normaler Verhältnisse richteten. Wohl erklärlich war es da, daß es nicht an Augenblicken fehlte, in denen Fürst Karl recht mutlos in



Ausfahrt des Fürsten Karl (1870). (Nach einem Gemälde von Volkery.)

die Zukunft sah und sich befragte, ob sein Verbleiben noch länger möglich wäre, da alles, was er aus treuester Pflichterfüllung tat, gehässigen Beurteilungen und schlimmsten Verleumdungen seiner Person und seines Wirkens ausgesetzt war. Von wohlmeinender Seite wurde ihm wiederholt nahegelegt, eine Änderung der gar zu demokratischen Verfassung herbeizuführen, aber stets wies er dies auf das energischste zurück, er wollte seinem Schwur treu bleiben, den er auf die Verfassung abgelegt. Auch die Schutzmächte taten nichts, die Stellung des Fürsten zu kräftigen, der vergeblich von ihnen die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit und die Errichtung offizieller Vertretungen Rumäniens an den Höfen verlangt hatte, ebenso wie man ihm das Recht verweigerte, Handelsverträge abzuschließen, überhaupt sich einzumischen trachtete, wenn die Regierung selbständig vorgehen wollte, beispielsweise in der Münzfrage und selbst in dem rein formellen Zugeständnis des Namens „Rumänien".

Zu all dem kam noch die Aufrollung der spanischen Thronfrage. Die Vertreter der spanischen Regierung hatten an ihrem Plan festgehalten, die Königskrone dem Erbprinzen Leopold zu übertragen, und nach langen Weigerungen hatte sich dieser zu ihrer Annahme bereit erklärt. In Paris vermutete man, daß Fürst Karl hierbei eine Rolle gespielt, und hielt deshalb nicht mit schweren Vorwürfen zurück, drohend, daß er die Sympathien des Kaisers, welcher der Wahl des Prinzen Leopold zum spanischen König schroff gegenüberstand, und jene des französischen Volkes verlieren würde, was selbstverständlich bei den engen Beziehungen Frankreichs zum Orient und zu Rumänien die Stellung des Fürsten auf das schlimmste erschüttert, wenn nicht völlig unmöglich gemacht hätte. Vergeblich suchte der Vertreter Rumäniens in Paris den Herzog von Gramont, der das Ministerium des Äußeren leitete, von der Unwahrheit dieses Gerüchts zu überzeugen,

bis er endlich in der Lage war, dies durch offizielle, ihm gern von preußischer Seite zur Verfügung gestellte Dokumente nachzuweisen.

Unterdessen nahmen die mit der Thronfrage zusammenhängenden Ereignisse in Deutschland ihren schnellen Fortgang und führten zur Kriegserklärung. In Rumänien tat man mit leidenschaftlicher Absichtlichkeit alles, um Frankreich seine Freundschaft zu bezeigen, war doch schon, noch ehe der Bruch erfolgte, in der Kammer eine Interpellation eingebracht worden, ob das Kabinett entschlossen sei, im Falle eines Konfliktes zwischen Frankreich und Preußen seine Pflicht zu tun, und zwar die einzig politisch zu befolgende, die auf Rassensympathie beruhe, oder ob die Regierung sich von persönlichen und egoistischen Rücksichten und Interessen leiten lassen werde. Jetzt, wo der Krieg ausgebrochen und man seine wuchtigen Einwirkungen auf den Orient befürchtete, verloren die hitzigen rumänischen Politiker völlig ihre Besinnung, mit einem Weltbrand und seinem tiefen Einfluß auf die orientalischen Verhältnisse sowie dem Siege Frankreichs rechnend, während der Fürst von Anfang an die Überzeugung hegte und sie seinen Ministern gegenüber äußerte, daß der Krieg lokalisiert bleiben und Deutschland siegreich hervorgehen werde, wörtlich bemerkend: „In zwei Monaten ist Napoleon besiegt und seine Macht gebrochen!"

In der Kammer ging es stürmisch zu, man forderte das Ministerium auf, zu den Begebnissen im Westen Stellung zu nehmen, und einer der Minister rief in taktloser Weise aus: „Wo Frankreichs Fahnen wehn, da sind unsre Interessen und Sympathien!" An öffentlichen Kundgebungen für Frankreich fehlte es nicht. Die Opposition verlangte die Mobilmachung des rumänischen Heeres in der sinnlosen Voraussetzung, daß vielleicht Rußland für Deutschland Partei ergreifen würde und Rumänien dann die Verpflichtung hätte, dagegen mit den

Waffen in der Hand aufzutreten. Auch in Paris teilte man diese Ansicht und verlangte die Unterzeichnung eines Vertrages für den Fall einer orientalischen Verwicklung, welche durch Rußlands Haltung herbeigeführt werden könnte.

In dem Wirrwarr dieser erregten Meinungen, falschen Auffassungen und absichtlichen Entstellungen blieb Fürst Karl ruhig und gelassen, so sehr auch sein Inneres bewegt wurde durch die kriegerischen Vorgänge in der Heimat und durch die Sorge um seine und der Fürstin Brüder, Verwandten und Freunde, die ins Feld gezogen. Sein Handeln war ihm vorgezeichnet, er hatte geschworen, Rumäne zu sein, und wollte dieser Verpflichtung jederzeit treu bleiben. Daß sein Herz leidenschaftlich bewegt für Preußen und seinen König schlug, konnte ihm keiner verwehren. Dies kam auch in seinem tiefgefühlten, an König Wilhelm gerichteten Brief zum Ausdruck, in welchem er hervorhob, wie sehr es ihn dränge, fern von der alten, teuren Heimat auf einem schwierigen Posten, wo jede Gefühlsäußerung untersagt sei, dem König zu versichern, daß er sich mit Herz und Gemüt den Getreuen anschließe, denen es das Geschick vergönnte, ihrem teuren königlichen Führer auf ruhmvollem Pfade zu folgen; wenn er auch gezwungen sei, einem lateinischen Volke gegenüber, dessen Sympathien leicht zu den Stammverwandten hinneigen, sich strengste Zurückhaltung aufzuerlegen, so seien seine Gefühle stets da, wo das schwarz-weiße Banner wehe: „Gott stärke das tapfere Heer! Gott stärke Eure Majestät, die es schon oft zu Ruhm und Ehre geführt hat!“

Die einfältigsten Gerüchte über ungeheure französische Erfolge, unter anderm, daß Kaiser Wilhelm bald mit 20 000, bald mit 60 000 Mann seiner Truppen gefangen genommen, fanden in Bukarest willig Glauben und wurden immer wieder von den oppositionellen Blättern ausposaunt und zu hetzerischen Angriffen gegen den Fürsten benutzt. In

Plojeschti kam es sogar zu einem törichten Putsch, indem „Revolutionäre" eine Kaserne, in welcher sich nur wenige Rekruten befanden, in Besitz nahmen, den Fürsten für abgesetzt und General Golesku als Statthalter erklärten, während ein Deputierter, der sich zugleich als neuer Präfekt des Distriktes aufspielte, Befehle ergehen ließ zum Zusammenziehen von Truppen. Letztere jedoch erwiesen sich bei dieser Gelegenheit als treu und ebenso die Beamten des Telegraphenamtes, die der bewußte falsche Präfekt mit geladenem Revolver zwingen wollte, Depeschen über die Absetzung des Fürsten nach allen Weltteilen hin zu telegraphieren. Auch das Ministerium traf sofort alle Anordnungen zur Verhaftung der Schuldigen und zur Verhütung einer Wiederholung derartiger Vorgänge.

In diese unruhvolle Zeit fiel für das fürstliche Paar der sonnigste Glücksschimmer durch die in Cotroceni am Morgen des 8. September erfolgte Geburt eines Töchterchens, das in der in feierlichster Weise am 13. Oktober 1870 stattgefundenen Taufe den Vornamen Marie erhielt. „Für eine glückliche Vorbedeutung sehe ich es an", schrieb der Fürst an König Wilhelm, „daß mein erstes Kind das Licht der Welt in dem Moment erblickt hat, wo sich das Hohenzollernbanner über einem einigen Deutschland entfaltete, und es ist mein einziger Wunsch, daß dieses Kind sich seines Namens würdig zeige". Auch Fürstin Elisabeth ging völlig auf in ihrem Glück, war doch ihr und ihres Gemahls sehnlichster Wunsch erfüllt. Von ihrer gehobenen Stimmung liefert ein inniges kleines Lied, mit welchem sie ihren Gemahl am ersten Jahrestage der Hochzeit überraschte, Beweis:

„In unseren stillen, heiligen Stunden
Da wächst mir meine Kraft,
Ein Glück, wie ich's noch nie empfunden,
Hast Du in mir geschafft.

Ein Jubellied aus frohem Munde
Schwingt sich zum Himmelszelt,
Und trägt wie Lerchensang die Kunde:
Wie schön ist doch die Welt!“

Daß Fürst Karl in seiner Häuslichkeit das reinste und froheste Glück fand, war in diesen schweren Tagen und Wochen der einzige helle Schein. Immer dunkler wurden die Wolken, die sich über ihm und dem Lande auftürmten, und aufs neue beschäftigte ihn der Gedanke eines Rücktritts, der noch ernsthafter genährt wurde dadurch, daß das Schwurgericht die Anführer von Plojeschti frei sprach, was seitens der oppositionellen Parteien und Blätter jubelnd als eine „patriotische Tat“ begrüßt wurde. Ehe er jedoch seine Absicht auszuführen gedachte, wollte er zunächst die Schutzmächte von den Schwierigkeiten in Kenntnis setzen, die sich der Wiedergeburt Rumäniens in den Weg stellten, mit dem Wunsche, seinem Nachfolger in dem verhängnisvollen Amt die Möglichkeit zu geben, dem Lande besser zu helfen, als es ihm vergönnt gewesen, der, durch die Konstitution überall behindert, nie recht persönlich einzugreifen vermochte, um die unklaren, vielfach unreifen inneren politischen Verhältnisse zu ändern. Das sah Fürst Karl ein, daß unter diesen Umständen nie Rumänien das von ihm erhoffte Ziel erreichen werde. Aber Land und Volk waren ihm doch so teuer geworden, daß er alles tun wollte, damit sein Rücktritt nicht von folgenschweren Verwicklungen für den Staat begleitet sein würde.

Voll ruhigen Gewissens durfte sich Fürst Karl das Zeugnis selbst ausstellen, daß er mit redlichstem Willen stets auf das redlichste gehandelt hatte, daß er nur an Rumäniens Wohl gedacht und immerdar bestrebt gewesen, dem Lande eine aussichtsvolle Zukunft zu bereiten. Und wie tief mußte er verletzt, wie tief verbittert worden sein, daß er, der Geduldige und Feste, nicht mehr auszuharren gedachte auf dem Platz, den er sich selbst ange-

wiesen. Bei seinem Vater, dem er all seine Sorgen und Befürchtungen mitgeteilt, fand er das vollste Verständnis für die Schwierigkeiten seiner Lage und die Billigung seines Entschlusses: „Es ist Pflicht gegen dich selbst," schrieb ihm dieser, „und vor allem gegen einen Namen, der mit Deutschlands Ruhm, Macht und Größe so eng verflochten ist, daß man entweder einer Stellung entsagt, die man zu bemeistern und zu beherrschen nicht imstande ist, oder die Weiterführung der Aufgabe an Bedingungen knüpft, die in kürzester Zeit ihre Verwirklichung finden. In erster Linie Revision der Verfassung, ist diese nicht erreichbar, nun, so ist der Entsagungs- und Rücktrittsentschluß ebenso motiviert wie vor vier Jahren die Annahme! Die politische Welt wird hierin keine Schwäche und keinen Kleinmut finden können, im Gegenteil, sie wird ihre Achtung einem Manne nicht vorenthalten können, der offen und rückhaltlos erklärt, daß er die Bedingungen einer gesunden Regierung in Rumänien nicht zu erreichen vermochte —— länger kann und darf es nicht so bleiben, wie es jetzt in Rumänien zugeht! Deine und Deines Namens Ehre verbietet Dir, der Spielball zwischen den sich anfeindenden Parteien zu sein."

Und an einer andern Stelle schrieb der treue Vater, der zugleich der sorgendste Freund war: „Daß aber auch das Ausland eine recht perfide Rolle spielt, ist mir durch mitgeteilte Dokumente erwiesen. — Eine Stellung ferner einzunehmen, welcher jede einzelne Macht feindlich gesinnt ist, welche aber zerstören zu lassen jeder einzelnen aus Mißgunst gegen die Mitmächte wiederum nicht opportun erscheint, — eine solche Stellung ist ganz unerträglich! —Deinem persönlichen Ansehen kann es niemals schaden, wenn Du einer unerfüllbaren Aufgabe entsagst. Du hast der ganzen Welt Deinen guten Willen und Deine Befähigung zur Regierung Rumäniens gezeigt, Du hast Dich nicht aufgedrängt, sondern bist erwählt und berufen

worden; Du hast großartige Schöpfungen gegründet, Armee und Verkehrswesen regeneriert, den Segen der Eisenbahnen verbreitet, unzählige Wohltaten an Kirche und Arme gespendet, Künste und Wissenschaften protegiert, durch häusliches Glück die Heiligkeit der Ehe gezeigt, durch Freigebigkeit aller Arten Deine Mittel flüssig gemacht — alles dieses sichert Dir, wenn auch nicht jetzt, doch später ein gesegnetes Andenken und beweist, im Falle der Entsagung, der Mitwelt, daß es nicht der imaginäre Glanz einer wahren Dornenkrone gewesen sei, welcher Dich geblendet und später enttäuscht habe, sondern daß es der Schiffbruch Deiner redlichen Absicht und Deines Dranges nach nutzbringendem Schaffen ist, welcher Deinen Entschluß gereift hatte und zur Tat werden ließ.“ —

In eingehenden Berichten an die Herrscher der Garantiemächte schilderte Fürst Karl den Stand der Dinge in Rumänien und seine Besorgnis, daß er den immer weiter um sich greifenden Parteileidenschaften nicht mehr gewachsen sei, den Vorschlag anknüpfend, die Zukunft Rumäniens möge auf dem in Aussicht stehenden Kongreß geregelt werden: nur ein starkes Regiment könne heilsam auf die inneren und äußeren Schäden des Landes einwirken, das sich jetzt trotz seiner reichen Hilfsmittel in traurigster Verfassung befände. All seine Sorgen und Bedenken legte der Fürst in einem Brief nieder, den er seinem Vater zur Veröffentlichung in einer deutschen Zeitung Ende Dezember 1870 übermittelte; er führte darin aus, mit welch unendlichen Schwierigkeiten die Regierung des rumänischen Landes verbunden sei, und erörterte die Fragen, woran dies liegen könnte, zur Antwort kommend, daß weder er noch das Volk eine Schuld treffe, wenn sich nicht in den Jahren seiner Herrschaft ein besserer Umschwung vollzogen habe, sondern daß diejenigen dafür verantwortlich zu machen seien, die sich im Lande selbst,

das sie geboren hat, zu seinen Leitern aufgeworfen haben: „Diese Leute nämlich, welche sich meistens ihre ganze soziale und politische Bildung im Auslande geholt, die heimatlichen Zustände dabei allzusehr vergessen haben, trachten bloß danach, die dort geltenden, von ihnen eingesogenen Begriffe, in utopische Formen eingezwängt, ohne Prüfung auf ihr Vaterland zu übertragen. So ist das unglückliche Land, das sich stets unter dem härtesten Druck befunden hat, ohne Übergang aus seinem despotischen Regiment auf einmal zu einer so liberalen Verfassung geraten, wie sie kein anderes Volk in Europa besitzt." In dem Brief wurde des ferneren noch gesagt, daß der gute Wille des Fürsten stets verkannt und all sein Tun und Handeln mit Undank belohnt worden sei, dann der Kammeradresse gedacht, die als „ein Meisterstück phanariotischer Perfidie" gekennzeichnet wurde, und zum Schluß betont: wie im gewöhnlichen Leben die Mißbilligung einer Handlung stets nur den Urheber derselben treffen könne, so fiele auch in diesem Falle die ganze Verantwortung auf denjenigen zurück, der nicht verstehe, seinen frei erwählten Fürsten zu ehren, „man entehrt sich selber, wenn man nicht zu respektieren weiß, was man selber geschaffen hat." — Dieser durch alle Zeitungen gehende Brief machte natürlich in Rumänien das größte Aufsehen, und die oppositionellen Parteien benutzten ihn zu der Lüge, der Fürst gedenke einen Verfassungsbruch herbeizuführen. Auch in der Kammer fehlte es nicht an den gleichen Anschuldigungen, und über all dem Gezänk untereinander und den Angriffen gegen den Fürsten vergaß man die Erledigung der dringlichsten Aufgaben.

Da traf den Fürsten noch der härteste Schlag, die Nachricht, daß Strousberg den am 1. Januar fälligen Kupon der Eisenbahnobligationen weder bezahlen könne noch wolle, behauptend, was selbstverständlich eine böswillige Erfindung war, daß der rumänische Staat zur Zinszahlung

verpflichtet sei. Die unheilvollen Folgen dieser unvermuteten Zahlungseinstellung sah der Fürst voraus: man würde ihn in der deutschen Heimat, wo Tausende auf seinen Namen hin ihre Ersparnisse in rumänischen Eisenbahnpapieren angelegt — im Gesamtbetrage von 250 Millionen Francs — verantwortlich für die Krisis machen, und in Rumänien selbst würde man neue Angriffe daraus auf ihn schmieden, ihm vorwerfen, daß er dem deutschen Unternehmer zuviel Vertrauen geschenkt. Das war für den Fürsten jetzt selbstverständlich, daß er nun auf seinem Posten ausharren müsse, so lange, bis dieser neue schwere Schlag überwunden, und bis die Eisenbahnfrage völlig geregelt worden sei. Tief entmutigt, erfüllt von bangen Befürchtungen, öffnete er seinem Vater sein bedrücktes Herz: „Habe ich aber einmal diese ungeheure Schwierigkeit hinter mir, darf ich erst sagen, daß ich die Feuerprobe bestanden habe, dann ist es genug des grausamen Spiels, dann hoffe ich, daß Du mir einPlätzchen finden wirst, wo ich mein müdes Haupt niederlegen kann! Aber jedenfalls eine stille abgelegene Ecke, wo man sich für eine Zeit ganz vergessen machen kann."

Unter derartig trüben Aussichten brach das Jahr 1871 an, zugleich wiederum mit heftigsten Stürmen in der Kammer. und im Senat, wo man die Gerüchte über die Abdankung des Fürsten offen behandelte, seitens der oppositionellen Parteien in der gehässigsten und verletzendsten Art. Wohl versicherte man offiziell dem Fürsten seine Anhänglichkeit, dieser jedoch wußte am besten, wie es mit der Stimmung der leitenden Schichten beschaffen war und mit welch unverhohlenem Neid man die deutschen Siege über Frankreich verfolgte, hatte man in den ersten Bukarester Kreisen doch ganz offen erklärt: „Wir können zwar nicht nach Frankreich gehen und dort die Deutschen bekämpfen, aber wir werden es hier tun!"

Immer drückender wurde auch die Finanzlage; in

den letzten 13 Jahren hatten, wie es Finanzminister Sturdza der Kammer dargelegt, sich die Ausgaben des Staates verdreifacht, nicht aber die Einnahmen: „Der Staat befindet sich an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit; von den 84 Millionen Frcs. des Einnahmebudgets werden 34 Millionen für die Verzinsung der Staatsgelder weggenommen; es bleiben also nur 50 Millionen Frcs. für administrative Zwecke.“ Natürlich wurde in den Kammern eingehend stets aufs neue das unglückliche Strousbergsche Eisenbahn-Unternehmen behandelt, wobei man gern den Fürsten als Zielpunkt der Angriffe nahm, ihm alle Schuld aufbürdend und ihm vorwerfend, daß der Regierungsrat Ambronn, der auf Strousbergs Bitte zum Kommissar der rumänischen Regierung bei der Baugesellschaft ernannt worden war, sich des Vertrauens des Fürsten von Hohenzollern erfreut hätte, ein Vertrauen, welches er allerdings in der erwähnten Stellung nicht bewährt, da er es zugelassen hatte, daß das Depot, über welches er wachen sollte, angegriffen und mit wertlosen Hypotheken gefüllt worden war. Stets leidenschaftlicher wurden diese Erörterungen; plante man doch sogar, alle Minister, die mit Strousberg verhandelt, in Anklagezustand zu setzen und sich an ihrem Privatvermögen für den entstandenen Verlust schadlos zu halten. Dazu kam, daß Preußen energisch auf Bezahlung des fälligen Kupons seitens des rumänischen Staates bestand, was schon insofern unmöglich war bei der Leere der Staatskasse sowie bei der Aussichtslosigkeit einer neuen ausländischen Anleihe, ferner bei der feindlichen Haltung der Kammern, die den Antrag annahmen, die Strousbergsche Angelegenheit einem Schiedsgericht zu überweisen.

Von außen war jedoch keine Hilfe zu erwarten, wie dies Graf Bismarck in einem aus Versailles unter dem 10. Januar gerichteten Briefe ausdrücklich betonte; er hob das Mißtrauen der Pforte hervor und daß das persönliche Wohlwollen des Kaisers von Rußland gegen den

Fürsten durch die traditionelle Auffassung der russischen Politik, welche der Vereinigung der beiden Fürstentümer entgegen ist, überwogen wird.

„Es ist ja nur natürlich," fährt Bismarck fort, „wenn Eure Hoheit zunächst auf den hohen Chef Ihres Hauses, auf Preußen und Deutschland, blicken. Eure Hoheit wissen, wie Seine Majestät der König für Höchstdieselben gesinnt ist, aber Eure Hoheit wissen auch, daß die jetzige Kriegslage es für Deutschland unmöglich macht, in die Verhältnisse im Osten unter den oben angeführten Umständen wirksam einzugreifen. — Wenn ich das Fazit aus allen diesen Erwägungen ziehe, so kann ich nur zu dem Schlusse kommen, daß Eure Hoheit von außen keine Hilfe, sondern eher Übelwollen erwarten dürfen und daher Ihre Entschlüsse nur durch Beurteilung der Ihnen im eigenen Lande noch zu Gebote stehenden Hilfsmittel fassen müssen. Wenn Sie eine Krise erwarten, zu deren Überwindung Sie die besseren Elemente im Lande nicht ausreichend erachten, so scheint es eine vor allem nur durch die Rücksichten auf sich und Ihr Haus gebotene Aufgabe zu sein, daß jeder Entschluß, den Sie fassen, auch wirklich als ein selbständiger und freiwilliger, nicht durch äußere Gewalt aufgezwungener erscheine, und daß die reinen und edlen Motive, welche Eure Hoheit dabei leiten würden, klar hervortreten. — Es ist mir schmerzlich, Eurer Hoheit keinen andern Rat und keine besseren Hoffnungen geben zu können. Ich weiß aber, daß die patriotische Teilnahme und herzliche Freude an den Erfolgen unsrer deutschen Armee und an dem Glanze, der das verehrte Haupt unsres Königs umgibt, selbst durch diese schmerzlichen persönlichen Erfahrungen bei Eurer Hoheit nicht getrübt werden, und schließe mit der Hoffnung, daß Ihre Wünsche für einen baldigen ehrenvollen und gesicherten Frieden in Erfüllung gehen mögen."

Auch Kaiser Wilhelm schrieb in liebevollster Weise an den Fürsten, mit vollem Verständnis für die Schwierigkeiten, die sich einer ersprießlichen Regierung im fernen Lande entgegenstellten, aber auch er betonte, daß nach seinen Erkundigungen keine der beteiligten Mächte bereit sei, „ihr Gewicht für die Verbesserung oder auch nur die Erhaltung der bestehenden Zustände Rumäniens einzusetzen."

Gleichzeitig mit diesem Briefe traf die Nachricht von der Proklamation des deutschen Kaiserreiches ein, und aus tiefstem, an dem gewaltigen Ereignisse jubelnden Anteil nehmenden Herzen heraus richtete Fürst Karl nachstehende Zeilen an Kaiser Wilhelm: „Mit unaussprechlich tiefer Freude richte ich an Eure Majestät heute einige Worte, die den aufrichtigsten Glückwunsch enthalten sollen zur Vollendung des Riesenwerkes! Der brennende Wunsch eines großen Volkes, der jahrhundertelang unerreichbar schien, und so überaus schön, daß man ihn kaum mehr zu erhoffen wagte, — heute ist er erfüllt, und jedes treue Herz darf Eure Majestät glücklich preisen, den der Himmel auserlesen hat zu solcher Tat! — Deutschland ist geeint, das ist der Jubelruf, mit dem wir das neue Jahr beginnen, trotz aller schmerzenden Wunden, trotz Leiden und Tod — oder vielmehr, aus diesen geht hervor Deutschlands Auferstehungsmorgen und beleuchtet das Reichsbanner, das Eurer Majestät starker Arm dem Vaterlande voranträgt: die Verheißung eines ruhmvollen Feiertages nach heißem Kampfe! Welch herrliches Gut errungen ist, wird allen erst dann recht zum Bewußtsein kommen, wenn der Frieden dem alten jungen Deutschland gestatten wird, sich in nie gekannter Kraft und Einheit zu entfalten, und wenn Künste und Wissenschaften, Handel und Ackerbau einen neuen Aufschwung nehmen durch das weite Feld, das ihnen aufgetan worden! — Gestatten mir Eure Majestät, an dieser

Stelle meinen gerührtesten Dank für das gnädige Antwortschreiben auszusprechen, in dem ich von neuem das väterliche Interesse erkannt habe, das Allerhöchstdieselben mir stets zugewendet haben! Ich stehe hier allein, auf weithinausgeschobenem Vorposten, als Grenzwacht gegen den Orient, und muß geduldig harren, bis es dem Himmel gefallen wird, mich abzulösen. Doch bin ich nicht so fern und nicht so müde, daß ich nicht aus voller Brust in den jauchzenden Ruf mit einstimmen könnte: Es lebe der deutsche Kaiser!"

Und an den Grafen Bismarck schrieb der Fürst: „In dieser ernsten, für Eure Exzellenz so bewegten Zeit würde ich Sie nicht schon wieder mit einigen Zeilen belästigen, wenn nicht der herzliche, teilnehmende Ton Ihres Briefes, aus dem hervorgeht, daß Sie in der schwierigen Lage hier nur meine Person im Auge haben, mich zu Worten des Dankes drängte. Gleichzeitig möchte ich Ihnen von ganzem Herzen Glück wünschen zu der glänzenden Krönung Ihres großen Werkes. — Wohl haben Sie recht, anzunehmen, daß meine schmerzlichen persönlichen Erfahrungen ganz verschwinden neben der Freude am Emporblühen meines teuren Heimatlandes, neben dem herzerfreuenden Anblick der Strahlenkrone, die das ehrwürdige Haupt unsres vielgeliebten Königs umgibt! — Wenn ich auch hier habe lernen müssen, schweigend Freud und Leid zu durchleben, so ist meine Stimme in den verrosteten Zuständen hier noch nicht so klanglos geworden, daß ich nicht dem deutschen Kaiser zujubeln könnte! — Die Verhältnisse hier sind ernst; das wüste Parteigetriebe kann ich fürs erste noch dazu benutzen, mich so lange zu halten, wie es mir entsprechend und geraten scheint. Wie der Kapitän auf stürmischer See Tag und Nacht auf seinem Posten ausharren muß, so auch ich. — Die Grundwellen jagen mein Schiff bald hoch, bald tief, aber so wahr mir Gott helfe, ich werde es nicht scheitern lassen! — Heute

möchte die Mannschaft mich gern über Bord werfen, ein Teil derselben hat aber noch Einsicht genug, um zu wissen, daß nur ich sie in sicheren Hafen leiten kann. — Zwei Punkte verliere ich nicht aus dem Auge: ich will meinen Namen rein und makellos aus diesem Chaos herausziehen, aber ich will auch nicht herz- und gewissenlos le déluge après moi lassen! Das bezieht sich vor allem auf die Finanzlage hier, deren Folgen für das In- und Ausland verhängnisvoll werden könnten."

Da trat wenige Wochen später ein Ereignis ein, das den Fürsten veranlaßte, seinem Entschlusse, abzudanken, rascher näher zu treten, wie er es sich vorgenommen. Die deutsche Kolonie in Bukarest wollte, wie alljährlich, den Geburtstag Kaiser Wilhelms am 22. März durch ein Festbankett feiern; vorsichtigerweise hatte man sich erkundigt, ob der Abhaltung bei der augenblicklichen deutschfeindlichen Strömung nichts entgegenstände, aber der Polizeipräfekt und der Ministerpräsident hatten dies verneint und sich für die Aufrechterhaltung der Ruhe verbürgt. Als sich um die achte Abendstunde des genannten Tages die deutschen Teilnehmer des Festes in einem nahe dem Theaterplatz gelegenen Saal vereint hatten, zog vor das betreffende Haus eine große Volksmenge, zertrümmerte mit Steinwürfen die Fenster und suchte in den im ersten Stock gelegenen Saal einzudringen. Über zwei Stunden dauerten die Unruhen; durch die Steinwürfe wurden mehrere Mitglieder der Kolonie verletzt, und nur der Besonnenheit des Generalkonsuls von Radowitz war es zu danken, daß es nicht zum Blutvergießen kam. Die Tumultanten, unter denen sich auch Deputierte befanden, lärmten in der tollsten Weise; Rufe wie: „Es lebe die Republik!" und „Auf zum Palais!" wurden laut, die Straßenlaternen wurden ausgelöscht und die Glocken der nahen Kirchen geläutet.

Der Fürst, dem sogleich Mitteilung gemacht worden, schickte unverzüglich seinen Adjutanten zum Minister-

präsidenten und zum Polizeipräfekten, aber beide Herren waren nicht aufzufinden! Endlich ließ General Salomon, der Divisionskommandant von Bukarest, Truppen ausrücken, und nun erschien auch der Ministerpräsident, der den General verhindern wollte, das Militär einschreiten zu lassen, aber von diesem eine energische und unzweideutige Antwort erhielt. Überhaupt traf der General in umsichtiger Weise alle Vorkehrungen, indem er sämtliche zum Palais führende Straßen und ersteres selbst militärisch besetzen ließ, und auch seine wiederholten Mahnungen an die von Parteiführern aufgestachelte Menge, sich zu zerstreuen, hatten schließlich Erfolg.

Fürst Karl war auf das tiefste empört über das Vorgefallene. Vergeblich sandte er mehrfach nach dem Ministerpräsidenten Jon Ghika, dagegen stellten sich einige andere Minister ein, denen der Fürst seine vollste Entrüstung ausdrückte; dann ließ er den Fürsten D. Ghika holen, ihn auffordernd, unverzüglich ein neues Ministerium zu bilden. In der Nacht noch erschien der Generalkonsul von Radowitz beim Fürsten, diesem mitteilend, wie sehr er sich und in sich das Deutsche Reich, das er vertrete, verletzt fühle, und wie er die Polizei und das Ministerium für Mitschuldige halte; er dürfe wohl als Genugtuung die Entlassung des Ministerpräsidenten erwarten. Der Fürst drückte ihm sein aufrichtiges Bedauern aus und bemerkte, daß er bereits das Erforderliche getan habe, um ein neues Ministerium zu bilden. Kurz danach erschien auch Jon Ghika im Palais; der Fürst empfing ihn kalt, entnahm aber aus seiner Rechtfertigung, daß jener doch nicht zu den Mitschuldigen gehöre, sondern sich den Vorgängen gegenüber nicht gewachsen gezeigt habe, daß dagegen volle Verantwortung den Polizeipräfekten treffe; der Fürst teilte Ghika mit, daß er seine Entlassung erwarte und daß er für den nächsten Morgen die Mitglieder der früheren Regentschaft berufen werde, um ihnen die Regierung zu übertragen.

Das äußerte am nächsten Morgen Fürst Karl auch D. Sturdza gegenüber, den er zu sich gebeten, der ihn aber, ebenso wie die beiden Mitglieder der einstigen Regentschaft, L. Catargiu und N. Golesku, — das dritte Mitglied, Oberst Haralambi, war nicht in Bukarest anwesend, — beschwor, von seinem Beschlusse abzusehen, welcher für das Land das verhängnisvollste Unglück bedeuten würde, denn der Staatsbankerott und die allgemeine Anarchie würden die unmittelbaren Folgen sein. Der Fürst setzte ihnen auseinander, wie er trotz seines unermüdlichen Willens und Handelns kein Mittel mehr sehe, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die trüben Verhältnisse des Staates zu bessern. Aber immer aufs neue bestürmten ihn die Herren, seinen Plan nicht auszuführen, und nach langem Erwägen erklärte der Fürst, wenn auch sehr widerstrebend, daß er noch einmal mit sich zu Rate gehen wolle und vielleicht von seiner Absicht zurückstehen würde, falls ein starkes Ministerium zustande komme, das in der Kammer die Genehmigung des Budgets und der Finanzgesetze durchzusetzen imstande sei; gehe die Kammer auf diese Forderung nicht ein, so werde er sogleich das Land verlassen.

In der Stadt herrschte ungeheure Aufregung. Die wildesten Gerüchte wurden verbreitet, die Opposition hetzte weiter, die Möglichkeit eines ernsten Zusammenstoßes der Parteien war zu befürchten, die Truppen waren in den Kasernen zusammengezogen und die Umgebung des Palais militärisch besetzt. In der Kammer, deren Mitglieder am Mittag des 23. März zusammengetreten waren, teilte Ministerpräsident Ghika die Einreichung seines Entlassungsgesuches mit, dann vereinten sich die Abgeordneten zu einer geheimen Sitzung, in der L. Catargiu von den Verhandlungen mit dem Fürsten Mitteilung machte. Die Diskussion darüber in der sich anschließenden öffentlichen Sitzung gestaltete sich sehr erregt und war erfüllt mit

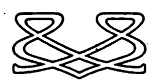
allen nur denkbaren Angriffen auf den Fürsten und die Dynastie. Die vom Fürsten abgesandten Herren benachrichtigten ihn alsbald, daß die Kammer von ihm die Einberufung eines Ministeriums erwarte, und der Fürst beauftragte sogleich mit der Zusammensetzung L. Catargiu, ihn auffordernd, nur energische Männer zu wählen, ohne Rücksicht auf irgend welche Parteiverhältnisse. Der Polizeipräfekt, der im Palais erschienen, gab auf die Vorwürfe des Fürsten seine Entlassung; das Militär aber blieb unter den Waffen, denn man hörte gerüchtweise, daß das Volk aufgehetzt werden solle, zum Palais zu ziehen. Am Abend stellten sich dort die Vertreter der Garantiemächte ein, um in dieser gefährlichen Lage in der Nähe des Fürsten zu weilen, der ihnen eröffnete, er sei gesonnen, auf seinem Posten auszuharren, was von allen Seiten mit freudiger Genugtuung begrüßt wurde. Um Mitternacht meldete L. Catargiu dem Fürsten, er habe ein Ministerium zustande gebracht, dessen Präsidium er übernehmen wolle, und am nächsten Vormittag konnte der Fürst diese neuen Ratgeber bereits vereidigen, ihnen die Hoffnung ausdrückend, daß er mit ihrer Hilfe der schwierigen Lage Herr zu werden gedenke. In der Kammer ging es in den nächsten Tagen noch erregt zu, auch in der Hauptstadt zeigten sich allerhand Nachwirkungen der Hetzereien, aber bei einer Spazierfahrt durch die dicht mit Menschen gefüllten Straßen wurde das fürstliche Paar überall ehrfurchtsvoll begrüßt, ebenso der Fürst bei einem langen ausgedehnten Spazierritt durch die belebtesten Gegenden.

Das entschiedene Auftreten des Fürsten Karl in dieser kritischen Zeit hatte überall einen außerordentlich günstigen Eindruck hervorgerufen, ebenso, daß das Ministerium die feste Absicht zeigte, unter allen Umständen die Ruhe in der Hauptstadt und im Lande, — wo übrigens die Bukarester Ereignisse keinerlei Echo gefunden hatten — aufrecht zu erhalten. Wenn auf der einen Seite Fürst Bismarck

den Generalkonsul von Radowitz aufforderte, von der rumänischen Regierung die entsprechende Genugtuung zu verlangen, so ließ er andrerseits dem Fürsten mitteilen, er sei durchaus befriedigt von der neuen Lage der Dinge und von der Zusammensetzung des kraftvollen Ministeriums, zugleich ihm dringend ratend, auf seinem Posten auszuharren. Wie es zu erwarten war, hatte das Ministerium sofort dem deutschen Konsul das tiefste Bedauern über die beklagenswerten Vorgänge ausgedrückt und jede Garantie für den Schutz der Deutschen übernommen. Auch die übrigen Behörden, selbst die kirchlichen, wetteiferten jetzt in dem Bestreben, die Deutschen jene Ereignisse vergessen zu machen. An König Wilhelm richtete Fürst Karl ein längeres Schreiben, in dem er betonte, wie sehr er es beklage, daß gerad' jener 22. März, mit dem für ihn so viele teure Erinnerungen verbunden seien, auf schmähliche Weise getrübt worden sei: „Tiefer und schwerer konnte man mich nicht treffen, als indem gerade diese Gelegenheit ergriffen wurde, um die lange waltenden Umtriebe zum Ausbruch zu bringen! Angesichts der schwierigen Lage, insbesondere der großen Finanzkalamität, mußte ich es auf das äußerste ankommen lassen, um die besseren Elemente aus ihrer Apathie aufzurütteln. Ich berief daher die Statthalterschaft, aus deren Händen ich im Jahre 1866 die Zügel der Regierung übernommen habe, um sie ihr wieder zurückzugeben. Durch diese drohende Gefahr erschreckt, vereinigten sich alle konservativen Fraktionen und bildeten das neue Ministerium. Heute ist es Ehrensache für mich, die Männer, die entschlossen sind, das Land vor ernsten Verwickelungen zu bewahren, mit allen Kräften zu stützen und gemeinsam mit ihnen die notwendigen Reformen durchzuführen. Sollten die letzteren auch mit diesen Männern nicht zu erreichen sein, dann ist das Land unwiederbringlich verloren! Man darf sich nicht verhehlen, daß die Situation sehr ernst und die Herbeiführung besserer

Zustände mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden ist. Die Zukunft liegt undurchdringlich vor mir. Doch je größer die Gefahr, desto weniger darf man den Mut sinken lassen!"

Der Brief spiegelt so recht das innerlich gefestete Wesen des Fürsten wider, der in jenen gefahrvollen Stunden seine volle Kaltblütigkeit wie ruhige Überlegung bewahrte und sich nicht zu einem schnellen Schritt hinreißen ließ, der das gesamte Land in die unberechenbarsten Wirren gebracht hätte. Nach dem kurzen Augenblick des Schwankens wollte er nun fest und beständig auf seinem Posten ausharren, der wahrlich zunächst wenig Befriedigung gewährte, um so weniger, da natürlich auch die Fürstin auf das tiefste bewegt worden war durch jene Straßendemonstrationen. Aber was sich Fürst Karl entschlossen vorgenommen, führte er auch mit Entschlossenheit aus; treu und stetig, klug und beharrlich, gerecht und vorurteilsfrei lenkte er des ferneren das Staatsschiff, nicht jene es büßen lassend, die ihn so tief gekränkt.



VIII.

Rumäniens innere Entwicklung.

Der Umschwung zum Besseren. — Reise des Fürstenpaares nach der Moldau. — Guter Ausfall der Wahlen. — Sommeraufenthalt in Sinaia. — Idyllische Wochen. — Das Eisenbahn-Gesetz. — Die nächsten Jahre. — Ruhige Entwicklung. — Wieder in Sinaia. — Bestimmung des Schloßbaues. — Hinscheiden der Prinzessin Maria. — Fortschritte in Bukarest und im Lande. — Grundsteinlegung des Castel Pelesch. — Fürstin Elisabeth und ihr dichterisches Schaffen. — Wie Carmen Sylva zu ihrem Namen kam.

Wie nach schwülen Tagen ein Gewitter die Luft reinigt, so hatten die geschilderten ernsten Vorkommnisse wesentlich zur Klärung der innerpolitischen Lage des Landes beigetragen, und im weiteren Verlaufe des Frühlings trat eine sichtliche Verbesserung der bisher so gespannt gewesenen Zustände ein. Die nationalen Parteien hatten die ganze verantwortliche Bedeutung der letzten Wochen erkannt. Das Staatsschiff war nahe am Zerschellen gewesen, und nur die energische Hand des Fürsten Karl, der trotz all des Vorgefallenen nicht vom Steuer gewichen, hatte es vor dem Schiffbruch bewahrt: wäre doch, wenn er in seinem Schmerz über die ihm zugefügten Beleidigungen das Land verlassen hätte, was ihm wahrlich niemand hätte verdenken können, höchstwahrscheinlich sogleich eine Besetzung von türkischer und vielleicht auch von russischer Seite erfolgt, und die so lang ersehnte und hart erkämpfte Selbständigkeit des jungen rumänischen Staatengebildes wäre wiederum in Frage gestellt worden. Das ganze Auftreten des Fürsten hatte seines nachhaltigen Eindrucks nicht verfehlt. Mit neuem Vertrauen sah man

auf ihn und mit der Zuversicht, daß er allein dem Land und Volk die erforderliche Beständigkeit verbürge, die unbedingt nötig war, wollte man die erhofften Fortschritte machen und nicht ein Einschreiten der Garantiemächte, deren Mißtrauen gegen Rumänien und die Unsicherheit der dortigen Verhältnisse nie aufgehört und durch die jüngsten Vorkommnisse neue Nahrung erhalten, erzwingen.

Dieser Umschwung zum Besseren zeigte sich am deutlichsten bei der in der zweiten Aprilhälfte 1871 unternommenen, seit langem geplant gewesenen Reise des Fürstenpaares nach der Moldau, welche die Fürstin ja noch nicht kannte. Der erste Teil der Fahrt wurde mit der Bahn zurückgelegt, dann wieder weite Strecken in dem mit acht mutigen Rossen bespannten offenen Gefährt, in welchem es wie der Wind über die endlosen Felder ging, von Dorf zu Dorf, wo überall die Bevölkerung in den malerischen Kostümen der fürstlichen Reisenden harrte und sie jubelnd empfing, bei längerer Rast Hora tanzend, während zahllose berittene Bauern den Zug stets bis zur nächsten Ortschaft begleiteten. Über Braila und Galatz fuhr man nach Jassy, dessen Einwohnerschaft dem Fürsten und seiner Gemahlin gleichfalls den begeistertsten Empfang bereitete. Hier in der Hauptstadt der Moldau wurde ein zehntägiger Aufenthalt ge-



Bauern und Bäuerinnen Hora tanzend.

nommen, reich an Festen aller Art, die mit Besichtigungen der staatlichen und militärischen Einrichtungen seitens des Fürsten, der Schulen und wohltätigen Anstalten seitens der Fürstin wechselten. Was wohltuend berührte, war die aufrichtige Herzlichkeit und innige Wärme, die man allerseits dem Fürstenpaare entgegenbrachte; das war um so höher zu veranschlagen, als ja auf moldauischem Boden die separatistischen Bewegungen nie aufgehört hatten. Beim Abschied von Jassy hob denn auch der Fürst in seiner Rede hervor, wie sehr ihn und die Fürstin diese innige Aufnahme erfreut hätte; sie habe ihn überzeugt, daß die Zusammensetzung der letzten Kammer nicht der richtige Ausdruck der Volksstimmung gewesen und habe ihn mit neuem Mut erfüllt, sich mit vollster Hingebung der Aufgabe zu widmen, die ihm die Nation anvertraut, die Hoffnung hinzufügend, daß alle Rumänen, die ihr Vaterland liebten, sich um den Thron scharen und gemeinsam mit ihm für das Glück und die Wohlfahrt des Landes wirken möchten. Ähnlich drückte sich der Fürst auch den Ministern gegenüber bei seiner Rückkehr nach Bukarest aus, wo ihn gleichfalls freudiger Jubel begrüßte, und wo die Eltern glücklich waren, ihr Kind wieder in die Arme schließen zu können.

Der unerwartete Erfolg dieser Reise verfehlte im ganzen Lande nicht seine Wirkung und kräftigte erheblich die Stellung des Fürsten und der Regierung, ebenso wie sich das Ausland überzeugen konnte, daß die Gerüchte von einer Zersprengung der Union der ehemaligen beiden Fürstentümer und von dem neuen Aufflackern ehrgeiziger Bestrebungen seitens der Moldauer Parteien falsch gewesen.

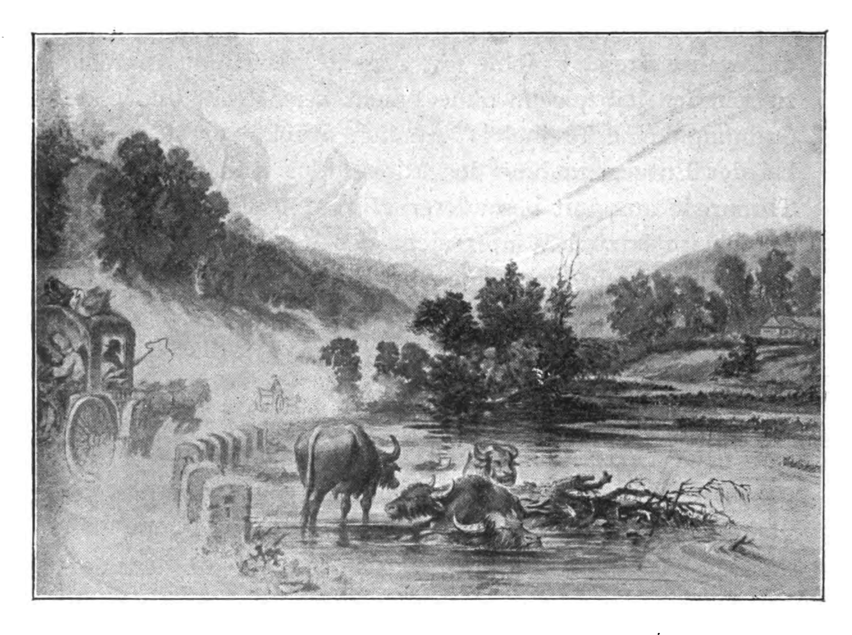
Ergaben die Anfang Mai veranstalteten Wahlen für die Bukarester Stadtvertretung schon ein vorzügliches Resultat, indem kein einziger oppositioneller Kandidat gewählt wurde, so auch jene für die Kammern, die ein sehr

zufriedenstellendes Ergebnis hatten und viel ruhiger verliefen, als es sonst der Fall gewesen. Seiner Befriedigung darüber gab der Fürst bei der Eröffnung der außerordentlichen Kammersession am 4. Juni in der mit lautem Beifall aufgenommenen Thronrede Ausdruck. Er bat die Volksvertreter dringend, die Regierung in der Erfüllung ihrer schweren Pflichten zu unterstützen und gelobte, daß er auch fernerhin unermüdlich darauf hinstreben wolle, um seiner hehren Mission gerecht zu werden, die ernste Mahnung anknüpfend, daß wahre Freiheit nichts mit Zügellosigkeit und Anarchie zu schaffen habe, denn ohne Pflicht kein Recht und ohne Ordnung keine Freiheit! Ähnlich drückte er sich auch bei der Entgegennahme der Adresse der Kammer auf die Thronrede aus, mit besonderer Wärme hervorhebend, daß er sich im letzten Winter nicht der Ansicht verschließen gekonnt, wie sehr man seine Absichten mißverstanden, und daß er, da er nie willens gewesen, sich dem Lande aufzudrängen, einen Augenblick daran gedacht habe, seinen Posten zu verlassen. Heute aber, wo ihm die Nation so viele Beweise ihres festen Vertrauens gegeben, hege er aufs neue die Hoffnung, es werde ihm gelingen, seine Aufgabe zu erfüllen, gestützt auf den Patriotismus aller Bevölkerungsschichten.

Die Kammer beschäftigte sich alsbald mit den Verhandlungen über die Eisenbahnfrage und nahm ein Gesetz an zur Regelung derselben, das aber erst nach langem Zögern die Zustimmung des Fürsten fand, da er es als unvollkommen und zunächst nur als Grundlage für eine gerechte und würdige Lösung der gründlich verfahrenen Angelegenheit betrachtete. Von großer Bedeutung war der vorzügliche Ausfall der Ernte des Sommers und nicht minder wichtig, daß der Staat eine neue Anleihe von 75 Millionen Francs im eigenen Lande unterzubringen vermochte, was am besten für die reichen Hilfsquellen und für die Zuversicht der wohlhabenden Kreise, die nicht

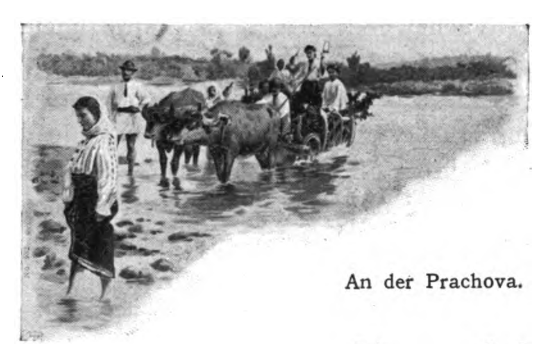
mehr eine Störung der öffentlichen Ordnung befürchteten, sprach.

Die Unruhen und Sorgen der letzten Monate hatten selbst die kräftige Gesundheit des Fürsten erschüttert; er erkrankte an heftigem Fieber und mußte das Bett hüten. Auch der Fürstin war der sommerliche Aufenthalt in den dumpfen Räumen des Cotroceni-Klosters, dessen Inneres



Das Prachovatal (1872).

man wohnlicher gestaltet, dessen Umgebung aber sumpfig war, nicht gut bekommen. So führte denn das fürstliche Paar eine längst geplante Absicht aus, mit ihrem Töchterchen anfangs August nach Sinaia überzusiedeln. Bis nach Plojeschti konnte man die fertige Bahnstrecke benutzen, dann wieder im offenen Wagen fahrend. Die Fürstin äußerte stets aufs neue ihre helle Freude über die wechselnden Eindrücke, die sich ihr in so reicher Fülle


An der Prachova.

darboten. Überall strömte die Bevölkerung herbei, Knaben und Mädchen in den bunten Trachten brachten in den Dörfern Blumensträuße und Früchte dar, zerlumpte Zigeunerkinder eilten heran mit Jubel und Trubel, und zottige Bärentreiber ließen den brummenden Meister Petz seine Kunststücke ausüben. Immer mehr ging der Weg bergan; bald rechts, bald links von ihm rauschte die Prachova in breitem Felsenbett dahin, das im Frühling von tosenden Fluten ausgefüllt ist. Romantische Täler öffneten sich mit lieblichen Ausblicken, dann schoben sich die Felsen enger zusammen, ungebärdig, mit keckem Trotz ob der Hindernisse, drängte sich gurgelnd und sprudelnd der Fluß hindurch, nicht achtend der entwurzelten Baumstämme und massigen Steinblöcke, die seinen Weg zu hemmen suchten, den hier und da kleinere Trupps großgehörnter Büffel kreuzten. Nun reckten sich die dunklen Massen des herrlichsten Hochwaldes auf, überragt


Bei der Ernte.

in majestätischer Wucht von den blauschimmernden, zackigen, mit gleißendem Schnee gekrönten Felsengründen des Bucsecs, des unbestrittenen Herrschers der Transylvanischen Alpen, ernst und hoheitsvoll herabgrüßend auch auf das auf breitem Vorsprung liegende Kloster Sinaia, das mit seinen niedrigen Gebäuden, den weißen Galerien, seinen dunklen Bedachungen und der Kirche malerisch herniederschaut auf die schweigsamen Talbuchten und die rauschende Prachova, in die grad' unterhalb der Bergkuppe sich der Pelesch mit eifrigem Geplauder ergießt.

Aber nicht nur aus der Entfernung, auch aus unmittelbarer Nähe wirkt die Klosteranlage äußerst anziehend. Sie zerfällt in zwei Teile. Der erste und älteste umschließt in festungsartigem Viereck mit kleinen, efeu- und weinlaubberankten Bauten einen Hof, in dessen Mitte die winzige vergilbte Kapelle liegt, deren von Säulen mit Ornamenten und Engeln flankierte Vorhalle das Jahr der Erbauung, 1695, kündet. Aber schon lange vorher hatte hier eine klosterähnliche Ansiedlung bestanden, bis Michael Cantacuzeno, der bekannten, aus Byzanz nach der Walachei eingewanderten Fürstenfamilie entstammend, den Mönchen Geld und Güter zur Verfügung stellte zum Bau und Unterhalt des Klosters und der Kapelle, wie er auch zur Erinnerung an Berg und Kloster Sinai den Namen Sinaia bestimmte. Oft war das scheinbar so weltentrückte Kloster der Schauplatz blutiger Kämpfe, da um seinen die Einfallsstraße von Ungarn nach Rumänien beherrschenden Besitz Türken und Russen, Österreicher und Ungarn, aber auch Räuber und meuternde Soldaten kämpften; die Chronik erzählt, daß mehrfach die Mönche zu Wehr und Waffen griffen und mutig ihr Besitztum verteidigten.

Desto friedlicher war's beim Eintreffen des Fürstenpaares. Blumen blühten auf dem Klosterhofe in vermorschten Steingefäßen von antiker Form, Schwalben

nisteten unter den vorspringenden Dächern und Finken spielten im dichten Blättergewirr, während sich in ein tiefes Brunnenbecken plätscherndes Brunnenwasser ergoß. Die Mönche in ihren langen, schwarzen Talaren und den hohen schwarzen Sammetkappen, unter denen die Haare weit herabfielen, bereiteten dem Fürstenpaare einen feierlichen Empfang und geleiteten dasselbe nach kurzem Gottesdienste in der Klosterkirche in die für sie bestimmten Gemächer.

Schon kurz nach Antritt seiner Regierung hatte, wie wir bereits früher erwähnt, Fürst Karl den Ort besucht und sich derart wohl gefühlt, daß er sich mehrfach hier n drückender Sommerhitze eine kurze Erholung gegönnt, die Mönche bittend, ihm, da keine andre Unterkunft zu finden, gastliches Quartier zu gewähren. Dieses lag in einer der Seitenhallen, im Erdgeschoß ein paar Zimmerchen bergend, das größte von ihnen acht Meter im Geviert, während die Schlafkammern durch eine schmale Bettstelle, einen Waschtisch und einen Stuhl völlig ausgefüllt wurden. Hierher führte der Fürst nun das holde, frohe und feinsinnige Fürstenkind vom Rhein, das an der Seite des geliebten Mannes und des zarten Töchterchens in dieser zaubervollen Gegend alle Unbequemlichkeiten übersah, die mit einem solchen Aufenthalt verbunden waren.

Etwas besser wurde es, als später rechts von der größeren Kirche ein Neubau entstand mit etwa sechs immer noch winzigen Zimmerchen; sie waren jedoch behaglicher und geräumiger, alle auf eine von schmalen Holzsäulen getragene Galerie gehend, von der die Blicke voll tiefsten Entzückens über dies landschaftliche Paradies schweifen; unten das schmale Waldtal des Pelesch und das breitere der Prachova, aus denen heraus das Raunen und Rauschen der Gewässer dringt, gegenüber die forst- und waldreichen Höhenzüge des Piscu Cainelui, über denen Adler und Falken ihre Kreise ziehen, im Norden die Dorfhäuschen von Poiana,

Tatului und Busteni und südlich jene Sinaias, unter denen man bereits ein hübsches Hotel im Schweizer Stil erblickte.

Die ungestörte Einsamkeit und feierliche Ruhe war grad dem nur von wenigen Getreuen begleiteten Fürstenpaare recht, dessen sonnigstes Glück ihr Töchterchen bildete, von welchem der Fürst seinem Vater damals schrieb: „Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie sich unser Kind entwickelt", und später: „Wenn ich einen Augenblick frei bin, spiele ich mit ihm; dies reizende Kind ist meine ganze Freude!" — Eine frohe Überraschung wurde Fürstin Elisabeth durch den Besuch ihrer Mutter bereitet, die sich einige Wochen in Sinaia aufhielt und mit der bereits ein Platz ausgesucht wurde für ein Landhaus, das sich das fürstliche Paar hier zu errichten gedachte.

Der Winter brachte wieder vielerlei gesellschaftliche Zerstreuungen, die aber nicht die Fürstin Elisabeth hinderten, ihren Wirkungskreis stets zu vergrößern, indem sie den Unterricht in den Schulen besuchte und mancherlei Anregungen zu Verbesserungen gab, im Verein mit ihren jungen Hofdamen verschiedene deutsche Kinderbücher ins Rumänische übersetzend und wöchentlich einmal dem Armenverein präsidierend, der unter ihrer Leitung eine segensreiche Wirkung entfaltete.

Die innere Beruhigung im Lande hielt an, so daß mit zufriedenen Worten der Fürst darüber seinem Vater berichten konnte. Nur die Sorgen um die Eisenbahnangelegenheit ließen sich nicht verbannen und gaben der Opposition stets erwünschte Gelegenheit, gegen die Regierung zu intriguieren, doch war diesen Bestrebungen der Nährboden entzogen. Endlich, Anfang Januar 1872, ward das neue Eisenbahngesetz von den Kammern angenommen, das, wenn auch verschiedene Einzelheiten wohl auf Widerspruch stießen, doch im ganzen als eine Lösung im Sinne von Recht und Gerechtigkeit begrüßt werden konnte, bis im

Laufe des Jahres eine weitere zufriedenstellende Regelung erfolgte durch ein Übereinkommen mit dem Bleichröderschen Bankhause und der Diskonto-Gesellschaft in Berlin, wodurch der Weiterausbau der rumänischen Eisenbahnen gesichert wurde. Mit Genugtuung durfte Fürst Karl im Frühling 1872 an Fürst Bismarck berichten, daß die Zustände des jungen Fürstentums allmählich in ein gutes Geleise gebracht worden: „Es bedurfte großer Anstrengungen, gegen so viele subversive Elemente anzukämpfen; ich verlor aber den Mut nicht und setzte alles ein, um der außerordentlich schweren Situation Herr zu werden. Meine Ausdauer ist wenigstens zum Teil belohnt worden, im vorigen Jahr ein schwaches Ministerium und eine revolutionäre Kammer, die Finanzen zerrüttet und die unangenehme Eisenbahnfrage ungelöst; in diesem Jahr Ministerium stark und einig, die Ordnung in den Finanzen angebahnt, die Anleihe von 75 Millionen im Lande gedeckt, die Verwaltung wiederbelebt, der Eisenbahnstreit beigelegt.“

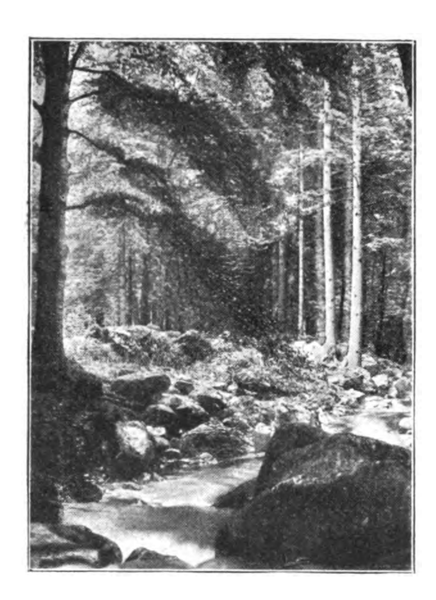


Fürstin Elisabeth und Prinzeßchen Marie.

Leider erfuhr gerade zu dieser Zeit das glückliche Familienleben des fürstlichen Paares eine herbe Störung, indem die Fürstin seit Monaten von einem argen Sumpffieber befallen worden war, von dem sie sich nicht erholen konnte. Die Ärzte hatten eine Luftveränderung vorgeschlagen, und schweren Herzens machte sich der Fürst mit dem Gedanken an eine Trennnung von der geliebten Gemahlin vertraut. Am 12. März trat Fürstin Elisabeth ihre sechswöchentliche Reise nach Italien an, von der sie Mitte Mai wohlbehalten und neu gekräftigt heimkehrte, von ihrem Gemahl bereits in Orsova empfangen und jubelnd begrüßt von der Bevölkerung in Turnu-Severin und in Bukarest.

Die drückenden Sommermonate wurden wiederum in Sinaia verbracht und zwar in angeregtester Weise. Die Fürstin hatte stets eine Reihe junger Damen um sich versammelt, und frohe Ausgelassenheit herrschte oft in dem kleinen Kreise, so daß selbst der sonst so ernste und arbeitsüberbürdete Fürst daran teilnahm, gleich den Ministern, die von Bukarest aus zum Vortrage erschienen waren. „Dies ist doch einmal ein anderes Bild, als fortwährend bis über die Ohren in Geschäften zu stecken," schrieb der Fürst seinem Vater, „bis heute konnte man mich noch nicht beschuldigen, mit meinen früheren und jetzigen Ministern gespielt zu haben. Es gereicht mir aber doch zu einer wirklichen Genugtuung, auch dies in Sinaia erreicht zu haben! Überhaupt ist der hiesige Aufenthalt in mancher Beziehung von großem Nutzen; er bringt uns die Leute viel näher, als dies in der Stadt, wo alles offiziell ist, möglich wäre; auch haben wir erreicht, daß trotz der Schwierigkeit der Verbindung jedermann mit großem Vergnügen hierher kommt, selbst aus der Moldau haben wir zahlreiche Besucher gehabt." Mit inniger Freude kam der Fürst immer wieder auf sein Töchterchen zurück: „Jetzt wäre der Augenblick, wo Ihr, teure Eltern, mein

Töchterchen sehen solltet! Ihr würdet gewiß eine ebenso große Freude an ihr haben, wie wir selber. Es spricht schon in drei Sprachen, Rumänisch, Deutsch, besonders aber Englisch, fühlt sich sehr selbständig, läuft allein herum, ruft jedermann bei seinem Namen und geht jeden Sonntag in die Klosterkirche, wo es sich während des Gottesdienstes sehr ruhig verhält. Ihr Charakter ist liebevoll und sanft, sie gehorcht aufs Wort und gibt alles freudig hin, was sie hat." Häufig wurden längere und weitere Ausflüge unternommen, und während der Fürst früh zur Jagd auf Bären aufbrach, kam die Fürstin zur Mittagsstunde mit ihren Damen zu dem verabredeten Zusammenkunftsort, um den ausgehungerten Jägern Speise und Trank zu bieten. Einmal machte auch ein Bär einen Abstecher bis in die Nähe des Klosters und erschreckte ein junges Hoffräulein, das dort spazieren ging und dann aufgeregt von ihrem Abenteuer berichtete.



Im Pelesch-Tale.

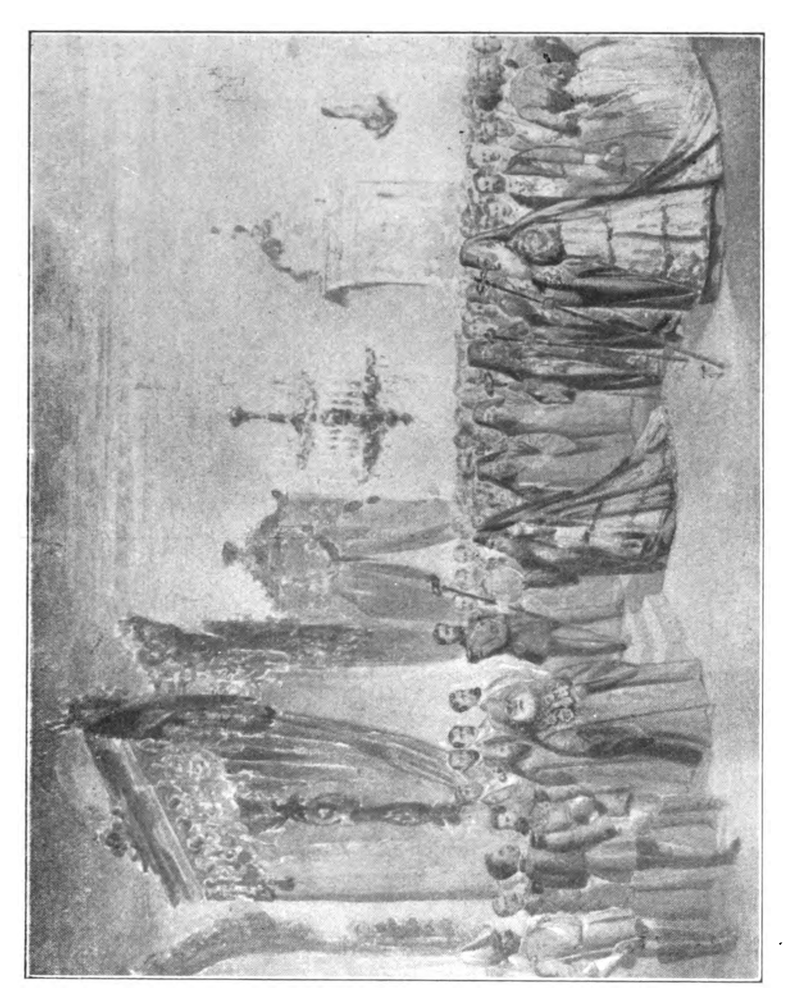
An diesen Aufenthalt schloß sich die Abhaltung der großen Herbstmanöver, an denen diesmal eine bedeutende Zahl von Milizbataillonen und die neu organisierte Nationalgarde teilnahmen. Die ausgedehnten Übungen stellten große Anforderungen an die Truppen, mit deren Haltung und Leistung der Fürst, der wiederholt in ihrer Mitte biwakiert hatte, sehr zufrieden war. Hier zeigten sich die

Früchte der Sorgfalt, die er unausgesetzt, trotz aller inneren Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, seinem Heer gewidmet hatte; das Heeresgesetz war erweitert worden, persönlich hatte Fürst Karl stets die wichtigsten Inspizierungen vorgenommen, nicht nur in Bukarest, sondern auch in anderen größeren Städten, die Bewaffnung machte wesentliche Fortschritte, Militärschulen waren errichtet und neue Kasernen erbaut worden, mehrere rumänische Offiziere konnten mit Genehmigung des deutschen Kaisers den deutschen Manövern beiwohnen, von diesen wichtige Anregungen heimbringend.

Während des folgenden Jahres, 1873, hielt die ruhige innere politische Entwicklung Rumäniens an und machte das Land große kulturelle Fortschritte. Der Unterricht in den Schulen war erheblich vertieft worden, die richterlichen Urteilssprüche litten nicht mehr unter Ungerechtigkeiten aller Art, der Ausbau der Eisenbahnen schritt fort, sowohl nach der russischen wie nach der österreichischen Grenze hin, die Einrichtungen der Gefängnisse waren wesentlich verbessert, einige Gesetze waren durch die Kammer votiert, die der Ordnung und Sicherheit einen Halt gaben, eins der wichtigsten unter ihnen war das über die Wahl der Metropoliten und Bischöfe und über die Einsetzung der Synode nach kanonischen Regeln, wodurch der Anarchie im Klerus ein Damm gesetzt ward. Auch die Städte selbst, voran Bukarest, entwickelten sich mehr und mehr; so hatte die Residenz endlich Gasbeleuchtung erhalten, die Hauptstraßen gewannen ein anderes Aussehen, der Handel hob sich in merklichster Weise. Ebenso war eine erfreuliche Blüte der Hafenstädte an der Donau zu bemerken, in Giurgiu, Galatz und Braila wurden große Kai-Anlagen ausgeführt, so daß die Schiffe bequemer löschen und laden konnten.

Beruhigt vermochte daher das fürstliche Paar im Sommer 1873 eine längere Auslandsreise anzutreten, die

den Fürsten — die Fürstin war mit der kleinen Prinzessin schon vorher nach Neuwied zu ihrer Mutter gefahren — zunächst als Gast des österreichischen Kaisers nach Wien



Investitur der Erzbischöfe im Palais zu Bukarest (1873). (Nach einem Aquarelle von Szatmari.)

zum Besuch der Weltausstellung, an der sich auch Rumänien hervorragend beteiligt hatte, führte, und dann nach Ems, woselbst er mit dem Kaiser Alexander von Rußland eine sehr herzliche Begegnung hatte, ebenso mit dem

deutschen Kaiser, der ihm hier seine innige Genugtuung ausdrückte, mit welchem Takt und welcher Einsicht Fürst Karl seine dornenvolle Regentenaufgabe durchführe, hinzusetzend, daß er daran nie gezweifelt. Nach einem Aufenthalt bei den Eltern und einer Kur im idyllischen Imnau



Prinzessin Marie.

erfolgte die Rückkehr nach Rumänien und zwar direkt über Kronstadt nach Sinaia, wo das Fürstenpaar auf das freudigste von der ländlichen Bevölkerung, die von nah und fern herbeigeströmt war, empfangen wurde unter dem Klang der Glocken, unter Jubelrufen und Böllerschüssen.

Der Aufenthalt in dem waldumgebenen Kloster, in dem es freilich nie an Besuchern fehlte, wurde diesmal benutzt, um einen neuen Bauplatz — da sich der früher



Fürstin Elisabeth mit Prinzeßchen Marie.

bestimmte als nicht geeignet erwiesen — zu wählen und zwar auf einer waldumschlossenen Anhöhe im wundervollen Peleschtale, und man konnte sich schon näher mit den von dem bekannten Wiener Baumeister Professor

Doderer entworfenen Plänen des Schlosses beschäftigen, wie fernerhin die Errichtung eines etwas talaufwärts liegenden Jagdhauses beschlossen ward, welches der fürstlichen Familie während der mehrjährigen Bauzeit zum Aufenthalt dienen sollte.

Mit Wehmut spricht heute noch oft die Königin von jenen ungetrübt glücklichen Zeiten, in denen die fürstliche Familie zuerst nicht einmal über ein Eßzimmer verfügte, sondern im Gange essen mußte, bis die Mönche das Refektorium abtraten, und jener Gang war so dunkel, daß man die Tür ins Freie aufmachen mußte, um es hell zu haben, da die Fenster fehlten. Das Mobiliar setzte sich aus einem Tannentisch und Holzstühlen zusammen, die Wände waren weißgetüncht, und abends bestand die Beleuchtung aus zwei Windlichtern, die in einer Laterne hingen. Auch auf einen Salon mußte die Fürstin verzichten, das Schlafzimmer war durch einen weißen Vorhang abgeteilt, so daß in der vorderen Hälfte ein Pianino stehen konnte, und oft schollen die frischen Stimmen der jungen Hoffräulein hinaus in die sternklare Nacht, oder alle sangen zusammen im Chor deutsche und rumänische Volkslieder: „Die Wände erweiterten sich von selbst, die Phantasie sah die herrlichsten Kunstgegenstände, wir waren jung und begeistert für unsere Idee, für unser opfervolles Leben und fanden keine Unbequemlichkeit zu groß. Wenn man den Raum sehen würde, in welchem ich „Hexe und Jehova" erdacht, man würde es nicht für möglich halten! Es war ein sogenanntes Toilettenzimmer, ohne Licht und Luft, in dem die Stiefel schimmelten, wenn sie auf der Erde stehen blieben, mit einem einzigen Lichte darin, drei Schritt lang und einen Schritt breit, da ging ich auf und ab und baute meine Gedichte und wußte gar nicht, daß der Raum eng war und die Klosterzelle dumpf!" —

Ehe das Jahr sich seinem Ende neigte, konnte Fürst

Karl seinem Vater schreiben, in wie glücklicher Weise 1873 für Rumänien verlaufen sei, da das gute Einvernehmen zwischen Regierung und Kammer fortdauere und auch die Schwierigkeiten in der Eisenbahnangelegenheit behoben worden wären, eine Kunde, die Fürst Karl Anton mit froher Befriedigung aufnahm: „Nach allen Berichten vollzieht sich in Rumänien eine ganz wunderbare Rückkehr zu gesunden Anschauungen, und wenn das so fortdauert und die Sanktion der Kammer erhält, so kann man sagen, daß Du über den Berg hinüber bist! Nur für die auswärtige Politik empfehle ich Vorsicht. Günstige Tatsachen sind klug zu benützen, aber jede Provokation wäre bei unserem gegenwärtigen Friedensbedürfnis von Übel.“

Fürst Karl dachte an nichts weniger als an eine Provokation. Ihm lag nur daran, daß sich die inneren Verhältnisse des Staates befestigten, damit letzterer allen Stürmen, die ihn von außen her bedrohen könnten, gewachsen sei. Die Ruhe im Lande dauerte auch im neuen Jahr 1874 an. Die Kammern erledigten in fortgesetzter Arbeit die ihnen gestellten Aufgaben, und das Ministerium war bestrebt, verschiedene wichtige Verbesserungen in den Verwaltungszweigen einzuführen. Der Winter verlief gesellschaftlich sehr lebhaft, da eine Reihe größerer Festlichkeiten stattfand, denen das Fürstenpaar gern beiwohnte, dessen innigste Freude die kleine Jtty war, wie Prinzeßchen Marie zärtlich genannt wurde.

Aber als der Frühling kam, mit Blütenduft und Lerchensang, da wurde den fürstlichen Eltern ihr heller Sonnenschein genommen und ihnen damit der furchtbarste Schlag zugefügt, den ein hartes Geschick auszuüben vermochte. Grad am Ostersonntag erkrankte die kleine Prinzessin, die wenige Tage vorher mit ihrer Erzieherin, wie häufig, das Helenenasyl bei Cotroceni besucht hatte, ein großes Waisenhaus, in welchem das Prinzeßchen gern mit den Kindern spielte. Dort mußte sie

sich das Scharlachfieber geholt haben, das sie mit großer Heftigkeit befiel. Als der Morgen des 9. April graute, schlummerte das liebliche Kind, welches alle Qualen der Krankheit still ergeben erduldet, zum ewigen Schlaf hinüber. „Trost gibt es in solchen Augenblicken nicht," schrieb Fürst Karl Anton seinem Sohn, und für die von so jähem Leid betroffenen Eltern war es schwer, einen Trost zu finden in der innigsten Teilnahme des gesamten Landes, die sich in rührenden Zeichen der Liebe und Hingebung erwies. In der Mittagsstunde des 10. April bettete man Prinzeßchen Marie im Garten des Helenenasyls nahe dem Cotroceni-Kloster zur letzten Ruhe unter der innigsten Beteiligung aller Bevölkerungsschichten.

In tief empfundenen Worten dankte Fürst Karl seinem Volk für die seinen Schmerz stillende allgemeine Trauer: „Die süßeste Erinnerung, die unsere verewigte Tochter uns als kostbaren Schatz hinterlassen hat, ist ihre unbegrenzte Liebe zu dem Land, in welchem sie geboren ward; eine Liebe, die so lebendig war, daß die Verklärte ungeachtet ihres zarten Alters bei ihrem ersten Aufenthalt im Auslande von Heimweh ergriffen wurde. Die Religion unseres Kindes, die Sprache, die sie sprach, hat für uns eine neue Weihe erhalten, denn jedes rumänische Wort wird uns von nun an einen Widerhall jener Stimme bringen, die wir auf dieser Erde nimmermehr hören werden. Im Kreise unserer engsten Familie ist zwar das innigste Band gerissen, aber ein stärkeres Band vereint uns jetzt mit unserer großen Familie, dem rumänischen Volk, das mit uns gemeinsam unser Kind und das seine beweint." In heißen Worten strömte der Fürst seinen Schmerz aus in Briefen an seinen treuen Freund, den deutschen Kronprinzen, und an seine Eltern, diesen schreibend: „Euch darf ich meinen tiefen Schmerz klagen, denn niemand besser als Ihr könnt ihn in seinem ganzen Umfasse fassen und verstehen. Ja, teuerste Eltern,

Ihr wißt es, daß es kein größeres Weh auf dieser Erde gibt, als sein eigen Kind ins Grab zu legen. Nur der Glaube, das Vertrauen auf Gott können in solchen Augenblicken Kraft verleihen, um eine so herbe Prüfung mit christlicher Ergebung zu tragen. Tief ist die Wunde, die uns geschlagen ward, und niemals wird sie ganz heilen, denn sein Leben lang beweint man sein Kind, mit dem man die schönsten Hoffnungen begraben hat. Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel kam dieser furchtbare Schlag, der unser schönes Familienglück zerstört hat; da, wo uns Freude und Sonnenschein entgegenleuchtete, ist Kummer und Schmerz eingezogen; wir können es noch nicht fassen, daß wir für immer Abschied genommen haben von unserm lieblichen Kinde! — Täglich besuchen wir das teure Grab, das ein freundlicher Blumengarten ist, und benetzen es mit unseren Tränen. Mit uns weinen Tausende, das ganze Land teilt unsern Schmerz. — Wir sagen Euch, teuerste Eltern, tausend innigen Dank für die Trostesworte, die Ihr uns gesandt habt; wir wissen, daß Ihr mit uns wie um Euer eigen Kind weint! Elisabeth ist bewunderungswürdig, sie erträgt den furchtbaren Schlag, der ihr Mutterherz ganz zerrissen hat, mit großer Fassung und sucht Halt und Trost in der Religion und in dem Gedanken, daß unser verklärtes Töchterchen heute glücklicher ist, als es je auf Erden hätte werden können. — Wir küssen Euch, teuerste Eltern, die Hände und sehnen uns nach neuen Trostworten von Euch; der Trost der Eltern ist ja der süßeste in solchen Stunden.“ — —

Und dem deutschen Kaiser dankte Fürst Karl tiefbewegt für die liebevolle Teilnahme, die dieser ihm in einem Briefe zum Ausdruck gebracht: „Daß es schwer ist, im Unglück tapfer zu bleiben, das weiß jeder, der einmal gelitten hat; daß es aber auch ein unerschütterliches Gottvertrauen gibt, welches hinausträgt über alle Erdennot, das erfahren auch wir. — Wenn es einen Trost

gibt in solchen Schmerzen, so ist es der, daß ein ganzes Volk heiße Tränen über dem geliebten Grabe weint: von solcher Teilnahme, wie wir sie in dieser Zeit erfahren haben, kann man sich nur schwer einen Begriff machen, es gab weder Parteien noch Feindschaften mehr, alle Leidenschaften waren zum Schweigen gebracht; denn unser Kind mit seinen sonnigen Augen und seiner Glockenstimme hatte alle bezaubert.“ —

Fürstin Elisabeth klagte in schmerzdurchwehten Gedichten um den ihr so jäh genommenen Liebling:

Mein Sonnenkind.

Zur Sonne bist du geflogen,
Mein kleines Kind,
Von mir zum Lichte gezogen,
Wo die Engel sind.

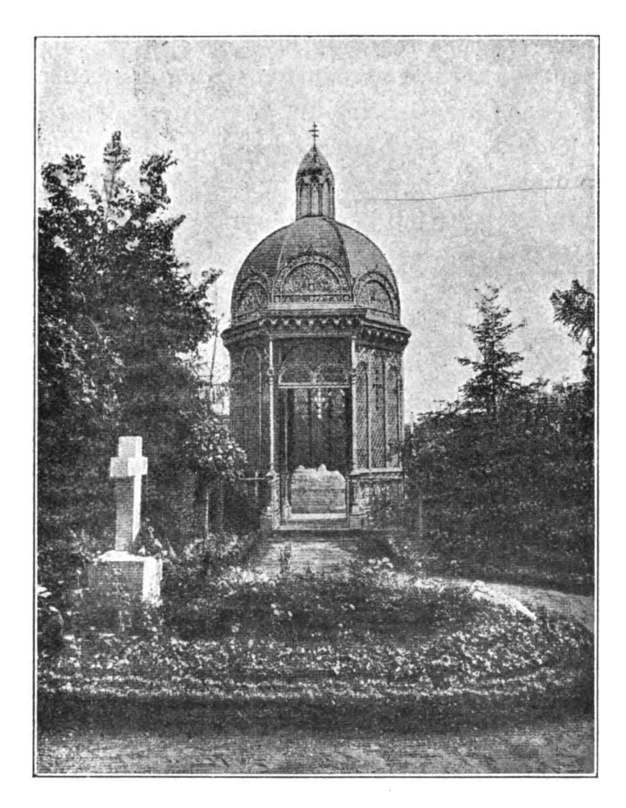
O laß mich, läß mich es schauen
Du Sonnenschein,
In deinen goldenen Auen
Den Engel mein!

Hier wohnt nur Grabesstille,
Hier ist's so kalt!
Der lieblichen Töne Fülle —
Sie ist verhallt!

Und einsam das Herze mein —
Ich rufe dich! — — —
Ein Sonnenstrahl schwebte herein
Und küßte mich. —

Sobald es nur die Witterung ermöglichte, siedelte das fürstliche Paar nach Cotroceni über, wohin es sie unwiderstehlich zog; war doch alles hier umweht von den weihevollen Erinnerungen an das geliebte Kind, dessen blumenbedeckte Grabstätte unter den rauschenden Bäumen des Parkes lag. Tiefe Sorge bereitete dem Fürsten die Stimmung seiner Gemahlin, wie es aus einem Briefe an seinen Vater hervorging: „Elisabeths Nerven sind so angegriffen, daß sie großer Schonung bedarf. Ich gestehe

Dir, daß ich mich oft ängstige und durch Schmerz, Kummer und Sorge recht bedrückt bin. Infolgedessen schlafe ich des Nachts nur wenig und habe meine arme Elisabeth wiederholt im Traume rufen hören: tot, tot! Dieser



Grabmal der Prinzessin Marie in Cotroceni.

schmerzliche Ausruf ist mir jedesmal wie ein Stich in mein wundes Herz.“ —

In dem furchtbaren Leid wurde der Fürstin Elisabeth die Poesie eine keusche Trösterin. Ihr tiefes Weh klang in manch traurigem Lied wieder, das sie in ihr Tagebuch schrieb, dessen Inhalt zunächst nur für sie und den Ge-

mahl bestimmt war. Da war es der rumänische Dichter V. Alexandri, der sie anregte, eine Reihe rumänischer Legenden und Märchen, die er in klangvolle Reime gebracht, ins Deutsche zu übertragen. Und mit jenem Eifer, der die Fürstin bei der Verwirklichung all dessen, was sie interessiert, beseelte, ging sie darauf ein, gleichzeitig planend, auch die schönsten Perlen deutscher Dichtkunst in das Rumänische zu übersetzen, ihrer Mutter hiervon folgende Mitteilung machend: „Ist es nicht merkwürdig, wenn der Himmel mir mit einer Hand meine Lieben nimmt, schüttelt er mit der andern mir die reinsten, edelsten Blüten in den Schoß; in welcher liebreichen und anziehenderen Weise könnte ich wohl meinem Lande dienen, als indem ich ihm jetzt auch die Geistesschätze meines deutschen Vaterlandes in die rumänische Sprache übersetze.“

Nach einem kürzeren Sommeraufenthalt in Sinaia, den mit ihnen Erbprinz Leopold teilte, welcher, da die Eltern des Fürsten eine so weite Reise nicht unternehmen konnten, ihnen in den trübsten Stunden ihres Lebens zur Seite stehen wollte, reiste das Fürstenpaar nach Franzensbad zu einer vierwöchentlichen Kur, die verschönt ward durch die Anwesenheit der Mutter des Fürsten und an die sich dann eine gemeinsame Reise nach England schloß. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in der heimatlichen Weinburg bei den Eltern des Fürsten erfolgte die Rückkehr nach Rumänien, wo alsbald neue Pflichten jede Stunde ausfüllten, ein kleines Heilmittel in der Fülle trauriger Erinnerungen, die das Betreten jener Stätten mit sich brachte, welche so eng verknüpft waren mit dem dahingeschiedenen Prinzeßchen.

Den Herbstmanövern wohnte der Fürst mit vielen auswärtigen hohen Offizieren, darunter deutschen, französischen, englischen, russischen, österreichischen und türkischen, bei. Die Haltung der Truppen gegen früher

hatte sich wesentlich gehoben und ebenso war die Disziplin eine weit straffere geworden. Unter großer Feierlichkeit fand in Gegenwart des fürstlichen Paares im Thronsaale des Bukarester Palais am 26. Oktober die Weihe von 32 Fahnen statt, die der Fürst, nachdem die Heeresorganisation nun vollendet worden, den Regimentern verliehen. An die um ihn versammelten Regimentskommandeure richtete der Fürst mahnende Worte: „Ich habe Euch diese Fahnen verliehen, in der stolzen Zuversicht, daß Ihr sie als ein heiliges Pfand in jeder Gefahr zu verteidigen und ihre Ehre fleckenlos zu erhalten wissen werdet! Ich zweifle keinen Augenblick, daß jeder von Euch, wenn die Stunde Euch ruft, seine Pflicht mit Liebe und Hingabe erfüllen und der Devise eingedenk sein wird, die auf Euren Fahnen steht: „Für Ehre und Vaterland!" — Und diese Mahnung wiederholte er bei der wenige Wochen später stattfindenden Enthüllungsfeier des vor der Universität errichteten großen Reiterdenkmals Michaels des Tapferen, der am Ausgang des 16. Jahrhunderts ruhmvolle Siege über die Türken davongetragen, des ersten rumänischen, einem Nationalhelden gewidmeten Monuments. Nachdem der Fürst betont, daß Michael der Tapfere den soldatischen Geist begründet, der heute das rumänische Heer beseelt, und dessen Wehen im ganzen Volk zu spüren sei, fuhr er fort: „Ich bin überzeugt, daß die Zeit der Mannhaftigkeit nicht vorüber ist, sondern daß Rumänien im Augenblick der Gefahr sich wie ein Mann erheben wird, um seine Pflicht zu tun, und ich hoffe, daß Gott mir vergönnen wird, in jenem Augenblick den Erwartungen des Landes zu entsprechen, damit wir in die Seelen der künftigen Generation neue Dankbarkeit gegen die Verteidiger des rumänischen Grund und Bodens eingraben können!"

Mehr und mehr wurde jenseits der rumänischen Grenzen die wichtige, tief einschneidende Kulturarbeit

des Fürsten anerkannt, wie dies aus einem Briefe hervorgeht, den Max Müller, der große Sprachforscher, an den Fürsten, mit dem er wie mit der Fürstin auf englischem Boden zusammengetroffen, aus Oxford gerichtet. Nachdem er zunächst seine Freude ausgedrückt, daß es ihm vergönnt gewesen, zwei so wahre, so edle Menschen kennen zu lernen, wie Fürst und Fürstin, und betont, wie sehr er an dem Fürsten besonders die seltene — wegen unsrer verfälschten, verkünstelten sozialen Zustände seltene — Eigenschaft, daß er den Mut habe, ganz so zu sein, wie er ist, schätze, fuhr er fort: „Die Größe des Werkes, das Eure Hoheit unternommen haben, wird mir jetzt erst klar. Es ist ein Werk, zu dem der höchste Heroismus, der Heroismus der Geduld, gehört! — Zu säen ohne Hoffnung, die Ernte zu genießen, dazu gehört Glaube, wie er jetzt selten ist. Wäre ich jünger, so könnte ich mit Begeisterung meine Dienste dem Markgrafen europäischer Kultur an der Donau anbieten und würde ihm keine Ruhe lassen, bis die Schulen und Universitäten der Stolz seines Volkes und das Vorbild der ganzen Welt geworden wären! — Kanonen sind nötig, Eisenbahnen sind nötig, aber nötiger als alles sind Schulen, sie sind die heiligste Pflicht! Unsre Nächsten zu lieben oder zu bessern, ist oft schwer, aber unsere nächstkommenden Geschlechter zu lieben und zu bessern, das können wir alle. Wenn das Budget der Liebe (der Erziehung) so hoch ist, als das Budget des Hasses (des Krieges), dann wird die östliche Mark auch ohne Verträge unter dem Schutze Europas stehen."

Das Jahr 1875 stand gleichfalls für Rumänien unter dem erfreulichen Zeichen einer ruhigen und gesunden Weiterentwicklung, die in jeder Beziehung eine völlig zufriedenstellende gewesen, wenn nicht immer von neuem die Eisenbahnfrage aufgetaucht wäre, in welcher Angelegenheit Fürst Karl durchaus den rumänischen Standpunkt

vertrat. Aber trotz der von deutscher Seite gemachten Schwierigkeiten fuhr man fort, das Schienennetz zu vergrößern und einen schnellen Anschluß an die Nachbarstaaten zu gewinnen, was durch die gute Finanzlage ermöglicht wurde. Hatte doch in diesem Jahre das Budget des Staates die Höhe von 100 Millionen erreicht, also fast das Doppelte jenes von 1866. Und die wirtschaftliche Lage des Landes sollte eine fernere Verbesserung erfahren durch eine Reihe von Handelsverträgen, die man allmählich mit den wichtigsten Staaten, zunächst mit Österreich-Ungarn, abschloß, ohne daß man sich, wie in sonstigen bedeutsamen Fragen, um den Einspruch und die Einwilligung der Pforte kümmerte — Entschlüsse von großer Tragweite, die den Keim der Unabhängigkeit Rumäniens in sich bargen. Auch in anderer Hinsicht waren mancherlei Fortschritte zu bemerken, vor allem in Bukarest selbst, in welchem viele der niedrigen Gebäude stattlichen Häusern Platz gemacht, und wo man auch fernerhin fortfuhr, die Hauptstadt würdig des Ranges einer solchen mehr und mehr umzugestalten.

Auf seinen vielfachen Reisen durch das Land widmete Fürst Karl den erhalten gebliebenen Baudenkmälern, die meist stark unter der früheren Gleichgültigkeit und Nachlässigkeit gelitten, besondere Sorgfalt, so die Wiederherstellung der mit vielen geschichtlichen Erinnerungen verknüpften Kirche von Argesch anregend und sie einem mit der Entwicklung der byzantinisch-orientalischen Baukunst vertrauten tüchtigen französischen Architekten übertragend. Bei der Rückkehr von einer dieser Reisen entrann der Fürst durch eine glückliche Fügung einem schweren Eisenbahnunglück, von dem am 14. Juni, dem Pfingstsonntag, nahe Bukarest sein Zug betroffen wurde, sich eine Verletzung unterhalb der Kniescheibe zuziehend, die jedoch nach wenigen Tagen heilte. Allgemein war die Teilnahme des Landes, die sich auch hier wieder zeigte,

träumt, gedichtet, geschrieben, ward die innige und sinnige Dichterin, die einen leuchtenden Kranz duftender Poesien um die Krone ihres Gemahls und um ihr neues Heimatland wob.

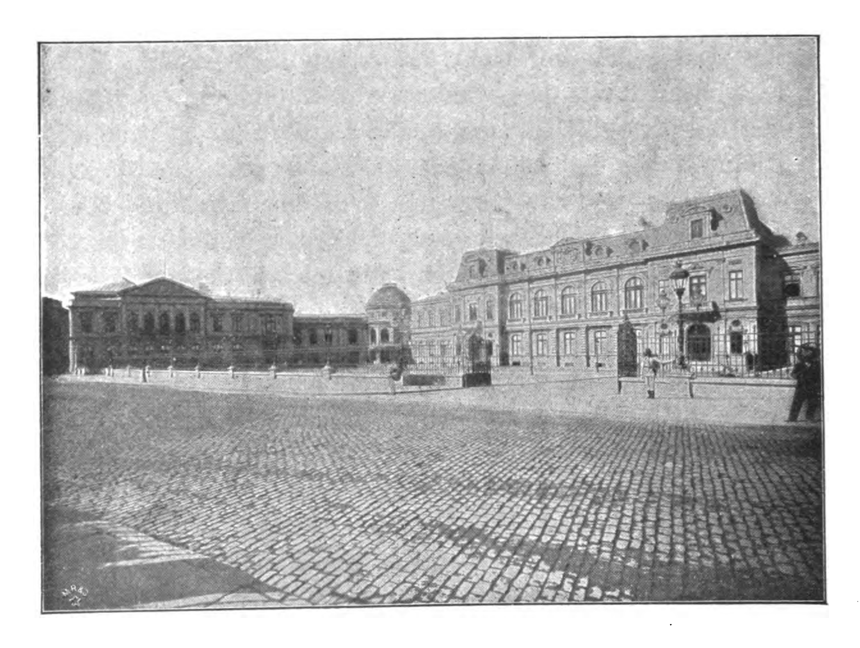
In dieser Zeit schwerer Prüfung entstand eine Reihe tiefempfundener Dichtungen, die der Fürstin wechselnde Stimmungen getreu widerspiegelten. Auch die ersten Erzählungen in Prosa formten sich neben Plänen zu größeren Werken, welche allmählich ausgeführt wurden, später unter dem Pseudonym ‚Carmen Sylva' der Dichterin hallenden Ruhm bringend. Über diesen Namen plaudert sie selbst in reizender Weise in den „Märchen einer Königin", berichtend, daß der Name vom Rhein stamme: „Den hat mir der Wiedbach zugerauscht, oder wie man dort sagt: Die Bach! Sogar mein Name, Wied, soll vom Altdeutschen herkommen und heißt Holz. Also bin ich des Holzes, des Waldes Kind, wenn es je eines gegeben hat!" Sie erzählt dann von ihrer Kindheit, von der Talgkerzenbeleuchtung, den Reisen im Postwagen und von ihrer Liebe zum heimatlichen Walde: „Manchmal habe ich meine Arme um die Bäume geworfen und sie stürmisch umarmt und ihre Rinde geküßt, denn die Menschen fanden mich immer zu wild und stürmisch, der Wald nie. Der hat sich nie beschwert, wenn meine jungen Arme ihn umfingen, der fand nie, daß ich zu laut sei, wenn ich mit voller Kehle sang. — Als ich heiratete, da hatte ich schon einen ganzen Band Gedichte geschrieben und allerlei versucht, Drama und Novelle, die erste mit elf Jahren und das erste Drama mit vierzehn. Ich wußte aber wohl, daß das alles schlechtes Zeug sei. Erst als ich fünfunddreißig Jahre alt war, habe ich das erste drucken lassen, und zwar, weil die Leute sich ganz lange Sachen von mir abschrieben, da wollte ich ihnen die Mühe sparen und das vereinfachen. Da fing ich an, nach einem Namen zu suchen, hinter dem ich mich so gut verbergen könnte,

daß man gar nie merken könnte, wer ich sei. Ich sagte zum Doktor eines Morgens: „Ich möchte einen schönen Dichternamen haben; da ich aber nun in Rumänien bin, also einem lateinischen Volke angehöre, so muß ich einen lateinischen Namen haben. Der soll aber daran erinnern, wo ich herkomme. Wie heißt denn Wald auf lateinisch?“ „Wald heißt Sylvae! Einige schreiben es auch Silvae.“ „Das ist wunderschön. Wie heißt denn Vogel?“ „Avis“ . . . „Das gefällt mir nicht, das klingt nicht schön. Wie heißt denn Lied oder Gesang auf Lateinisch?“ „Lied oder Gesang heißt Carmen.“ Ich klatschte in die Hände: „Mein Name ist gefunden! Auf Deutsch heiße ich Waldgesang und auf Lateinisch Carmen Sylvae, aber Sylvae klingt nicht wie ein wirklicher Name, so muß ein kleiner Fehler durchhelfen, und ich will Carmen Sylva heißen!“ —

Gern versammelte die Fürstin hervorragende Schriftsteller und tüchtige Musiker um sich, da ihr neben der Poesie die Musik den reinsten Trost gewährte. — Erst im Spätherbst kehrte das fürstliche Paar nach Bukarest zurück, das Palais beziehend, das sehr erweitert und umgebaut war, in welchem sich Fürstin Elisabeth eine Reihe von traulichen Räumen geschaffen hatte, reich geschmückt mit erlesenen Werken der Kunst und mit einer Fülle stets frischer Blumen und immergrüner Pflanzen.

Umfassender wie sonst fielen diesmal die Truppenübungen und Inspizierungen aus, mußte man doch mit einer sehr ernsten Entwicklung der orientalischen Verhältnisse rechnen und sich auf blutige Ereignisse gefaßt machen. In Montenegro, in Bosnien und der Herzegowina, in Bulgarien und Serbien gärte es in schlimmster Weise. In den von christlicher Bevölkerung bewohnten türkischen Gebieten am Balkan loderten überall seit langem vorbereitete Aufstände auf,

die, hier von den türkischen Truppen in grausamer Weise niedergeschlagen, dort sogleich wieder emporflammten. Auch die Haltung Rumäniens zur Türkei war eine gespannte, da die Pforte nicht die geringsten Zugeständnisse machen wollte. Der Fürst rechnete sogar mit einer Mobilmachung seiner Armee,

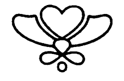


Palais in Bukarest.

mit dem Kriegsminister alles Nähere besprechend und sich vom Vorhandensein der nötigen Munitionsvorräte überzeugend.

„Mein Weg ist mir vorgezeichnet, und ich habe auf ihm weiter zu wandern, ohne mich von Sturm und Wetter davon abbringen zu lassen," so hatte der Fürst am Ausgang dieses Jahres an seinen Vater geschrieben.

Sturm und Wetter sollten gar bald über das Land hereinbrechen, sie fanden den Fürsten Karl auf seinem Posten als treuen und zielbewußten Markgrafen europäischer Kultur an der Donau, wie ihn Max Müller in dem oben mitgeteilten Briefe genannt, als tapferen Hüter der rumänischen Rechte und starken Schützer des rumänischen Volkes.



IX.

Der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges und die Unabhängigkeitserklärung Rumäniens.

Das Jahr 1876. — Drohende Wolken. — Die Gärung am Balkan. — Serbien und Montenegro gegen die Türkei. — Die Haltung Rumäniens. — Der zehnjährige Jahrestag der Thronbesteigung des Fürsten Karl. — Rußlands Kriegsvorbereitungen. — Die Konferenz der Großmächte in Konstantinopel. — 1877 bricht an. — Der russisch-rumänische Durchzugsvertrag. — Rußland erklärt der Pforte den Krieg. — Die russischen Truppen überschreiten die rumänische Grenze. — Fürst Karls selbständige Politik. — Rumäniens Kriegserklärung. — Die Feier der Unabhängigkeit. — Begeisterte Stimmung. — Mobilmachung. — Fürst Karl in Calafat. — Die Feuertaufe. — Im russischen Hauptquartier. — Kaiser Alexander II. überträgt dem Fürsten Karl das Oberkommando vor Plewna.

Drohende Wolken waren es, die im Jahre 1876 über dem Orient aufzogen und die sich alsbald in heftigen Gewitterstürmen entluden. In verschiedenen Balkangebieten gärte es ununterbrochen und drängte alles zu einem Entscheidungskampfe gegen die türkische Herrschaft. In Bosnien und der Herzegowina hatte sich die christliche Bevölkerung erhoben und war zu den Waffen geeilt, von Serbien und Montenegro zunächst im geheimen unterstützt. Da in jenen Provinzen die Türken nur über geringe Truppen verfügten, hatten die Aufständigen vielerlei Erfolge zu verzeichnen, die kriegerische Stimmung in Montenegro und Serbien noch mehr entfachend. Auch in den bulgarischen Landesteilen loderte an den verschiedensten Stellen der Aufstand empor, der freilich von türkischer Seite auf das entschlossenste unterdrückt wurde, wobei es zu einer Reihe der empörendsten Greuelszenen kam, da die Tscher-

kessen, die nach dem Krimkrieg aus dem Kaukasus ausgewandert und in Bulgarien angesiedelt worden waren, im Verein mit den Baschi-Bozuks der christlichen Bevölkerung gegenüber keine Schonung kannten, sondern einen völligen Vernichtungskampf auszuführen trachteten. Im Laufe des Sommers erklärten Serbien und Montenegro der Pforte den Krieg, aber während die Montenegriner unter Führung ihres Fürsten Nikola mehrere Siege über die türkischen Truppen davontrugen, ward das serbische Heer, das unter dem Befehl des russischen Generals Tschernajew stand und in seinen Reihen zahllose russische „Kriegsfreiwillige" hatte, auch sonst in jeder Hinsicht von Rußland aus unterstützt wurde, an verschiedenen Punkten von den Türken zurückgeworfen.

Die Wirkung dieser Ereignisse auf Rumänien blieb natürlich nicht aus, war man doch überzeugt, daß im entscheidenden Moment Rußland in die orientalischen Wirren eingreifen und ein Krieg zwischen dem Zarenreiche und der Türkei entbrennen würde. Von russischer wie österreichischer, auch von türkischer Seite fehlte es nicht an Sondierungen, wie in diesem Falle sich Rumänien zu verhalten gedächte. Aber Fürst Karl vermied zunächst jeden bindenden Entscheid, sich auf die Beschlüsse der Pariser Konferenz berufend und in weiser Vorausschauung seine Vorbereitungen treffend. Immer wieder war seine ganze Sorge darauf gerichtet, sein Heer schlagfertig zu machen, indem er zahllose Inspizierungen der einzelnen Truppenteile, der militärischen Vorräte, der Kasernen, der Militärschulen vornahm und zu seiner Freude wesentliche Fortschritte bemerken konnte, die er in einzelnen Tagesbefehlen lobend hervorhob. Die schwierige Stellung Rumäniens zeigte sich schon darin, daß man russischerseits gegen Rumänien aufgebracht war, weil dieses in treuer Befolgung seiner abwartenden Politik und der bindenden Verträge den nach dem serbisch-türkischen Kriegs-

funden hatten und fortgesetzt fanden. Von der Abhängigkeit der Türkei hatte man sich mehr und mehr befreit und war nicht mehr weit von völliger Selbständigkeit entfernt. So kümmerte man sich wenig um die Einsprache der Pforte, indem man ein Gesetz annahm, das die Prägung von Münzen mit dem Bildnis des Fürsten sowie die Verleihung rumänischer Ordenszeichen seitens des letzteren anordnete, vielleicht an sich unbedeutende Einzelheiten, aber doch von entsprechender Wirkung für das Ausland, welches empfand, wie stark sich Rumänien fühlen mußte, um in diesen und anderen Fragen die Beschlüsse der Pforte nicht zu beachten.

In Konstantinopel war im Laufe des Frühlings und Sommers ein doppelter Sultanswechsel vor sich gegangen; Ende Mai war Sultan Abdul-Asis abgesetzt und sein Neffe als Murad V. auf den Thron erhoben worden, den er aber nur drei Monate einnahm, da man ihn dann als irrsinnig erklärte und seinen Bruder Abdul-Hamid II. zum Sultan ausrief, all dies auf Betreiben des aus Alttürken bestehenden Ministeriums. Auf dem serbischen Kriegsschauplatz waren die Türken überall Sieger geblieben, und der Weg nach Belgrad stand ihnen frei; da aber trat Kaiser Alexander II. von Rußland dazwischen und ließ der Pforte am 30. Oktober erklären, daß, wenn nicht sogleich ein Waffenstillstand bewilligt würde, er die diplomatischen Beziehungen zur Türkei als abgebrochen betrachten müßte, worauf die Türken den russischen Vorschlag annahmen. Gleichzeitig wurde auf Anregung Englands eine Konferenz, an der sich die Vertreter sämtlicher Großmächte beteiligen sollten, nach Konstantinopel berufen, um die orientalischen Wirren auf friedliche Weise zu lösen. Aber noch vor dem Zusammentritt derselben gab Kaiser Alexander die Erklärung ab, daß, falls die Pforte nicht die von ihr zu verlangenden Garantien erfüllte, er sich völlige Selbständigkeit seines Handelns vorbehalte.

Schon daraus ging hervor, in welchem Grade sich Rußland mit kriegerischen Absichten trug, und wie gespannt die politische Lage war. Diesen Eindruck empfing auch die Deputation, die Fürst Karl Anfang Oktober unter Führung des Ministerpräsidenten Bratianu nach Livadia geschickt, um den dort eingetroffenen Zaren zu begrüßen; Graf Ignatjew wie auch Fürst Gortschakow äußerten hierbei den Wunsch, daß Rußland mit Rumänien eine militärische Konvention nichtpolitischen Charakters abzuschließen gedenke, denn Rußland könne nur durch Rumänien in die Türkei eindringen. Als Bratianu bemerkte, daß eine Einigung zwischen den beiden Staaten sich leicht erzielen ließe, sobald Rußland den Krieg im Einverständnis mit den Garantiemächten führe, und Gortschakow scharf entgegnete, daß Rumänien den russischen Durchmarsch bedingungslos zugestehen müsse, andernfalls man sich gezwungen sähe, das Fürstentum als einen Teil des Osmanischen Reiches zu betrachten und sofort zu besetzen, erwiderte Bratianu sehr geschickt, daß dies wohl ein schlechter Anfang eines Feldzugs zur Befreiung der christlichen Brüder aus dem Joch der Ungläubigen bedeuten und daß übrigens das rumänische Heer sich auf das energischste dem Eindringen feindlicher Armeen widersetzen würde. Beruhigend sagte dann Fürst Gortschakow beim Abschied: „Wenn es Krieg gibt, werden wir uns schon verständigen; Rumänien kann dabei nur gewinnen,“ worauf Bratianu entgegnete, eine Verständigung sei durchaus im Interesse beider Staaten.

Unter diesen Umständen mußte Fürst Karl alles für den Ernstfall in Betracht ziehen. Er ließ im Oktober die Reserven einziehen unter dem Vorgeben, größere Manöver abhalten zu wollen, und fand auch die bereitwilligste Zustimmung der Kammern, daß jene Reserven über die bestimmte Zeit hinaus unter den Fahnen verblieben. Mehrtägige Gefechtsübungen wechselten mit Besichtigungen

der außerhalb der Hauptstadt liegenden Truppenteile, auch an Alarmierungen einzelner Garnisonen fehlte es nicht, ebensowenig an der vorsichtigen Vervollständigung des Kriegsmaterials, zu welchem Zweck Ende November die Kammern 4 Millionen Frcs. bewilligt hatten; gleichzeitig wurde eine Reihe neuer Regimenter gebildet und alles für die Mobilmachung vorbereitet, wie man ferner die wichtigeren strategischen Donaupunkte besser befestigte und sie mit größeren Garnisonen belegte, um einem Einfall der Türken sogleich energisch begegnen zu können.

In einem in der zweiten Dezemberhälfte stattgefundenen Ministerrat gelangte die gefährliche Situation Rumäniens bei einem Kriegsausbruch zur Sprache. Die Mehrzahl der Minister trat lebhaft für die neutrale Haltung ein, wenige nur für ein Einvernehmen mit Rußland, diesen aber schloß sich mit voller Entschiedenheit Fürst Karl an. Auch im Lande selbst wuchs die Unruhe. Die Geldnot vergrößerte sich von Tag zu Tag, da viele Geschäfte stockten, und die Gerüchte von einem in kürzester Frist bevorstehenden Feldzuge mit einem Angriff der Türken Handel und Wandel lähmten. Traf man doch sogar in den Donauortschaften alle Vorbereitungen zur Flucht, die viele Familien auch ausführten. Fürst Karl jedoch war festen Mutes; er hatte Zutrauen zu seiner jungen Armee und war entschlossen, daß Rumänien nicht der Kriegsschauplatz würde, falls die Würfel gefallen, klug abwägend, welche Vorteile seine vorsichtig durchgeführte Politik dem Lande bringen könne.

In Konstantinopel war mit dem Schluß des Jahres 1876 die erwähnte Konferenz zusammengetreten, und am selben Tag, dem 23. Dezember, veröffentlichte die Pforte die neue Konstitution, die eine Fülle guter Vorsätze und weitgehender Versprechungen enthielt. Aber gerad durch diese Verfassung, die unter anderem Freiheit der Religionsübungen versprach, erfuhren die russischen Kriegsgelüste noch weitere Anregung, denn es war anzunehmen, daß die im

Aufstand begriffenen Christen auf türkischem Boden nun ihre Hoffnung auf den religiösen Frieden setzten, wodurch die in vollem Zuge begriffene revolutionäre Bewegung eingedämmt würde, was natürlich nicht den russischen Absichten entsprach. Andrerseits wieder mußte die Proklamierung einer Verfassung in der bisher so autokratisch regierten Türkei eine Rückwirkung auf die russische Bevölkerung ausüben, deren intelligente und liberale Teile ja längst auf ein konstitutionelles Regierungssystem hindrängten. Auch auf Rumänien übte die Veröffentlichung jener Konstitution ihren Einfluß aus, da in derselben von der Abhängigkeit der „privilegierten Provinzen" gesprochen wurde, die untrennbar mit dem Osmanischen Reiche verbunden wären, und daß dem Sultan die Belehnung dieser Provinzen mit ihren Staatshäuptern für alle Zeiten obliege. Mit Recht sah das Rumänien als einen Angriff seiner Autonomie an und erließ eine energische Protestnote. Im Lande selbst machte jene türkische Herausforderung viel böses Blut und trug das ihrige zu einer immer wachsenden Ausbreitung der kriegerischen Stimmung bei.

Dunkel und unsicher begann das neue Jahr 1877. Man fühlte, daß die bedeutsame Entscheidung nahte, aber man sehnte sie rumänischerseits auch herbei, denn diese Ungewißheit, welche die wichtigsten wirtschaftlichen Beziehungen beeinträchtigte, die Geldkrisis von Tag zu Tag verschärfte und die Gemüter aller dumpf belastete, war viel schwerer zu ertragen, als wenn man den ernstesten und einschneidensten Vorgängen offen entgegensah. Mehr und mehr mußte man mit der Unvermeidlichkeit des Krieges rechnen. Die Konferenz in Konstantinopel war am 20. Januar ergebnislos auseinander gegangen, da die Pforte die beiden entscheidenden Forderungen der Großmächte — Mitwirkung derselben bei Ernennung der Gouverneure in den christlichen Provinzen und Einsetzung einer aus Be-

vollmächtigten der Großmächte bestehenden Aufsichtskommission — abgelehnt hatte, was sie ihrer Selbsterhaltung schuldig gewesen. Denn bei einer Zustimmung hätte der Sultan mit einer Revolution in der türkischen Hauptstadt rechnen müssen, hatten doch die Führer der mohammedanischen Geistlichkeit erklärt: „Wir haben die Christen unterworfen und das Land mit dem Schwert erobert und wir wollen mit ihnen weder die Verwaltung des Reiches teilen, noch sie an der Leitung der Regierungsgeschäfte teilnehmen lassen."

Die Eröffnung der direkten Feindseligkeiten gegen die Türkei suchte Rußland bis zum Frühling hinaus zu schieben durch allerhand diplomatische Verhandlungen mit den Westmächten, in seinen eigenen Grenzgebieten die nötigen Vorbereitungen für den Feldzug treffend und mit Rumänien die bereits Ende 1876 eingeleiteten Verhandlungen eines Durchzugs der russischen Truppen durch das Fürstentum fortsetzend. Unterdessen schlossen russische Offiziere bereits auf rumänischem Boden verschiedene Kontrakte ab zur Lieferung von Brückenbaumaterial, Holz und Vorräten, und besichtigten mit Erlaubnis des Fürsten die Verteidigungsarbeiten an den befestigten Donaupunkten. Gleichzeitig unterbreiteten russische Generalstabsoffiziere dem Fürsten die geplanten russischen Marschdispositionen und überbrachten eine Erklärung, daß die russische Heeresverwaltung Rumänien schwere Positionsgeschütze für die Verteidigung abgeben und Pferde für die Artillerie beschaffen wolle.

In einem vom Fürsten Karl auf den 14. April einberufenen Ministerrat, zu dem auch gewesene Minister und hervorragende rumänische Staatsmänner hinzugezogen wurden, sprach sich die Mehrzahl für die Neutralität Rumäniens aus, der Fürst aber trat wiederum energisch für ein Hand in Handgehen mit Rußland ein und setzte den Beschluß durch, daß das gesamte Heer mobil gemacht

werden solle. Ferner wurden neue Truppentransporte nach der Donau beordert, deren Abfahrt der Fürst beiwohnte, die Offiziere um sich versammelnd und ihnen sein volles Vertrauen ausdrückend, daß er überzeugt sei, jeder von ihnen werde pflichtgetreu und eifrig dem Staat dienen und sein ganzes Streben darauf richten, sich auszuzeichnen.

Auch die Türkei hatte alles für den Kriegsfall vorbereitet, indem die Truppen in Bulgarien wesentlich vermehrt und die Donaufestungen auf das eiligste verstärkt und mit großen Geschützen versehen wurden. Man hörte, daß die türkische Heeresmacht in und um Widin 40 000 Mann zähle, des Augenblicks gewärtig, um über die Donau zu gehen und in Rumänien einzufallen, während die rumänische Garnison von Calafat nur 900 Mann betrug, dagegen 20 000 Man erforderlich waren, um den geplanten türkischen Anprall zurückzuwerfen.

In der zweiten Aprilhälfte hatte Fürst Karl den rumänisch-russischen Vertrag über den Durchzug der russischen Truppen durch Rumänien unterzeichnet. In demselben war gleich in der Einleitung gesagt, daß die russische Regierung den Wunsch hege, die territoriale Unverletzlichkeit des rumänischen Staates zu achten. Die weiteren Artikel lauteten sodann:

„Artikel I. Die Regierung Sr. Hoheit des Fürsten von Rumänien Karl I. sichert dem russischen Heere, das in die Türkei einzurücken bestimmt ist, freien Durchzug durch das rumänische Gebiet und die Behandlung einer befreundeten Armee zu.

Alle Ausgaben, welche durch die Erfordernisse des russischen Heeres, seine Beförderung, wie auch die Befriedigung seiner Bedürfnisse veranlaßt werden könnten, fallen natürlich der Kaiserlichen Regierung zur Last.

Artikel II. Damit für Rumänien keinerlei Unannehmlichkeiten oder Gefahr aus dem Durchzug der russischen

Truppen erwachse, verpflichtet sich die Regierung Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen, die politischen Rechte des Rumänischen Staates aufrecht zu erhalten und Sorge dafür zu tragen, daß dieselben so geachtet werden, wie es die Landesgesetze und die bestehenden Verträge erfordern. Ferner verpflichtet sich die Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Rußland, die dermalige Integrität Rumäniens aufrecht zu erhalten und zu beschützen.

Artikel III. Alle näheren Bestimmungen über den Durchzug der russischen Truppen, ihr Verhältnis zu den Lokalbehörden, wie auch jedes Übereinkommen, das zu diesem Zwecke getroffen werden muß, werden in einem besonderen Vertrage festgestellt werden, und zwar von Delegierten beider Regierungen, und dieser Vertrag wird gleichzeitig mit dem vorliegenden ratifiziert werden und sofort in Wirksamkeit treten.

Artikel IV. Die Regierung Sr. Hoheit des Fürsten von Rumänien verpflichtet sich, für die vorliegende Konvention die von den rumänischen Gesetzen vorgeschriebene Ratifikation zu erlangen und sogleich zur Ausführung der in derselben enthaltenen Stipulationen zu schreiten."

Während die Fürstin Elisabeth sich auf das eifrigste den bevorstehenden Aufgaben für die Pflege der Verwundeten widmete, die Hospitäler besuchte und die Einrichtungen des Roten Kreuzes studierte, begab sich am 19. April Fürst Karl nach Giurgiu und inspizierte die verschiedenen Donaupunkte, nach Bukarest zurückgekehrt mit dem Kriegsminister die Truppenverteilung ausarbeitend. In ernster Weise wurde am 20. April der Geburtstag des Fürsten begangen, dem im Namen des Ministeriums Ministerpräsident Bratianu die innigsten Glückwünsche darbrachte, hervorhebend, daß an diesem Tage vor elf Jahren in schwieriger Zeitlage der Fürst dem Rufe der rumänischen Nation gefolgt sei und daß, wie damals, so

auch heute das gesamte Volk mit festem Vertrauen zu ihm emporblicke, überzeugt, der Herrscher werde auch diesmal die drohenden schweren Gefahren abwenden.

Das war wahrlich eine verantwortliche Zeit für den Fürsten Karl. Stand doch Rumänien zwischen zwei Feuern und konnte leicht in die Lage kommen, daß bei dem bevorstehenden blutigen Streit der beiden großen Nachbarstaaten diesen der kleine Staat zum Opfer fiele, indem sie ihn als Kampfpreis erkürten, über ihn hinweg den Frieden schließend. Dazu kam die drückende Finanznot, so daß schon seit längerer Zeit die Zivilliste nicht ausgezahlt worden war, der Fürst trotzdem aber 100 000 Frcs. aus seiner Privatschatulle bewilligte, um den Offizieren die noch nicht von den Kammern genehmigte Kriegszulage für einen Monat zu gewähren.

Endlich war die langersehnte Entscheidung da: Rußland erklärte der Pforte den Krieg! Fürst Gortschakow teilte dies am 24. April den Mächten mit, die Kriegserklärung damit begründend, daß alle zwischen den Kabinetten vereinbarten Vorschläge auf einen unüberwindlichen Widerstand der türkischen Regierung gestoßen wären. Der russische Herrscher habe daher das zu übernehmen beschlossen, wozu er die Großmächte aufgefordert, mit ihm gemeinschaftlich zu handeln; der Kaiser erfülle somit eine Pflicht, welche ihm die Interessen Rußlands auferlegten, dessen friedliche Entwicklung durch die unaufhörlichen Wirren im Orient fortdauernd gehemmt würde, und er habe die Überzeugung, daß sein Handeln den Anschauungen Europas entspreche.

Die Ereignisse nahmen jetzt ihren schnellen Verlauf. Auf die russische Kriegserklärung hin lief beim Fürsten Karl ein Telegramm des Großveziers aus Konstantinopel ein, in welchem dieser im Namen des Sultans, gestützt auf die betreffenden Artikel des Pariser Vertrages und der Übereinkunft des Fürstentums mit der Pforte vom Jahre

1858, den Fürsten aufforderte, sich mit der türkischen Regierung in Verbindung zu setzen behufs gemeinsamer militärischer Maßregeln zur Verteidigung des rumänischen Bodens. Fürst Karl beauftragte den Minister des Äußern, zu antworten, daß die Erfüllung der Forderung der Hohen Pforte zunächst den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegt werden müsse, die zum 26. April einberufen seien. Die Vorwärtsbewegung der russischen Truppen hatte bereits begonnen, gleichzeitig damit das Passieren der rumänischen Grenze, was für das rumänische Ministerium insofern unangenehm war, als die Kammern noch nicht den russisch-rumänischen Vertrag genehmigt hatten

Dem Fürsten Karl kam es vor allen Dingen darauf an, sofort Rußland gegenüber die vollste Selbständigkeit Rumäniens zu betonen, und ihn berührte deshalb um so peinlicher eine vom Großfürsten Nikolaus, dem Oberkommandierenden der russischen Streitkräfte, an das rumänische Volk gerichtete Proklamation, des Inhalts, daß die russischen Truppen als Freunde den rumänischen Boden betreten hätten und hofften, jene edlen Gesinnungen bei den Rumänen zu finden, die ihre Vorfahren dem russischen Heere in den früheren Kriegen Rußlands gegen die Türkei entgegengebracht. Fürst Karl betonte in Gegenwart seines Ministerpräsidenten und des Ministers des Äußeren dem russischen Generalkonsul gegenüber, wie sehr ihn dieser Eingriff verletzt habe, da er allein berechtigt sei, zu seinem Volk zu sprechen. Der Generalkonsul entschuldigte seine Regierung damit, daß die mit Rumänien abgeschlossene Konvention noch nicht bekannt gemacht sei, und daß es daher schwer gewesen wäre, die rumänische Bevölkerung in anderer Weise zu verständigen, Großfürst Nikolaus würde dies übrigens gern schriftlich dem Fürsten erklären.

In diesem Sinn war auch ein seitens des Kaisers Alexander von Rußland aus Kischinew gerichteter Brief

an den Fürsten gehalten, in dem er hervorhob, daß die russischen Streitkräfte als aufrichtige Freunde die Grenze überschritten hätten, um ein Land zu verteidigen, für das sie schon öfter ihr Blut verspritzt, und daß der Kaiser auf die Unterstützung des Fürsten und seiner Regierung rechne; er brauchte nicht erst zu versichern, daß Rumänien auf das traditionelle Interesse Rußlands und seine beständige Hilfe rechnen dürfe. Auch Großfürst Nikolaus sandte seinen Adjutanten an den Fürsten mit einem Schreiben, in welchem er die Gründe darlegte, warum es nicht möglich gewesen, das Überschreiten der Grenze vorher anzukündigen und weshalb er jene Proklamation an die Rumänen gerichtet; er hoffe auf eine fortgesetzte freundschaftliche Verbindung mit dem Fürsten und auf eine baldige Verständigung der Operationen beider Armeen, er würde sehr dankbar sein, wenn der Fürst ihm die entsprechenden militärischen Mitteilungen zugehen ließe, wie auch er nicht verfehlen werde, stets das gleiche zu tun. Der Adjutant erörterte sodann noch im Auftrag des Großfürsten mündlich die Idee einer gemeinsamen Tätigkeit der russischen und rumänischen Truppen, worauf der Fürst jedoch nicht einging, da er durchaus seinen Standpunkt gewahrt wissen wollte, daß das rumänische Heer unter seinem Oberkommando bleiben und selbständig handeln solle. Die Absicht einer Kooperation der beiden Armeen gelangte in weiteren Briefen des Großfürsten zum Ausdruck, aber auch hier verhielt sich Fürst Karl stets abwartend, da er zunächst fest umschlossene Bedingungen wünschte, unter denen ein gemeinsames Handeln möglich wäre. Diesen Standpunkt wahrte er auch insofern sehr energisch, als er erfuhr, daß der Großfürst von Plojetschti aus, wo er mit seinem Stabe eingetroffen, dem Fürstenpaare in Bukarest Mitte Mai seinen Besuch abstatten wolle, hierbei von seinem militärischen Gefolge und einer Eskorte begleitet. Fürst Karl erhob gegen die letztere Be-

stimmung des Programms Einspruch unter der Begründung, daß in der zwischen Rußland und Rumänien abgeschlossenen Konvention ganz besonders betont worden sei, daß russische Truppen die rumänische Hauptstadt nicht betreten dürften; er selbst werde mit seiner eigenen Eskorte seinen fürstlichen Gast vom Bahnhof in die Stadt geleiten, vorher aber gedenke er dem Großfürsten seinen Besuch abzustatten.

Gelegentlich dieses Zusammentreffens am 14. Mai, bei welchem der Großfürst den Fürsten Karl auf das herzlichste begrüßte, drang ersterer nochmals persönlich auf eine Vereinigung der russischen und rumänischen Armeen, diesen Wunsch noch begründend, daß die eigene ihm unterstellte Heeresmacht nicht ausreichend sei, seine nächsten Ziele zu verfolgen; er hoffe daher auf die Unterstützung seitens der rumänischen Truppen zunächst insofern, als sie das linke Donauufer besetzt hielten, damit der Aufmarsch der russischen Truppen sich ungestört vollziehen könne. Fürst Karl wiederholte auch hier, daß er unbedingt das Oberkommando über seine Truppen behalten werde; selbstverständlich würden dieselben in ihren Donaustellungen verbleiben, er wie sein Heer wünschten nur eins, bald militärisch eingreifen zu können, die Bedingungen würde er vorher mit dem russischen Hauptquartier vereinbaren. Der Generalstabschef des Großfürsten rühmte dem Fürsten die bisher von der rumänischen Heeresverwaltung umsichtig getroffenen Maßregeln, die für den russischen Vormarsch von allergrößtem Nutzen gewesen seien, den Wunsch ausdrückend, daß er sich gern mit dem Chef des rumänischen Generalstabes in Verbindung setzen möchte, um das Weitere im Interesse eines ferneren Zusammenwirkens zu beschließen. Unterdessen hatten türkische Kriegsschiffe bereits einige offene Donaustädte, wie Braila und Reni, bombardiert; von Oltenitza und Calafat aus war das Feuer der auf dem jenseitigen Ufer befindlichen türkischen Batterien von den rumänischen erwidert worden.

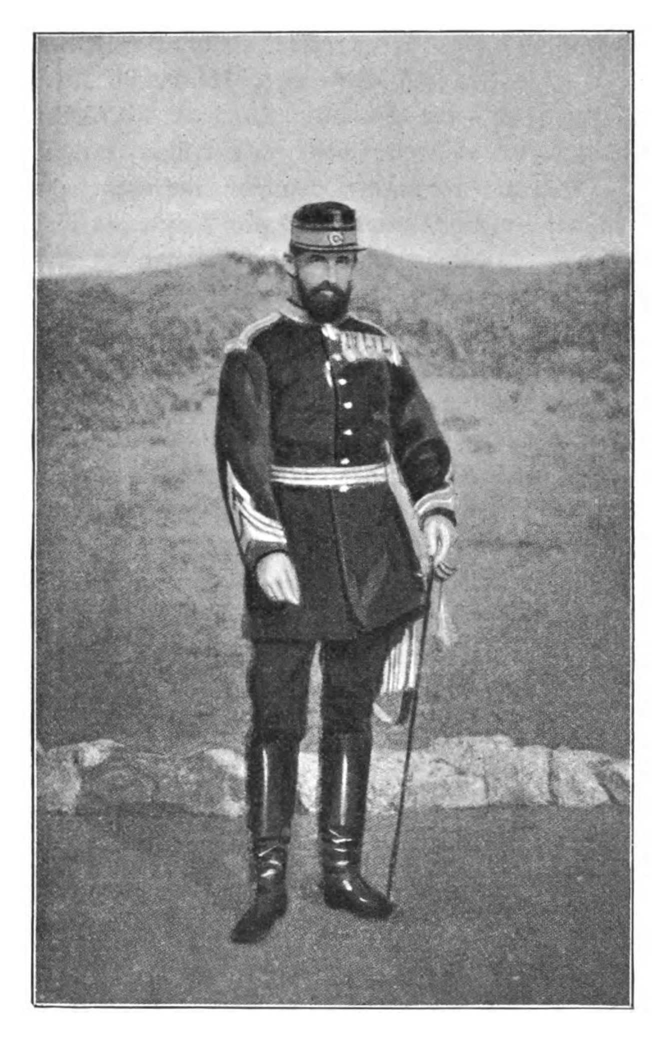
Noch ehe der April zu Ende gegangen, hatten die Kammern den Durchzugsvertrag mit großer Mehrheit genehmigt; mit Begeisterung war bei Eröffnung der außerordentlichen Sitzung der Fürst begrüßt worden. In seiner Thronrede hob Fürst Karl hervor, daß, da die Hohe Pforte und die Garantiemächte trotz aller Bemühungen seiner Regierung die Neutralität des Landes nicht verbürgt hätten, Rumänien nun auf seine eigene Kraft angewiesen sei. Vor allem sei sein Bestreben darauf gerichtet, den rumänischen Boden nicht zum Kriegsschauplatz werden zu lassen; die russischen Truppen seien zwar eingerückt, würden aber die Hauptstadt nicht berühren als Zeichen, daß Rußland die politische Individualität Rumäniens anerkenne; der Fürst hoffe, daß nun die Zwietracht der Parteien schwinden werde vor dem einen Ziel: der Größe Rumäniens!

In der Erwiderung der Kammer auf diese Thronrede hieß es, daß die Volksvertreter, vertrauensvoll dem Rufe des Fürsten folgend, in diesen gefahrvollen Stunden sich um den Thron geschart hätten und daß sie dem Fürsten die vollste Bereitwilligkeit des Volkes versicherten, ihm hingebend zu folgen, sobald er es rufe. — Der gleiche Patriotismus gelangte in einer Adresse des Senats vom 5. Mai zum Ausdruck, worin verkündet wurde, daß das ganze Land nur von dem einen Gedanken der Befreiung beherrscht werde und vor keinem Opfer, diese zu erlangen, zurückscheuen werde. In der Antwort des Fürsten hierauf lautete es: „Ohne daß ein einziger Flintenschuß von unserem Ufer abgefeuert worden, werden unsere halb verlassenen Städte und Dörfer an der Donau verwüstet. Unser internationaler Handel an den Ufern der Donau ist vernichtet; in Mißachtung des Völkerrechtes kommen die türkischen Kanonenboote bis in unsere Häfen, um die Schiffe ohne Unterschied der Flagge zu kapern und zu verbrennen. Offene Städte, wie Braila und besonders Reni,

sind bombardiert worden. Oltenitza, wo sich nicht ein einziger russischer Soldat befindet, hat dasselbe Schicksal ereilt, Banden von Tscherkessen und Baschi-Bozuks sind auf rumänischem Küstengebiet eingebrochen". Und der Fürst schloß, daß, wenn die Türkei der bisherigen Mäßigung der rumänischen Regierung keine Rechnung trage, Rumänien gezwungen sei, Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen, denn vor allem müsse die Grenze des Landes verteidigt werden.

Nachdem die Pforte am 8. Mai dem rumänischen diplomatischen Agenten in Konstantinopel seine Pässe zugeschickt hatte, erklärte Rumänien fünf Tage später der Türkei den Krieg, und nach vorhergegangenen Verhandlungen im Ministerrat und den Kammern ward die Unabhängigkeit Rumäniens beschlossen, welch weittragender Beschluß am 22. Mai, dem Nationalfeiertage, festlich und freudig begangen wurde. An ein Tedeum in der Metropolie schloß sich die Beglückwünschung seitens der Minister, der hohen Offiziere und Zivilbeamten im Palais. In begeisterten Ansprachen wurde hier Fürst Karl als der erste Fürst und der erste Soldat des freien Rumäniens gefeiert. D. Bratianu ging noch weiter, indem er den Fürsten bereits als den ersten König von Rumänien begrüßte, und der Kammerpräsident Rosetti erinnerte den Fürsten an seine vor elf Jahren bei seiner Ankunft in Bukarest gesprochenen Worte, daß er Rumäne geworden sei und Vaterland und Familie verlassen habe, um heute als Staatsbürger, morgen, wenn nötig, als Soldat die guten wie die schlechten Geschicke des Landes zu teilen, dem Fürsten seine Bewunderung ausdrückend, mit welcher Hingebung er sein Versprechen erfüllt habe. Voll tiefer Bewegung erwiderte der Fürst, daß er an diesem großen Tage, wo auch jeder Schatten einer Abhängigkeit von Rumänien genommen worden sei, es um so weniger bedaure als je, seine einstige Heimat verlassen zu haben, und daß er hoffe, das unab-

hängige Rumänien werde nun seine hohe Mission ungehindert und frei erfüllen, sich selbst und Europa zum Segen! —



Fürst Karl (1877).

Das erste große Ziel, das sich Fürst Karl gesetzt, als er die Krone Rumäniens angenommen, war erreicht. Das

Land war ein selbständiger Staat, er der Fürst eines unabhängigen Reiches geworden, ein ganzes Volk stand voll festen Vertrauens hinter ihm. Das enggeschlossene Staatswesen hatte sich die Achtung der Nachbarn erworben, und was er in elf langen und schwierigen Jahren für Rumänien getan, trug jetzt seine Früchte. Zunächst hatte Rußland eingesehen, daß es nicht mehr, wie früher so oft, das Donaufürstentum in Besitz nehmen und beliebig darin schalten könnte, und ferner, daß die Türken es nicht gewagt, ihren „Vasallenstaat" militärisch zu besetzen!

Nun hieß es aber, diese so schwer errungene Selbständigkeit auch den Russen gegenüber zu wahren. Es gehörte viel Takt und Energie, viel Klugheit und Beständigkeit dazu, um diese Aufgabe zum Wohle des Landes durchzuführen, und die Geduld des Fürsten, der natürlich den Augenblick herbeisehnte, mit seinem Heere aktiv einzugreifen in die kriegerischen Ereignisse, sollte auf eine harte Probe gestellt werden. Rechnete einerseits Großfürst Nikolaus auf den Waffenbeistand der rumänischen Truppen, so hatte Ende Mai Kaiser Alexander durch den diplomatischen Vertreter Rumäniens in St. Petersburg, General Ghika, erklären lassen, daß, falls das rumänische Heer die Donau überschreiten und auf eigene Kosten und Gefahr den Krieg gegen die Türkei führen wolle, dies nur geschehen dürfe, wenn die rumänischen Truppen sich unter den Befehl des russischen Oberkommandos stellten. Auf den schriftlichen Antrag der rumänischen Regierung, daß das rumänische Heer sich tätig an den Kriegsereignissen zu beteiligen gedenke, hatte Fürst Gortschakow in einer längeren Note geantwortet, deren wörtlicher Kern war: „Rußland hat die Hilfe der rumänischen Armee nicht nötig, die Streitkräfte, welche es in Bewegung gesetzt, um die Türkei zu bekämpfen, sind mehr wie genügend, um dieses Ziel zu erreichen, das sich der Kaiser mit diesem Kriege gesetzt", und hatte des ferneren die eben erwähnte Erklärung Kaiser

Alexanders nochmals betont. Wie später Großfürst Nikolaus dem Fürsten Karl mitteilte, war er durchaus nicht der Ansicht des russischen Reichskanzlers, sich beklagend, daß die Diplomatie viel zu sehr sich in Dinge mische, die sie gar nichts angingen.

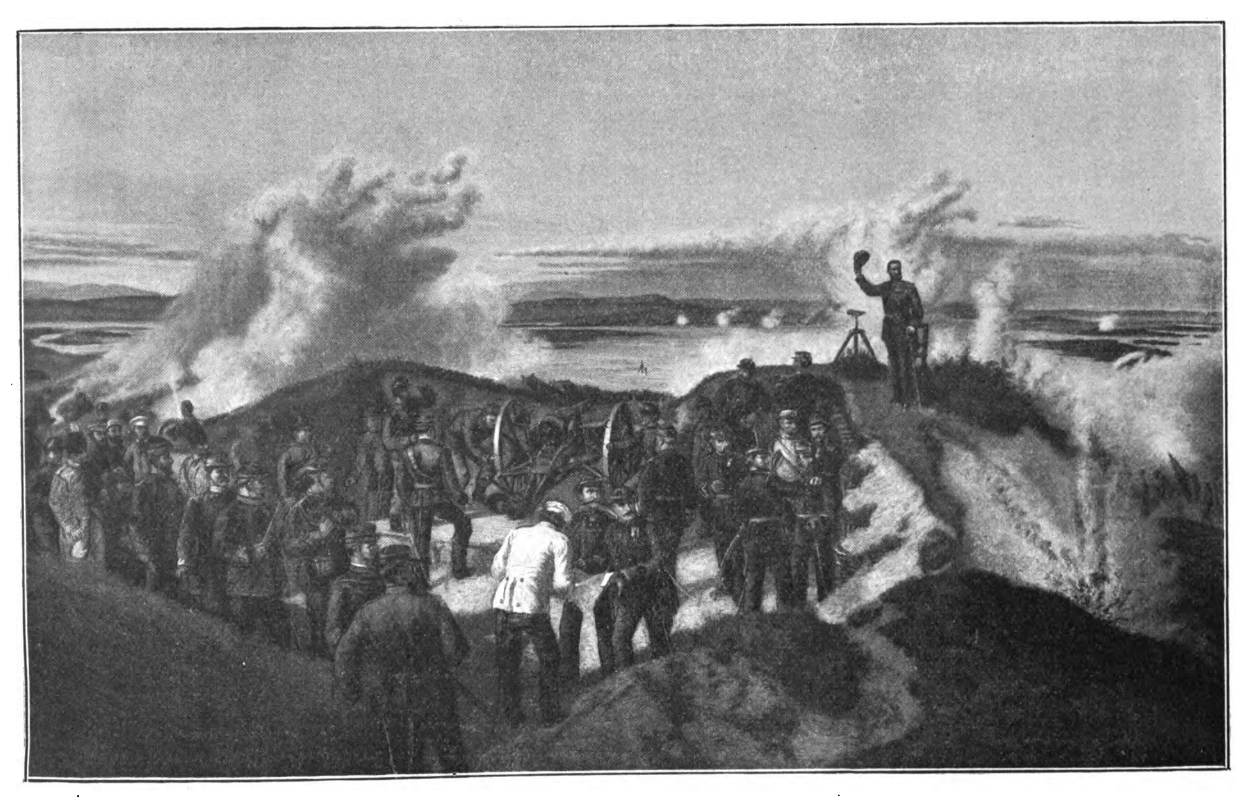
In ganz Rumänien herrschte die aufrichtigste Begeisterung. Reichlichst flossen die Gaben für die Armee, eine große Zahl Privater stellte der Heeresverwaltung Pferde zur Verfügung, mit welchem Beispiel Fürst Karl vorangegangen, und in dichten Scharen meldeten sich die Freiwilligen, die zum Teil den besten Familien angehörten. Durch Befehl vom 8. Mai hatte der Fürst, nachdem die Mobilmachung am Tage vorher vollendet worden, das Oberkommando der Armee übernommen. Letztere zählte 50 000 Mann mit 180 Geschützen, während sich die ganze Wehrkraft des Landes mit ihren noch nicht einberufenen Jahrgängen, den verschiedenen Klassen der Miliz und der Nationalgarde auf 70 000 Mann bezifferte. Täglich nahm der Fürst eingehende militärische Besichtigungen vor, wiederholt begleitet von der Fürstin, die sich mit unermüdlicher Sorgfalt um die Lazaretteinrichtungen, Krankenhäuser und die Vorkehrungen für die Pflege der Verwundeten kümmerte. Die rumänischen Truppen waren voll froher Kampfesstimmung, und die Bevölkerung bereitete dem Fürsten, wo er sich zeigte, jubelnde Huldigungen, so am 26. Mai in Crajowa und anderen Städten wie Ortschaften, in denen der Fürst die Regimenter besichtigte.

Am 27. Mai war er in Calafat eingetroffen, sofort die Feldbefestigungen, das Lager und die Batterien besuchend, dann, um die siebente Abendstunde, seine Stellung auf dem höchsten Punkt der Verteidigungslinie, der Batterie Carol, nehmend und von hier aus den Befehl zur Beschießung des gegenübergelegenen Widin erteilend. Die Türken erwiderten sogleich das Feuer und wußten gut zu zielen, denn in die Batterie Carol fielen fünf Bomben, von

denen drei in unmittelbarer Nähe des Fürsten platzten, daß weithin die Sprengstoffe flogen. Aber der Fürst verließ nicht seinen Platz, sondern begrüßte die feindlichen Geschosse durch Schwenken seiner Mütze, worauf die Mannschaften in stürmische Hurras ausbrachen, die sich bis in das Lager fortpflanzten, wo die Musikchöre zu spielen begannen. Erst nach einer Stunde, nachdem der Fürst genau den guten Erfolg des Feuers seiner Batterie verfolgt, verließ er seine Stellung, in einer benachbarten Ortschaft sein Quartier aufschlagend.

Zwischen dem Großfürsten Nikolaus, der mit seinem Stabe, wie wir schon erwähnt, in Plojeschti weilte und bereits am 15. Mai seinen ersten Besuch dem Fürstenpaare in Bukarest abgestattet hatte, und dem Fürsten Karl entspann sich ein durchaus freundschaftliches Verhältnis. Wiederholt wurde der Fürst zum russischen Kriegsrat hinzugezogen, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit betonend, wie strategisch wichtig der Straßenknotenpunkt Plewna sei, den Russen ratend, nachdem sie die Donau überschritten, diesen Ort sobald wie möglich mit den erforderlichen Streitkräften zu besetzen, ein Rat, der, wie später Großfürst Nikolaus mehrfach erwähnte, zum größten Schaden der russischen Operationen nicht befolgt worden war.

In Plojeschti konnte am 7. Juni Fürst Karl auch den russischen Kaiser begrüßen, der ihn auf das liebenswürdigste empfing und in einer Unterredung unter vier Augen erwähnte, daß Rumänien nur Gutes von ihm zu erwarten habe, denn nun, wo wider Erhoffen der Krieg ausgebrochen, wünsche er sehnlichst allen christlichen Völkern des Orients bessere Zeiten zu bringen. Fürst Karl entgegnete, mit welcher Zuversicht er erwarte, daß dieser Krieg Rumänien die Unabhängigkeit sichern und dem rumänischen Heere die ersehnte Gelegenheit bieten würde, an dem Feldzug aktiv teilzunehmen und so die Ehre des jungen rumänischen Staates hochzuhalten.

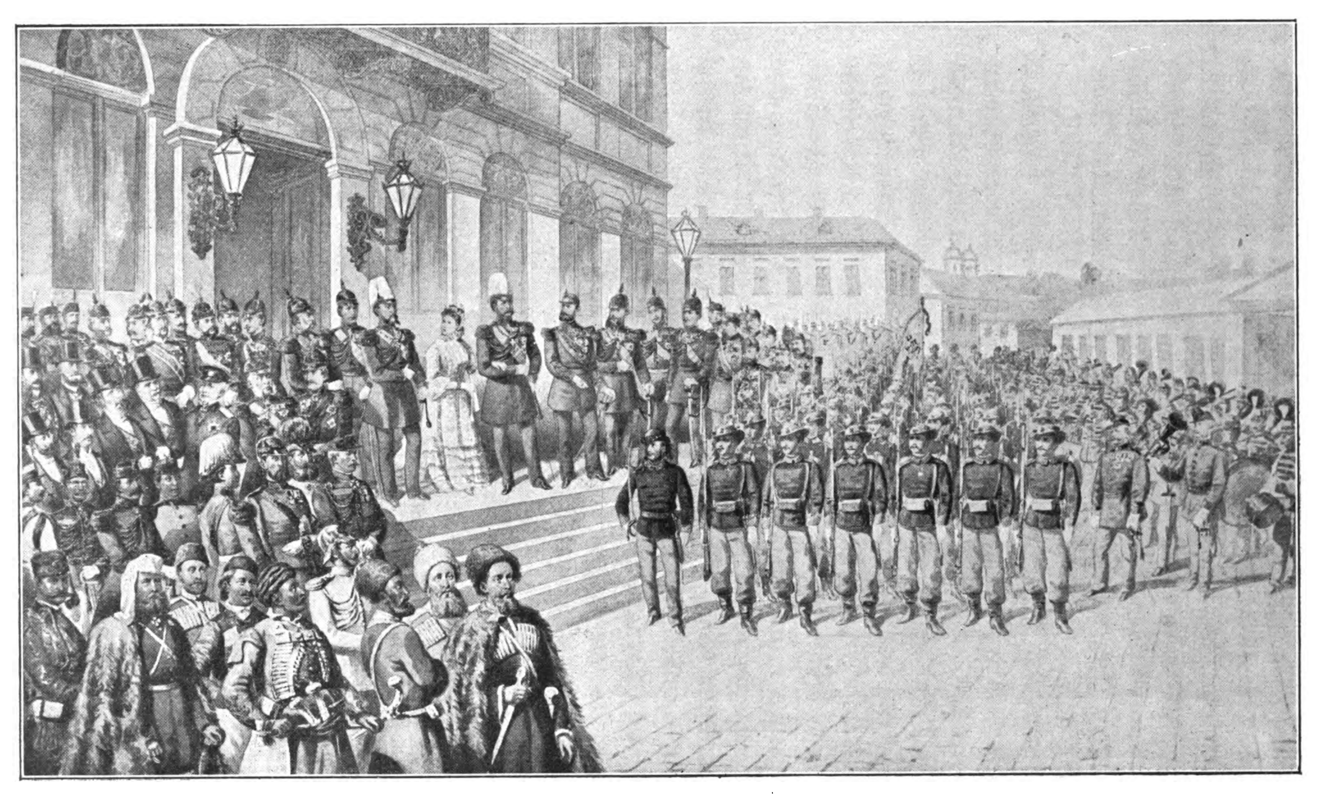


Fürst Karl in Calafat (22. Mai 1877).

Am nächsten Tage erwiderte Kaiser Alexander in Begleitung dreier seiner Söhne, darunter des Thronfolgers, des Großfürsten Nikolaus, sowie des Fürsten Gortschakow und der gesamten militärischen Gefolgschaft den Besuch in Bukarest, dort vom Fürstenpaare und der Bevölkerung festlich empfangen, bei der Einfahrt in die reich geschmückte Stadt im ersten Wagen neben der Fürstin Platz nehmend, während den zweiten der Fürst mit dem Thronfolger bestieg. Vor dem Palais, zwischen dem Fürsten und dessen Gemahlin stehend, nahm er die Parade über die Ehrenwache, eine Jägerkompagnie mit Fahne und Musik, ab, woran sich ein Frühstück schloß. Die ganze Aufnahme wie auch die fürstliche Hofhaltung machten auf die russischen Gäste den günstigsten Eindruck.

Dieser kaiserliche Besuch, den das fürstliche Paar bald in Plojeschti erwiderte, hatte eine außerordentliche Wirkung auf die Bevölkerung gemacht, die ja von früheren Zeiten her an eine ganz andere Behandlung ihrer Staatsoberhäupter gewöhnt war und nun einsah, welch' grundlegende Wandlung sich vollzogen und welche Stellung der Fürst aus dem Hohenzollernhause selbst den mächtigsten Herrschern gegenüber einnahm, ihnen gleichberechtigt durch Abstammung und ihnen hohe Achtung abzwingend durch sein persönliches Auftreten und durch seine staatsmännische Klugheit wie Tatkraft.

Nachdem Ausgangs April sich die russischen Streitkräfte der seltsamerweise durch die Türken nicht zerstörten wichtigen Eisenbahnbrücke über den Sereth nahe Braila bemächtigt und die Donau bei der letzteren Stadt wie bei Galatz durch Torpedoboote gesperrt hatten, ferner im Laufe des Mai mehrere türkische Panzerschiffe auf der Donau durch kühne nächtliche Torpedoangriffe vernichtet worden waren, erfolgte in der zweiten Junihälfte der Übergang der Russen über die Donau bei Galatz und bei Simnitza, wodurch sich die russischen Streitkräfte ihre Ope-



Parade der Ehrenwache vor dem Kaiser Alexander II. von Rußland vor dem fürstlichen Palais in Bukarest (8. Juni 1877).

rationsbasis für die Besetzung der Dobrudscha sicherten. Das kaiserliche Hauptquartier verblieb zunächst noch in Plojeschti, von wo Kaiser Alexander dem Fürstenpaare am 24. Juni einen zweiten Besuch in Cotroceni abstattete, sich außerordentlich wohl fühlend in der fürstlichen Familie und in dem schönen Klosterpark, in welchem das Diner eingenommen ward.

Wenige Tage vorher hatte Fürst Karl in Plojeschti eine wichtige Unterredung mit dem Reichskanzler Fürsten Gortschakow gehabt. Letzterer, der sich sehr anerkennend über die rumänische Armee äußerte und den Fürsten dringend bat, sich nicht, wie kürzlich beim Bombardement in Calafat, persönlich zu exponieren, da er sich seinem Lande erhalten müsse, gab zu, daß Rumänien zu seiner staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung durchaus der Donaumündungen bedürfe, verlangte aber für Rußland den Kilia-Arm. Der Fürst erwiderte, daß diese Dinge vor das Forum Europas gehörten, sein Hauptbestreben sei es, Rumäniens durch die Verträge gewährleistete Integrität zu wahren, auch er erhoffe im Falle eines siegreichen Feldzuges eine Erweiterung der Grenzen des Landes, dies komme jedoch erst später in Betracht. Fürst Gortschakow drückte sodann die Erwartung aus, daß der Krieg kurz und glorreich sein werde, jedoch könne er sich nicht der Meinung des Hauptquartiers anschließen, Rumänien zu einer Kooperation zu veranlassen, worauf der Fürst erwiderte, daß er schon deshalb eine aktive Beteiligung Rumäniens am Feldzuge wünsche, weil nur auf dem Schlachtfelde die Unabhängigkeit Rumäniens besiegelt werden könne, und daß er unter allen Umständen das Kommando über die rumänischen Truppen allein in der Hand behalten werde. Als Fürst Karl kurz danach das Wichtigste aus dieser Unterredung, die ihn in verschiedener Hinsicht peinlich berührt, dem Großfürsten Nikolaus berichtete, zeigte sich dieser über die Äußerungen

Gortschakows sehr unzufrieden, indem er hinzusetzte, daß sich die Diplomatie zu sehr in Dinge mische, die sie nichts angingen. Kaiser Alexander, der erfahren, daß sich Fürst Karl in Plojeschti aufhalte, stellte sich bei seinem Bruder ein und teilte die eben erhaltenen guten militärischen Nachrichten aus Asien mit.

Fürst Karl besichtigte während der nächsten Tage die Stellungen seiner Truppen an der Donau und in Giurgiu; auch hier platzten dicht neben ihm mehrere Bomben, aber trotz des dringendsten Abratens seiner Begleitung besuchte er das Spital, das sich die türkischen Batterien in Ruschuk als Ziel genommen, und tröstete die Verwundeten, unter denen sich viele aus der Bevölkerung befanden, da das Bombardement bereits zahlreiche Opfer gefordert. Telegraphisch bat Großfürst Nikolaus den Fürsten, das Feuer auf der ganzen Donaulinie zu eröffnen und es bis zum Abend fortdauern zu lassen, welchem Wunsche Folge geleistet ward. Auch in Braila weilte der Fürst, dort von dem rumänischen General Zimmermann erfahrend, welch große Schwierigkeiten die Verpflegung der Truppenmassen in der Dobrudscha mache, wie langsam durch die endlosen Sümpfe die Bewegungen sich vollziehen ließen, und wie sehr die Soldaten unter dem Sumpffieber litten. Von seinem Hauptquartier in Pojana aus begab sich der Fürst wiederholt nach Calafat und konnte dem Großfürsten Nikolaus wichtige militärische Nachrichten über die türkischen Bewegungen melden. Die Aufforderung des russischen Hauptquartiers, durch bestimmte rumänische Streitkräfte die Festung Nikopolis, welche die Russen nach eintägiger Beschießung am 16. Juli in Besitz genommen, zu besetzen und die türkischen Gefangenen zu bewachen und zu transportieren, lehnte der Fürst, trotzdem ihn darum auch der russische Kaiser durch den General Ghika telegraphisch hatte bitten lassen, mit aller Bestimmtheit ab, zu solchen „Gendarmendiensten“ hielt er seine Armee für zu gut. Dagegen er-

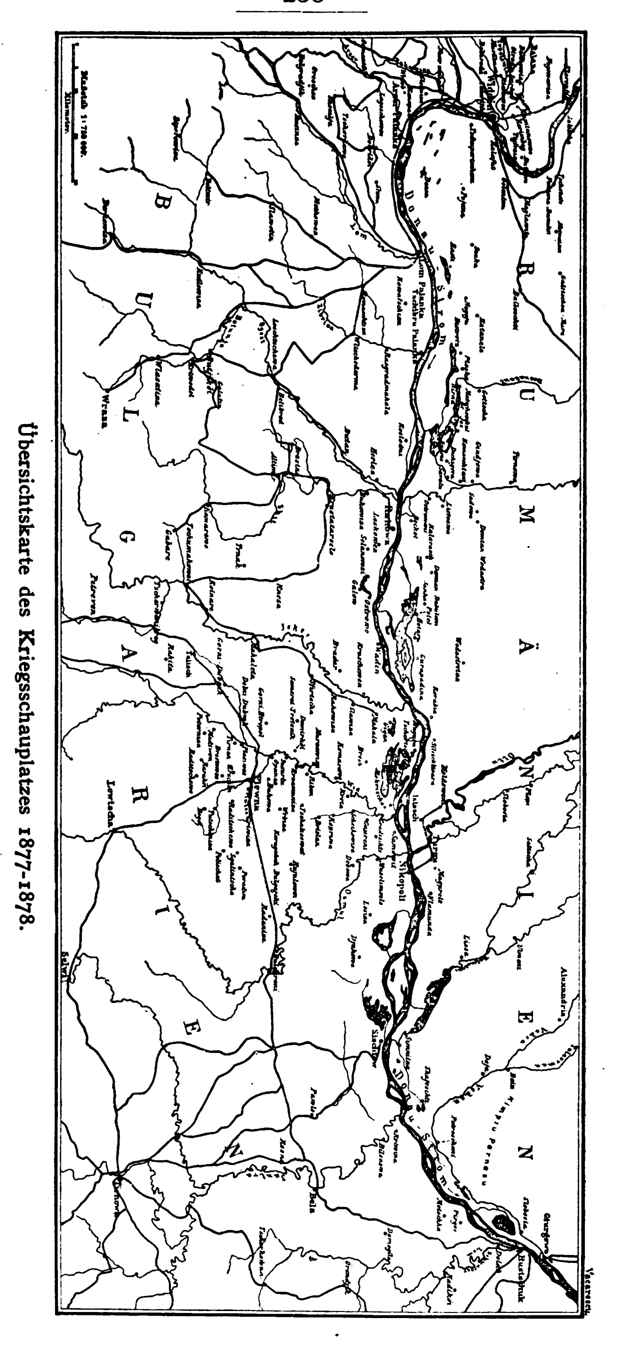
klärte er sich bereit, Nikopolis zu besetzen und im Verein mit Rußland an der Spitze seiner Truppen nach Plewna vorzugehen, ein Anerbieten, das wiederum seitens des russischen Hauptquartiers ausgeschlagen wurde. Aber bald genug sollte man durch den fürchterlichen Ernst der Kriegslage gezwungen werden, es mit Freuden anzunehmen, denn es erfüllte sich durchaus nicht die sichere Hoffnung des Fürsten Gortschakow, daß der Krieg bald siegreich sein Ende finden würde.

Die zweite Julihälfte brachte die blutigen Kämpfe am Schipkapaß und vor Plewna. An letzterem Punkt wurden die Russen am 19. und 20. Juli von Osman Pascha zurückgeschlagen; man versuchte den Fürsten Karl insofern für die Niederlage verantwortlich zu machen, indem man behauptete, ein wichtiger Teil der russischen Streitkräfte sei durch die Besetzung von Nikopolis zurückgehalten worden, nochmals die dringende Bitte ergehen lassend, jetzt die Besetzung der Festung vorzunehmen. Bei der ernsten Sachlage auf dem Kriegsschauplatze in Bulgarien und bei der Gefahr, daß, wenn die Russen noch fernerhin zurückgeworfen würden, der Krieg sich leicht auf das rumänische Gebiet erstrecken könnte, gab der Fürst seine Einwilligung, am 29. Juli die ersten rumänischen Truppen, und zwar vier Regimenter, über die Donau nach Nikopolis gehen lassend, wo der russische Befehlshaber die rumänischen Bundesgenossen mit seinem Stabe freudig empfing, den Befehl erteilend, die rumänische Fahne auf der Festung zu hissen. Das russische Hauptquartier aber ließ der Fürst benachrichtigen, daß ein Brückenschlag über die Donau für das Gros der rumänischen Armee ohne Torpedos, die den bei Calafat befindlichen türkischen Monitor fernhielten, nicht möglich sei, und daß man zunächst um diese Torpedos ersuchen müßte, daß sodann die rumänische Armee nicht auseinander gerissen werden dürfte, man müsse ihr daher in Bulgarien

eine eigene Operationsbasis zusichern; natürlich verpflichte sich die rumänische Heeresleitung, nur im Übereinstimmen mit dem russischen Oberkommando zu handeln.

Am 31. Juli erhielt Fürst Karl die telegraphische Kunde, daß die Russen bei Plewna eine vollständige Niederlage erlitten hätten, trotz der Bravour der Truppen, die auf der ganzen Linie zurückgehen mußten, nachdem ihnen die schwersten Verluste zugefügt. Ein Teil der Armee ward hierbei von voller Panik ergriffen, so daß das Hauptquartier des Großfürsten verlegt werden mußte, und Kaiser Alexander sich schon angeschickt hatte, die nächste Donaubrücke zu erreichen, bis ihn Nachrichten über die Untätigkeit Osman Paschas wieder zurückriefen. Am Abend des genannten Tages lief ein Telegramm des Großfürsten Nikolaus an den Fürsten Karl ein, das um $3^1/_2$ Uhr nachmittags aus Trnowa abgegangen war: „Die Türken haben bei Plewna die stärksten Streitkräfte zusammengezogen, uns erdrückend. Ich bitte Dich um Vereinigung, um Demonstration und wenn möglich um Donauübergang, welchen Du wünschest. Zwischen Jiu und Corabia ist diese Demonstration unerläßlich, um meine Bewegungen zu erleichtern. Nikolaus."

Fürst Karl sah ein, in welch verhängnisvolle Lage die russische Armee vor Plewna gekommen war. Drang Osman Pascha mit seinen großen Streitkräften vor, so wurden die Russen auf die Donau zurückgeworfen und konnten leicht, da ihre Truppen viel zu ungenügend waren, um den Türken energischen Widerstand zu leisten, völlig vernichtet werden. Noch immer jedoch zögerte er, sich mit seinem ganzen Heere, ohne einen bindenden Vertrag mit Rußland geschlossen zu haben, in den verhängnisvollen Kampf hineinziehen zu lassen, dem Großfürsten telegraphierend, daß er schon vor Empfang seiner Nachricht die Garnison von Nikopolis verstärkt und einer Division befohlen hätte, über den Jiu zu gehen, ferner,



Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes 1877-1878.

daß er auch die gewünschten Demonstrationen unternehmen würde, nur fehlten hierzu immer noch die ungeduldig erwarteten Torpedos, um den Übergang zu schützen, dann, daß er seinen Truppen Befehl gegeben habe, Nikopolis zu verteidigen. An seine Gemahlin schrieb der Fürst am 2. August: „Die Lage der Russen in Bulgarien ist augenblicklich ernst und schwierig; es sind große strategische Fehler begangen worden, die nicht so leicht zu korrigieren sein werden. Ich bin in dieser Beziehung etwas besorgt. Jedenfalls wird sich der Krieg in die Länge ziehen, was sehr zu bedauern ist. Konstantinopel wird wohl nicht erreicht werden. Die verlorene Schlacht von Plewna ist in militärischer und moralischer Beziehung ein Ereignis, das nicht ohne Einfluß auf den ganzen Krieg bleiben wird. Die russischen Verluste sind enorm und Nikopolis ist in Gefahr, von den Türken zurückerobert zu werden."

Auch jenseits des Balkan am Schipka-Paß standen die Dinge für die Russen recht schlecht, da General Gurko, von Suleiman Pascha hart bedrängt, zurückgehen mußte, sich auf den Balkan-Übergängen festsetzend, wodurch Rumelien wiederum von den russischen Streitkräften entblößt wurde. Die Türken befestigten unterdessen Plewna fortgesetzt, und das russische Hauptquartier sah ein, daß, ehe nicht die erheblichsten Verstärkungen aus Rußland eingetroffen, nichts gegen die Festung zu unternehmen sei, wodurch ein Stillstand in den russischen Bewegungen entstand.

Fürst Karl, der sein Hauptquartier in Corabia aufgeschlagen, hatte sein Heer in eine Observations- und eine Operations-Armee geteilt; in einem Briefe wiederholte Großfürst Nikolaus seine Überzeugung, daß ein Zusammenwirken des russischen und rumänischen Heeres geboten und jetzt der Zeitpunkt dafür gekommen sei, den Übergang der rumänischen Armee bei Nikopolis

empfehlend. Fürst Karl ersah aus diesem Schreiben, daß das russische Hauptquartier noch immer nicht dem rumänischen Heere die eigene Operationszone zugestehen wolle, und beschloß aus diesem Grund, vorläufig nicht über die Donau zu gehen. Alsbald trafen neue Briefe des Großfürsten ein, aus denen hervorging, von wie großer Wichtigkeit die rumänische militärische Hilfe für die Russen sein würde, die sich sehr beunruhigt fühlten durch die energischen Vorstöße Suleiman Paschas am Schipka und die in eine gefährliche Lage kommen müßten, wenn der Pascha sich einen Übergang des Balkan erzwingen würde. Aber trotz dieser sich wiederholenden Bitten und Darlegungen, in welch schwere Verlegenheit die Russen kämen, wenn ihnen die rumänische Mitwirkung versagt bliebe, und trotz des fortgesetzten Verlangens, bald eine günstige Antwort des Fürsten zu erhalten, und des Versprechens des Großfürsten, daß die rumänische Armee durchaus ihre individuelle Stellung erhalten würde, zögerte auch jetzt noch der Fürst, da man seine wiederholt klar ausgesprochenen Wünsche bisher nicht erfüllt. Auch eine am Morgen des 22. August eingelaufene dringende Depesche des Großfürsten, den Donauübergang sobald wie möglich zu bewerkstelligen, da ungünstige Nachrichten vom Schipka eingelaufen, veränderten seinen Standpunkt nicht, den er nochmals in einem Schreiben an den Großfürsten darlegte, mit dem er gern ein Zusammentreffen herbeiführen würde, um alles Erforderliche zu besprechen. Unterdessen hatte Fürst Karl durch einen seiner Minister erfahren, daß auch Reichskanzler Fürst Gortschakow seine Meinung völlig geändert und nicht mit seiner Freude zurückgehalten hätte über den voraussichtlichen Donauübergang der Rumänen, zumal er die militärische Lage der russischen Armee als sehr ernst betrachtete.

Am 25. August telegraphierte Großfürst Nikolaus dem Fürsten Karl, daß der Kaiser wie er selbst so rasch wie

möglich den Fürsten sehen möchten, sie erwarteten ihn mit Ungeduld. Der Fürst erwiderte, er werde gern an einem der nächsten Tage der Aufforderung entsprechen. Am Abend des 28. August traf Fürst Karl, nachdem er drei Tage zuvor in Schimnik tiefbewegten Abschied von seiner Gemahlin genommen, nach langer Fahrt auf bulgarischem Boden im Kaiserlichen Hauptquartier zu Gornja-Studena ein, wo ihn Kaiser Alexander und Großfürst Nikolaus auf das herzlichste empfingen. Der Zar, dessen müdem Gesicht man die schweren Sorgen der letzten Wochen ansah, wiederholte ihm mehrfach, wie glücklich er sei, ihn endlich jenseits der Donau zu wissen, er hoffe, daß nun alle Schwierigkeiten beseitigt würden, sich des Näheren über die Stellung und Stärke der rumänischen Truppen erkundigend und wann dieselben über die Donau gehen könnten. Fürst Karl erwiderte, er wäre früher gekommen, aber die Vorbereitungen für den Donauübergang hätten ihn zurückgehalten, in zwei Tagen hoffe er, mit einem Armeekorps auf bulgarischem Boden zu stehen, auf dem sich bereits der größte Teil einer Division befände, die auch schon kleine Zusammenstöße mit dem Feinde gehabt. Großfürst Nikolaus schloß hieran die Frage, ob der Fürst beabsichtige, seine Armee persönlich zu führen, worauf dieser entgegnete, daß das ganz selbstverständlich sei. Auf die Einwendung des Großfürsten, daß dieser Entschluß zu manchen Schwierigkeiten Anlaß geben möchte, da Fürst Karl natürlich nicht unter dem Kommando eines russischen Generals stehen könnte, entgegnete Fürst Karl mit voller Bestimmtheit, daß dies natürlich eine Unmöglichkeit sei, dagegen könnten leicht zehn russische Generale seinem Befehl unterstellt werden. Der Kaiser hatte dieser Aussprache schweigend zugehört, sich jetzt dem Fürsten erbietend, ihn selbst in das für ihn bestimmte Quartier zu geleiten, ihn in ein der Kaiserlichen Heimstätte — einem schlichten Bulgarenhause —

benachbartes, großes, bequem eingerichtetes Zelt führend, den Fürsten bittend, dieses als ein bescheidenes Geschenk von ihm anzunehmen.

Noch während der Fürst sich von dem Staub der langen Fahrt befreite, suchte ihn Großfürst Nikolaus auf und bot ihm im Auftrage des Kaisers das Oberkommando über sämtliche russische Truppen vor Plewna an. Der Fürst war sehr überrascht, da er ein derartiges Anerbieten niemals erwartet hatte, sich Bedenkzeit erbittend, denn er möchte, ehe er eine Entscheidung treffe, erst Gewißheit haben über die Stärke der vor Plewna versammelten Truppen, worauf Großfürst Nikolaus meinte, dies ließe sich sogleich feststellen, den Generalstabschef herbeirufend, der die Zahl der russischen Truppen vor Plewna auf etwa 30 000 Mann angab. Das machte den Fürsten doch bedenklich, da auch er zunächst nur die gleiche Zahl Truppen zur Verfügung hatte; aber nach kurzer Erwägung und auf die dringenden Bitten des Großfürsten entschloß er sich, das ebenso ehren- wie verantwortungsvolle Kommando zu übernehmen. Als er sich am Abend zum Kaiser begab, um ihm für das bewiesene Vertrauen zu danken, hinzusetzend, wie sehr er sich der ganzen Schwere der Verantwortung bewußt sei, erwiderte der Kaiser: „Gott wird uns schützen!" Bei dem sich anschließenden Abendessen beglückwünschten sämtliche russische Generale den Fürsten, den der Kaiser nach Tisch wiederum in sein Zelt geleitete, sich wie ein väterlicher Freund auf das herzlichste von ihm verabschiedend.

Schlummerlos verbrachte Fürst Karl diese erste Nacht im kaiserlichen Hauptquartier, im Innersten bewegt von ernstesten Gedanken und Erwägungen. Wohl durfte er die ihm übertragene Aufgabe mit tiefer Genugtuung begrüßen, als ein Zeichen unbedingten Vertrauens in seine militärischen Fähigkeiten und als ein Ausdruck der hohen Achtung seiner fürstlichen Stellung, auf die hierdurch ein

heller Schein fiel, wie nicht minder auf seine Armee, die man von russischer Seite bisher kaum beachtet, und auf sein Land, das jetzt mit verdoppelter Freude auf seinen Führer und Fürsten blicken durfte. Hatte er doch nicht nur die erstrebte Gleichberechtigung seiner Truppen mit den russischen erreicht, nein, noch mehr, er sollte auch das russische Heer im Kampfe leiten. Aber neben dem gerechtfertigten Stolz auf die ihm übertragene Aufgabe legte er sich doch auch die schwerwiegende Frage vor, ob er die Hoffnungen und Erwartungen erfüllen könne, die man in ihn gesetzt, in ihn, auf dessen Tun und Handeln jetzt gespannt die gesamte Welt sah? Denn das verhehlte er sich nicht einen Augenblick, daß die militärische Lage vor Plewna eine für die nun verbündeten russisch-rumänischen Streitkräfte sehr ungünstige und gefahrdrohende war. Die Türken verfügten in stark befestigter Stellung über bedeutende Truppenmassen und befanden sich durch ihre Erfolge in gehoben-siegreicher Stimmung, was auf die russische Armee und das Hauptquartier nicht zutraf, im Gegenteil, man fühlte in letzterem den schwer-lähmenden Ernst der Lage. Gelang es jenseits des Balkan Suleiman Pascha, nach den Mißerfolgen General Gurkos eine direkte Verbindung mit Mohamed Ali und Osman Pascha herbeizuführen, so war die Rückzugslinie der Russen bedroht und sie konnten zwischen zwei Feuern der Vernichtung anheimfallen.

Aber auch in diesen drückend verantwortungsreichen Stunden bewahrte Fürst Karl seine entschlossene Ruhe und seinen festen Mut. Er hatte seine Einwilligung gegeben, nun wollte er auch sein ganzes Sein, seine vollste Kraft und Fähigkeit daransetzen, zum erfolgreichen Ziele zu gelangen, und kühl berechnend überlegte er in dieser bedeutsamen Nacht, was zunächst erforderlich sei, um der schwankenden militärischen Lage die sichere Basis zu geben und auf ihr Sieg und Ruhm zu erreichen!

X.

Fürst Karl Oberbefehlshaber vor Plewna.

Die Kriegslage vor Plewna. — Bedenken des Fürsten Karl. — Der Fürst im Rumänischen Hauptquartier. — Proklamation des Fürsten an die Rumänische Armee. — Die Rumänischen Truppen gehen über die Donau. — Fürst Karl in seinem Hauptquartier zu Poradim. — Kriegsrat. — Der Angriff auf Plewna. — Sturm der Rumänen auf die Griwitza-Redouten. — Schwere Verluste. — Bange Stunden. — Der Rumänische Waffenerfolg. — Die Anerkennung Kaiser Alexanders. — Die Wochen vor Plewna. — Der Ring schließt sich. — Fürst Karls Oberkommando. — Der Sieg der Rumänen bei Rahowa. — Der 10. Dezember. — Ausbruch Osman Paschas. — Die Rumänen im Feuer. — Osman Pascha ergibt sich. — Begegnung des Fürsten Karl mit Osman Pascha. — Auf dem Schlachtfeld. — In Plewna. — Die russisch-rumänischen Erfolge. — Fürst Karl legt das Oberkommando nieder. — Sein Dank an seine Truppen. — Der Ritt über das Leichenfeld. — In Nikopolis. — Auf der Donau. — Die Rückkehr nach Bukarest. — Beginn des Jahres 1878. — Die Ereignisse am Balkan. — Russisch-türkische Friedensverhandlungen. — Rußland und Rumänien. — Einzug der siegreichen Rumänischen Truppen in Bukarest.

Voll zielbewußter Hingebung und ernsten Eifers traf Fürst Karl am nächsten Morgen, 25. August, an welchem ihn schon zu früher Stunde Kaiser Alexander, für den die Nacht gleichfalls schlaflos gewesen zu sein schien, in seinem Zelt aufgesucht, die nächsterforderlichen Schritte, um die ihm übertragene große Aufgabe zu gutem Gelingen durchzuführen. Mit dem russischen Kriegsminister Miljutin besprach er auf das eingehendste die gesamte militärische Lage, die Organisation der Streitkräfte, die Zahl der vorhandenen Truppen und die Heranziehung von Verstärkungen. Auch Miljutin sah die Lage als eine bedrohliche an und begrüßte mit besonderer Freude das Eingreifen der rumänischen Armee in die Kriegsereignisse. Das gleiche war der Fall bei den übrigen russischen Generalen sowie den auswärtigen militärischen

Bevollmächtigten, die sich alsbald bei dem Fürsten melden und nicht mit ihren ernsten Bedenken zurückhielten über die großen Schwierigkeiten, in denen sich die russische Armee vor Plewna befand. Um die zehnte Vormittagsstunde wurde unter freiem Himmel im Schatten eines Baumes ein Kriegsrat abgehalten, in dessen Verlauf Fürst Karl einsah, daß unter den augenblicklichen gefahrvollen Umständen er von einem selbständigen Vorgehen seines Heeres absehen und letzteres so schnell wie möglich mit dem russischen vereinen müsse. Erhebliche Bedenken erweckten in ihm die Vorschläge der russischen Generale, die Brücke bei Corabia nach dem Übergang des rumänischen Heeres abbrechen und bei Nikopolis wieder aufbauen zu lassen, aber er gab auch hierzu seine Einwilligung, gleichzeitig bestimmend, daß vorläufig jede Angriffsbewegung auf Plewna zu unterlassen sei, da Osman Pascha weit größere Streitkräfte versammelt hatte, wie den Russen gegenwärtig zur Verfügung standen. Bei dem Frühstück fiel dem Fürsten abermals die gedrückte Stimmung Kaiser Alexanders auf, die sich erklären ließ, da leider sehr schlechte Nachrichten vom Schipkapaß sowie auch vom asiatischen Kriegsschauplatze eingetroffen waren.

Nach dem Frühstück verabschiedete sich Fürst Karl vom Kaiser und kehrte zur Donau zurück, im Vorwärtskommen oft gehindert durch die vielen Transporte Verwundeter und durch die endlos langen Proviant- und Munitionskolonnen. Nachdem der Fürst in Simnitza übernachtet und am Morgen die russischen Verwundeten besucht hatte, traf er erst um die fünfte Nachmittagsstunde in Corabia ein, wo sein Hauptquartier versammelt war und wo eine Depesche des Großfürsten Nikolaus anlangte, in der dieser nochmals zufolge neuester Nachrichten über feindliche Bewegungen bat, daß die rumänische Armee so rasch wie möglich das rechte Donauufer erreiche; ein Telegramm gleichen Inhalts, noch dringender die Bitte

wiederholend, folgte am nächsten Tage. In dem sofort einberufenen Kriegsrat war die Mehrzahl der rumänischen Offiziere für einen Aufschub des Donauüberganges, der Fürst widerlegte jedoch ihre Ansichten und befahl, daß am folgenden Tage dieser Übergang stattfinden, dann die Brücke abgebrochen und Nikopolis gegenüber wieder aufgebaut werden solle, trotzdem er sich nicht verhehlte, daß bei einem türkischen Sieg seine wie die russischen Truppen in die verhängnisvollste Lage versetzt würden, da ja mehrere Tage hindurch jede Verbindung mit Rumänien unterbrochen bleiben mußte. Aber die Gefahr war so groß, daß jedes Schwanken und Zögern vernichtendes Unheil bringen konnte.

Am Morgen des nächsten Tages, 1. September, erließ Fürst Karl folgende Proklamation an seine Truppen:

„Soldaten!

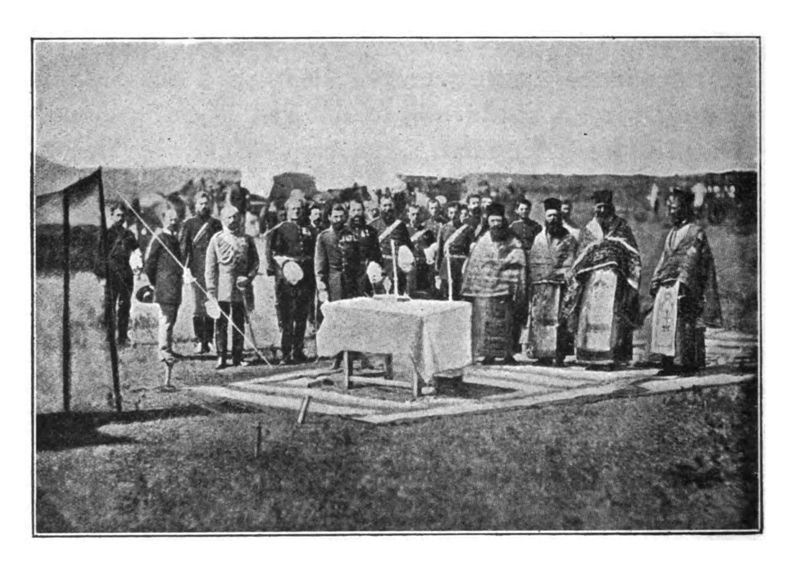
Ein Jahr ist verstrichen, seitdem der Kampf jenseits der Donau zwischen Türken und Christen unsere Grenzen gefährdet. Um sie zu verteidigen, hat das Land an Euch appelliert. Auf seinen Ruf habt Ihr Euren Herd verlassen, mit der Begeisterung von Menschen, welche das Bewußtsein haben, daß von ihrer Ergebenheit der Bestand des rumänischen Staates abhängt. So lange die Armeen in der Ferne operiert haben und wir nur von dem Eindringen einiger plündernder Banden bedroht waren, konnten wir uns auf die Verteidigung der Ufer beschränken. Jetzt aber nähert sich der Krieg unseren Grenzen, und wenn die Türken Sieger sein sollten, ist es klar, daß sie alle ins Land fallen, und mit sich Massacres, Plünderung und Verwüstung bringen würden. In dieser Lage und um das Land von den Barbareien der Eindringlinge zu befreien, ist es unsere Pflicht, daß wir sie auf ihrem eigenen Boden bekämpfen.

Rumänische Krieger! Ihr wißt, wie viel Euer Vaterland während zweihundert Jahren gelitten, während welcher Zeit Euch die Mittel entrissen wurden, männlich auf dem Schlachtfelde seine Rechte zu verteidigen. Heute habt Ihr Gelegenheit, neuerdings Eure Tapferkeit zu beweisen; ganz Europa hat die Augen auf Euch gerichtet. Vorwärts denn mit rumänischem Mut, die Welt soll uns nach unseren Taten beurteilen! Wir beginnen heute aufs neue die glorreichen Kämpfe der Vorfahren neben den zahlreichen und tapferen Truppen einer der ersten Mächte der Welt. Die rumänische Armee, obschon klein, wird sich, ich bin dessen gewiß, durch ihre Tapferkeit und Disziplin hervortun. Sie wird dergestalt Rumänien den Rang, den es einst besessen und der ihm unter den europäischen Nationen gebührt, wiedergeben. Dieses ist auch die Überzeugung Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen. Deshalb werden die Rumänen nicht nur an der Seite der Russen auf demselben Felde und für denselben Zweck kämpfen, sondern auch das Oberkommando beider Armeen bei Plewna ist mir anvertraut. Dies ist eine Ehre, die auch auf das Land zurückstrahlt. Macht denn, daß die rumänische Fahne ruhmreich auf demselben Schlachtfelde flattert, wo Eure Vorfahren jahrhundertelang die Verteidiger des Glaubens und der Freiheit gewesen. Vorwärts denn, rumänische Krieger, vorwärts mit Mut, und bald werdet Ihr zu Euren Familien, in Euer durch Euch freies Land, mit dem Beifall der ganzen Nation bedeckt, zurückkehren.

Karl I.“

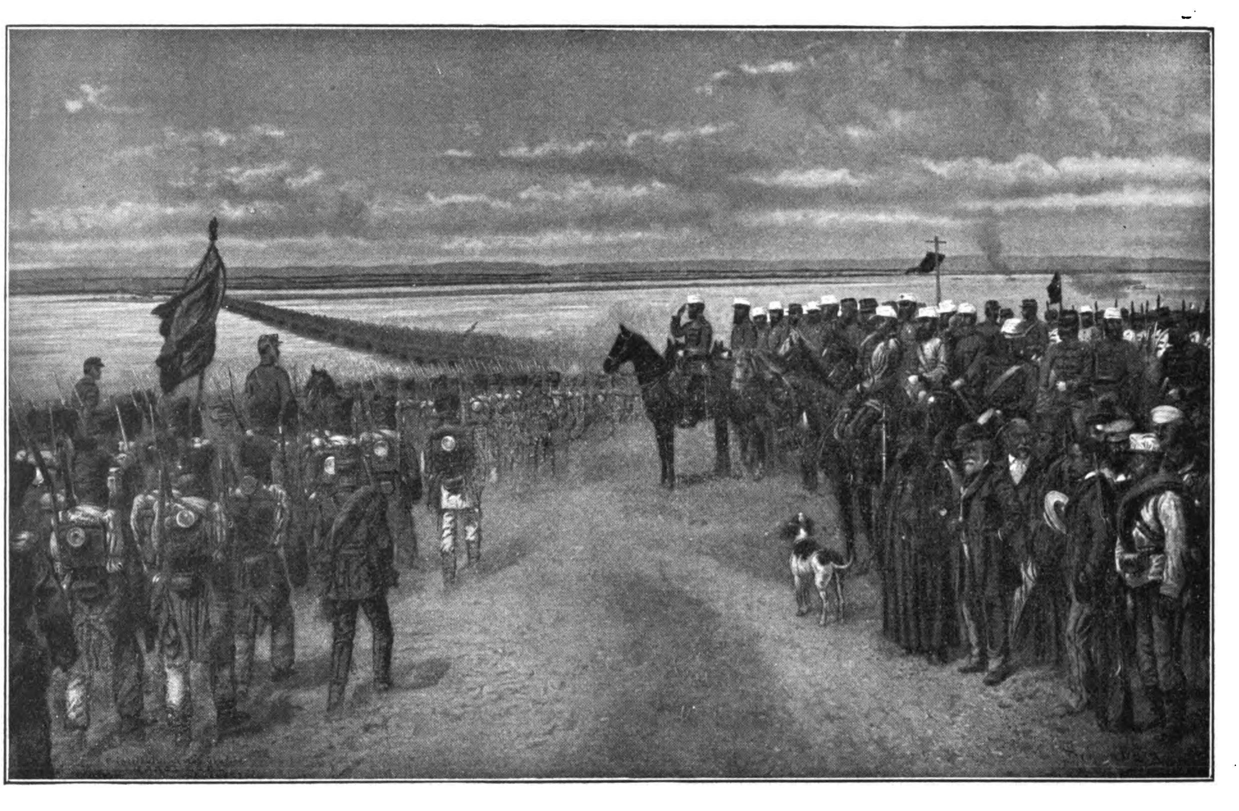
Am Mittag dieses Tages, nach Abhaltung eines Feldgottesdienstes und Segnung der Truppen seitens der Geistlichen, richtete Fürst Karl flammende Worte an seine Soldaten, sich dann an deren Spitze setzend und im Galopp bis an die Brücke von Corabia reitend, dort seinen

Standpunkt nehmend. Bratianu und Rosetti weilten beim Fürsten in tiefer Ergriffenheit, ihm ausdrückend, daß sie nie gehofft, diesen feierlichen Tag zu erleben, an dem Rumäniens waffenfähige Jugend hinauszieht, um den Erbfeind auf seinem eigenen Boden zu bekriegen. Bei glühendem Sonnenbrand hielt der Fürst stundenlang aus, während mit rauschenden Musikklängen und brausenden Hurras Regiment um Regiment vorüberzog.

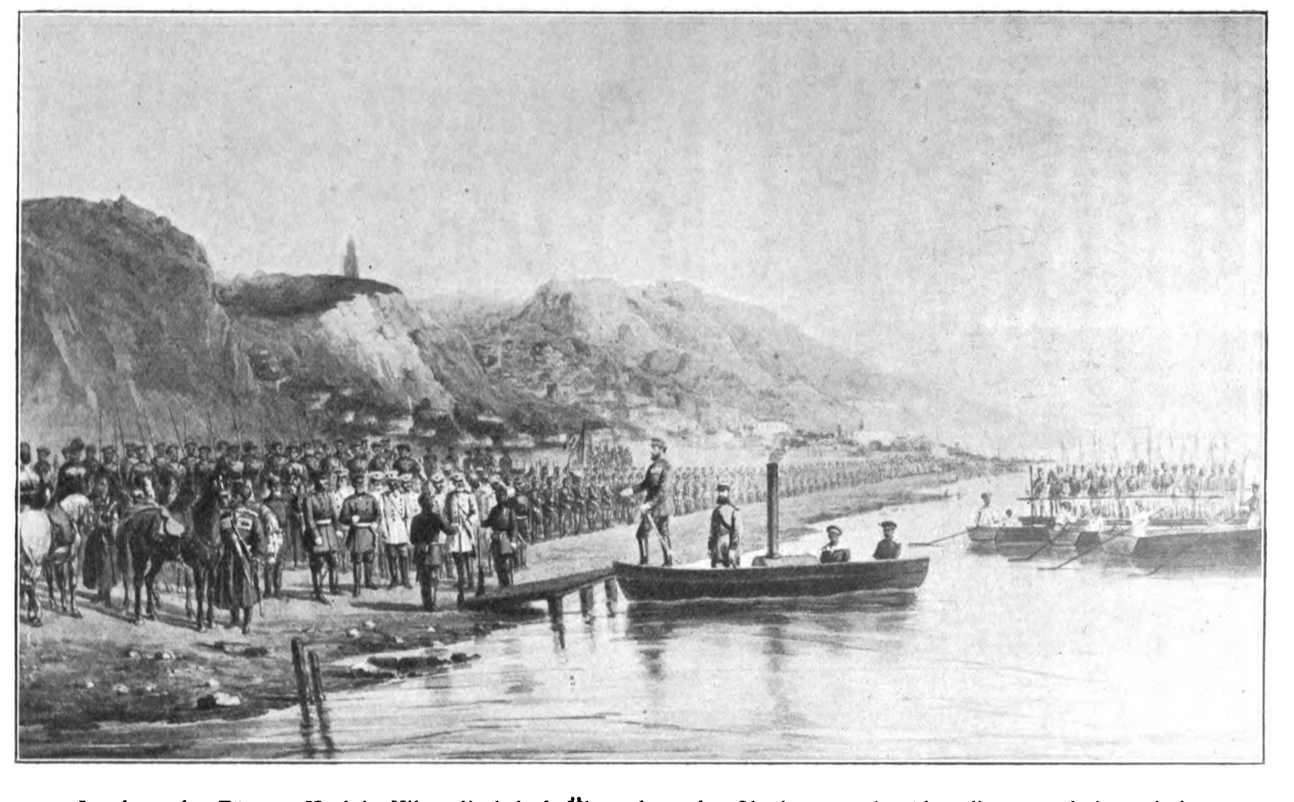


Feldgottesdienst in Pojana.

Am nächsten Tage setzte der Fürst in einer Dampfbarkasse über die Donau, auf bulgarischem Boden empfangen vom General Stolypin mit seinem Stabe, auch eine Ehrenwache mit Fahne war aufgestellt, die Musik spielte die rumänische Hymne. Der Fürst stieg alsbald zu Pferd und ritt durch die spalierbildenden, jubelnden Truppen zur alten Feste Nikopolis, auf deren Plateau er mit freudigem Stolz die Parade abnahm über verschiedene rumänische Truppen, Dorobanzen und Artillerie. Hierauf ritt

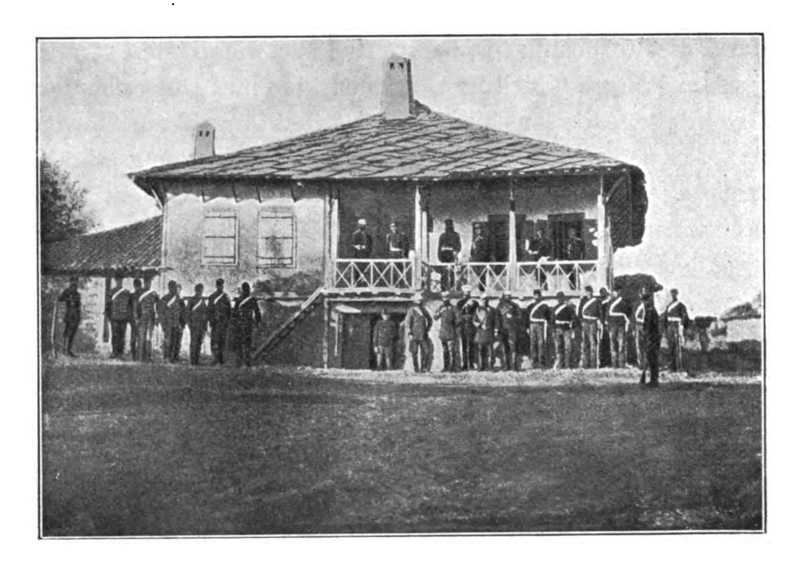


Fürst Karl beim Donauübergang der rumänischen Truppen (1. September 1877).



Landung des Fürsten Karl in Nikopolis behufs Übernahme des Oberkommandos über die rumänisch-russische Okkupationsarmee vor Plewna (2. September 1877).

er ins Omathal hinab und erreichte, nur von vier Offizieren seines Hauptquartiers und seiner Eskorte begleitet, in eiliger Fahrt Poradim, wo er zunächst sein Hauptquartier aufschlug, in dem etwa 15 Kilometer von Plewna selbst und 7 Kilometer von den türkischen Schanzlinien entfernten ärmlichen Dörfchen ein kleines Haus für sich belegend und sofort persönliche Fühlung mit dem russischen General nehmend. Das fürstliche Quartier war unwohnlichster



Hauptquartier des Fürsten Karl in Poradim.

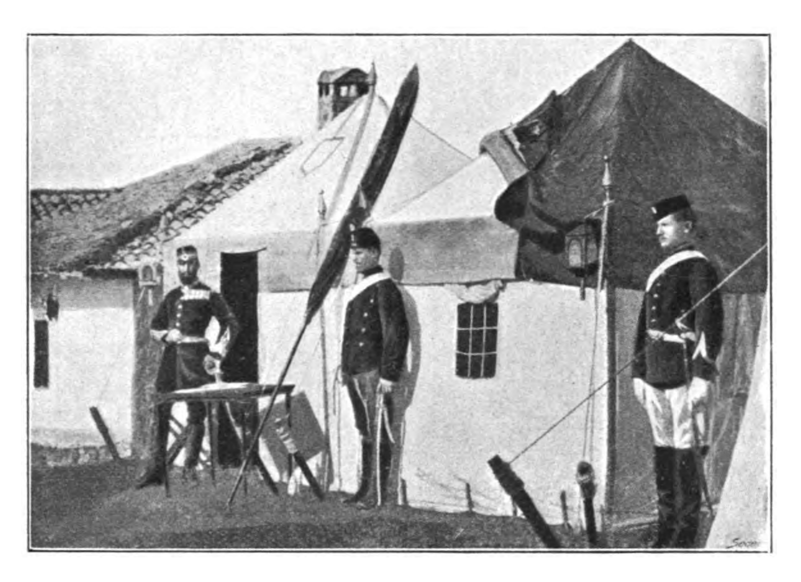
Art, das einstöckige Häuschen halb zerfallen und ohne Fenster und Türen, so daß es in das Schlafzimmer, in welchem ein Feldbett aufgeschlagen war, hineinregnete. Allmählich erst konnten die notdürftigsten Ausbesserungen vorgenommen werden; der fehlende Fußboden wurde durch Strohmatten ersetzt und die leeren Fensterrahmen zunächst mit Zeitungspapier verklebt. Auf dem Hof wurde in den nächsten Tagen ein Zelt errichtet, das zu den Beratungen und den gemeinsamen Mahlzeiten diente.

Der von den Schlachtfeldern von Plewna herüberdringende Verwesungsgeruch war oft unerträglich, da die Türken nicht die Beerdigung der Gefallenen gestattet hatten, und die Fliegen stellten sich in so dichten Scharen ein, daß die inneren Zeltwände völlig schwarz von ihnen waren.

Rollender Kanonendonner weckte nach dieser ersten Nacht in Poradim schon zu früher Morgenstunde den Fürsten, der alsbald zu Pferd stieg, die Biwaks der Truppen — deren Zahl weit geringer war, wie er erwartet — besuchte, dann die Vorposten inspizierte und die wichtigsten strategischen Punkte besichtigte, dringend in einer Depesche den Großfürsten Nikolaus bittend, von jedem Angriff auf Plewna abzusehen, bis hierzu die Streitkräfte stark genug wären. Am folgenden Tage erhielt der Fürst die Nachricht, daß die rumänischen Truppen vor Plewna ihre Stellungen bezogen hätten, und zugleich nähere Mitteilungen über die tags zuvor stattgefundene Besetzung Lowtscha's, die insofern von besonderer Bedeutung war, als man nicht mehr eine Verbindung Osman Paschas mit Suleiman Pascha zu befürchten brauchte, dann Befehle erteilend für die Einnahme der Offensivstellungen der Truppen, die, nachdem die Rumänen eingetroffen, jetzt 75 000 Mann mit 442 Geschützen und 8000 Pferden zählten. Auch diese Kräfte dünkten dem Fürsten noch nicht geeignet, einen energischen Vorstoß auf Plewna auszuführen, was er am Nachmittag dem Großfürsten Nikolaus in Radenitza erklärte, nochmals abratend, einen Angriff zu unternehmen, aber der Großfürst erwiderte, es sei unbedingt nötig, anzugreifen, Plewna müsse genommen werden, ehe Osman Pascha Verstärkungen erhielte.

So wurde denn die Beschießung Plewnas befohlen, die am Morgen des 7. September begann, an welchem der Fürst zu den feuernden Batterien hinausritt, später Kaiser Alexander begrüßend, der sein Hauptquartier verlassen, um dem Bombardement am Jahrestage seiner Krönung

beizuwohnen. Erst am Abend kehrte der Fürst nach Poradim zurück, an seine Gemahlin einen längeren Brief richtend, in dem er hervorhob: „Der Angriff ist keine leichte Sache, und ich bin nicht überzeugt, daß er gelingen wird. Neulich sagte ich zu Oberst Gaillard: „Gebe Gott, daß Plewna kein zweites Sedan werde!“ Ich verstehe es in dem Sinne, daß die geplante Schlacht in Gegenwart des Kaisers Alexander nicht verloren gehen darf, da dies über den



Zelt des Fürsten Karl in seinem Hauptquartier zu Poradim.

Feldzug entscheiden könnte. Europa blickt auf Plewna, ich bin sehr besorgt.“

An den beiden nächsten Tagen wurde das Artilleriefeuer mit größter Heftigkeit fortgesetzt, wobei die rumänischen Batterien mit 84 Geschützen mehr und mehr an die türkischen Stellungen heranrückten und vielfache Verluste erlitten. Bei dem Frühstück am 9. September trank Kaiser Alexander auf die rumänische Armee, welche die ersten Proben ihres Mutes so glänzend bestanden habe

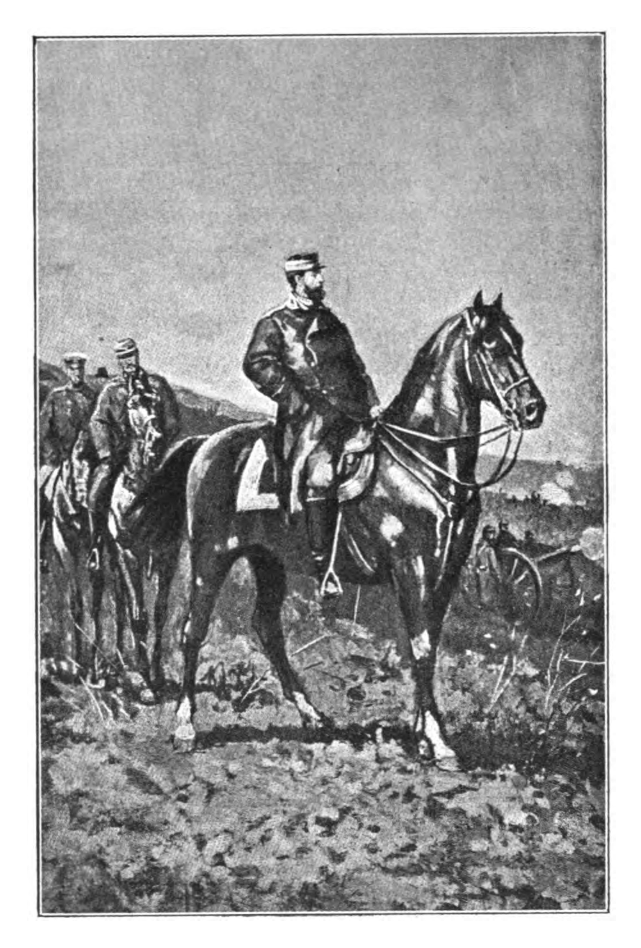
und ließ als Anerkennung an die rumänischen Truppen, die am Tage vorher unter großer Todesverachtung eine türkische Befestigung erobert und alle Versuche der Feinde, diese zurückzunehmen, abgeschlagen hatten, eine



Karte der Operationen um Plewna.

große Anzahl Georgskreuze verteilen. In dem sich an das Frühstück schließenden Kriegsrat setzte es der Fürst durch, daß der für den folgenden Tag geplante Angriff nicht stattfände, um die Batterien noch weiter vorzuschieben, damit die Angriffskolonnen besser geschützt

würden; aber er vermochte nur einen Aufschub von einem Tag zu erreichen, sich den dringenden Wünschen des Großfürsten Nikolaus hauptsächlich aus dem Grunde



Fürst Karl als Oberbefehlshaber vor Plewna.

fügend, damit man sein Zögern nicht als Besorgnis auslegte, seine Truppen zu schonen; nachdrücklich betonte jedoch der Fürst, daß er keine Hoffnungen auf einen Sieg habe. Bis in die Nacht hinein arbeitete er die Angriffs-

dispositionen für den 11. September aus, die Eröffnung des Kampfes erst auf die dritte Mittagsstunde festsetzend, da, falls die Türken einen Erfolg erzielten, sie an der Ausnützung desselben durch die hereinbrechende Nacht verhindert würden.

„Die Befestigungen der Türken vor Plewna," so schildert der rumänische Oberstleutnant T. C. Vacarescu in seinem Werke über den Krieg die feindlichen Verteidigungen, „stellten jetzt einen Halbkreis dar, der vom Norden der Stadt, vom rechten Widufer aus, gegen Osten über Opanez, Bukowa und Griwitza, dann südöstlich über Raditschewo, und westlich über Krschin und Oltschegas verlief, um endlich wieder zum rechten Widufer zurückzukehren: ein riesiges Hufeisen, dessen Enden sich an das rechte Widufer anlehnen, und dessen Krümmung gegen Griwitza und Raditschewo gerichtet ist. Im Bogen des Hufeisens, nahe am Wid und unterhalb seines Zusammenflusses mit der Bukowa, Griwitza und Tutscheniza, liegt in engem Tale die Stadt Plewna, gedeckt und verborgen durch die Anhöhen des umgebenden Plateaus. Das rechte Widufer ist hier höher und beherrscht das linke, sodaß die türkischen Befestigungen nur von Norden, Osten und Süden angegriffen werden konnten.

Diese Befestigungen bestanden aus drei Linien von Tabias oder Redouten, mehr als zwanzig an der Zahl, und waren an günstigen Punkten mit wunderbarer Einsicht errichtet worden. Untereinander durch Gräben und bedeckte Wege verbunden, waren sie stark armiert und in der Front und der Flanke von Tranchéen und Schützengräben umgeben; sie besaßen starke Profile und tiefe Gräben.

Die Nordfront der türkischen Positionen zog sich vom Dorfe Opanez am rechten Widufer den Kamm der abfallenden Höhen entlang, welche das Bukowatal und den Übergang von da ins Griwitzatal beherrschen. Diese



Fürst Karl in den rumänischen Schanzen vor Plewna.

Front war schon von Natur, durch die Höhen oberhalb des Bukowa- und Griwitzatales, in zwei Linien geteilt. Die nordwestliche, von den Türken Bukowa-Tabia genannt, hatte als Verteidigungszentrum die Redouten Opanez und Bukowa; die nordöstliche, oberhalb des Dorfes Griwitza, hieß bei den Türken Abdul-Kerim-Tabia, bei den Russen und Rumänen aber Große Griwitza-Redoute. Dieselbe, in der Front durch ein Redan gestützt, sah von den russischen und rumänischen Positionen wie eine einzige, mächtige Redoute aus; sie galt für den Schlüssel der Positionen auf dieser Seite. Hinter ihr und durch sie geschützt, befand sich ein türkisches Lager. Die rumänischen Truppen standen vor dieser Nordfront der Befestigungen von Plewna.

Die Ostfront lag auf dem Kamme der Griwitza-Höhen und bestand aus einer Gruppe von Redouten und Befestigungen, welche nach demselben System wie die der Nordfront konstruiert waren. Die hervorragendste derselben war von den Türken Hafiz-Pascha-, von den Russen Raditschewo-Redoute benannt. Auch hinter dieser Befestigungslinie befand sich ein türkisches Lager, dem gegenüber das IX. und IV. russische Korps stand.

Die Südfront begann links am Tutscheniza-Flusse, auf dem Kamme der sich bis zum rechten Widufer hinziehenden Hügel. Auch hier, auf dem Gipfel des Grünen Berges, befanden sich wiederum mehrere Linien von soliden Befestigungen, die Redouten von Krschin. Ihnen gegenüber stand das Detachement des Fürsten Imeritinsky, das später unter den Befehl General Skobelew's gestellt wurde.

Das waren die Befestigungen, welche Osman Pascha mit anhaltender Tätigkeit bis zum 6. September errichtet hatte, und an denen nicht nur die Soldaten, sondern auch die Einwohner von Plewna hatten arbeiten müssen.

Der Effektivbestand der Truppen Osman Pascha's sollte sich nach der Meinung des russischen Generalstabes

zu Beginn des September auf 45—50 000 Mann belaufen haben; bei dem Falle von Plewna aber streckten ungefähr 50 000 Kombattanten, Mannschaften und Offiziere, die Waffen, während in der Stadt noch etwa 7000 Kranke und Verwundete lagen, die nach der vollständigen Einschließung von Plewna nicht hatten fortgeschafft werden können. Bei dem Ausfall vom 28. November hatten die Türken 6000 Tote und Verwundete; und wenn die türkischen Streitkräfte nach fünf Monaten voller Kämpfe, Entbehrungen und Leiden sich noch auf 50 000 Mann beliefen, dann ist die Annahme sicher nicht übertrieben, daß Osman Pascha Ende August und Anfang September über ungefähr 65 000 Mann verfügte. Die Türken waren also an Zahl den rumänisch-russischen Streitkräften ziemlich gleich."

Der 11. September war der Namenstag des Kaisers, der sich mit seinem Stabe auf dem Observationspunkte auf einer Anhöhe unweit der Straße Rutschuk-Plewna, 4 km vom Dorfe Griwitza entfernt, eingefunden, die Glückwünsche des Fürsten auf das herzlichste entgegennehmend und ihn tief bewegt in die Arme schließend. In das unter freiem Himmel abgehaltene feierliche Tedeum, bei welchem alle niederknieten, für den Sieg betend, drang der Donner der Geschütze, die, insgesamt 256, schon früh das Bombardement eröffnet hatten. Das Wetter war sehr ungünstig, der Nebel so dicht, daß man kaum hundert Schritt weit sehen konnte, wodurch das Zielen erheblich erschwert wurde. Nun mischte sich in die eherne Sprache der Kanonen um die elfte Vormittagsstunde vom linken Flügel her heftiges Gewehrfeuer, zum großen Erstaunen des Fürsten. Entweder war von russischer Seite aus der Angriff zu früh erfolgt, oder die Türken hatten einen Vorstoß unternommen, was bei der trüben Witterung nicht zu unterscheiden war. Ordonnanzoffiziere brachten alsdann die Meldung, daß die Truppen des Generals Skobelew sich in vollem Kampf

befänden und bereits sehr bedeutende Verluste erlitten hätten. Fürst Karl hielt mit seinem Tadel über dies eigenmächtige Vorgehen nicht zurück, das den bevorstehenden allgemeinen Angriff noch mehr in Frage stellte.

Um zwei Uhr stieg der Fürst, der bis dahin beim Kaiser verweilt und den dieser zum Abschied innigst umarmte, zu Pferd und ritt mit seinem Stabe nach einem Punkte oberhalb des Dorfes Griwitza, das mit seinen starken Redouten als Schlüssel der türkischen Stellungen gegen Norden galt und welches von elf rumänischen Bataillonen angegriffen werden sollte, während drei russische gleichzeitig von Nordosten her vorrücken sollten. Unter dem gewaltigen Feuer der rumänischen Batterien setzten sich die rumänischen Truppen kurz vor drei Uhr in Bewegung, den Abhang des Plateaus zur feindlichen Redoute hin erklimmend und dort anlangend, ohne türkisches Feuer zu erhalten. Erst auf der Anhöhe sahen sie, daß sich bis zu den feindlichen Befestigungen noch ein 600 Meter langes Tal erstreckte mit steilen Abhängen. Schnell ging es hinunter und ebenso rasch sollten die Anhöhen erklommen werden, aber der Boden war grundlos, und die Soldaten mußten sich am Gestrüpp festklammern oder sich auf die Bajonette stützen. Da plötzlich begann mit vollster Wucht das türkische Feuer, die Braven scharenweise niedermähend, aber sie drangen vorwärts, den Feind aus den ersten Trancheen vertreibend, während andere Truppen nachrückten. Oben jedoch wartete ihrer eine furchtbare Überraschung: dort sah man erst, was der russische Generalstab nicht gewußt, daß hier zwei Redouten lagen, durch einen etwa 300 Meter langen Graben mit einander verbunden, zu deren Eroberung weit stärkere Truppenmassen hätten herangezogen werden müssen! Aber an einen Rückzug dachte niemand.

„Vorwärts Kinder,“ rief Oberst Ipatesku und drang an der Spitze der Bataillone voran, auf die sich jetzt das



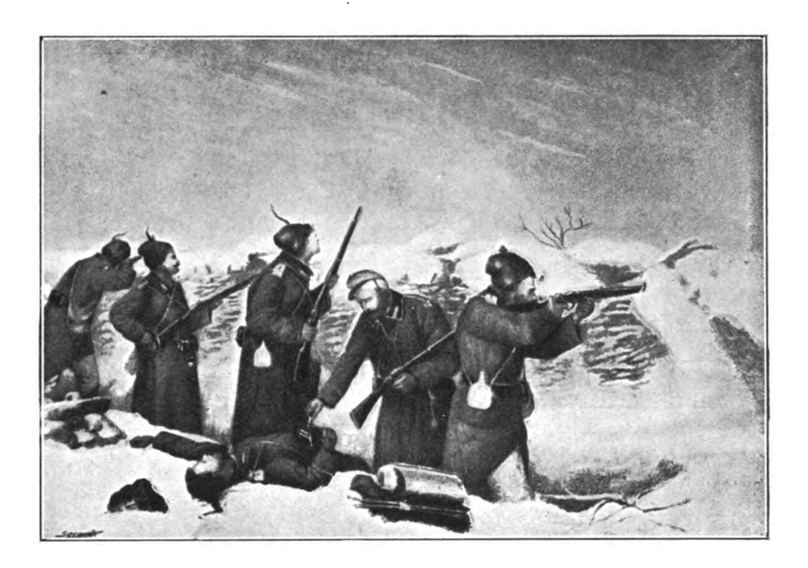
Angriff auf die Griwitza-Redoute (11. September 1877). (Nach dem Gemälde von Schönberg.)

verheerende Feuer der Geschütze und der in drei Linien übereinanderliegenden türkischen Infanterie ergoß. „Mir nach, Jungens!" spornte Hauptmann Maracineanu seine Soldaten an, als erster in den Graben springend, wo er sofort von Kugeln und Bajonettstichen durchbohrt wurde, aber seine Soldaten stürmten weiter, um die über ihnen liegende Redoute zu erreichen, dezimiert jedoch von dem vernichtenden Feuer. Ebenso erging es den anderen Truppen, die ihren Kameraden zu Hilfe eilten. Erst als der Divisionskommandant sah, daß die Hälfte der Streitkräfte aufgerieben war, und daß die drei noch nicht bisher in den Kampf gelangten Bataillone den Sturm nicht erfolgreich ausführen könnten, gab er den Befehl zum Rückzug.

Auch der gleichzeitig erfolgte Angriff der Kolonne der 4. Division auf die Ostfront der Redouten war trotz der außerordentlichen Tapferkeit der Infanteristen und Jäger erfolglos geblieben und hatte furchtbare Opfer erfordert. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel wurde um die vierte Nachmittagsstunde ein zweiter Ansturm unternommen. Aber auch dieser ward unter harten Verlusten abgeschlagen. Fürst Karl, in dessen nächster Nähe die türkischen Granaten einschlugen, duldete es nicht länger auf seinem Standpunkt. Er sprengte hinab zu seinen Truppen, sie anfeuernd zu abermaligem Vorgehen, denn die schrecklichen Opfer durften nicht vergebens gebracht worden sein.

Oberstleutnant Vacarescu erzählt uns in seinem bereits erwähnten Werk: „Der Fürst ritt zur 4. Division und begegnete zuerst einem Schwarm Soldaten des 2. Jägerbataillons. Müde von der Arbeit des Kampfes, dezimiert durch die Kugeln des Feindes, standen die Tapfern dicht um ihre Fahne geschart, der feindlichen Redoute gegenüber, aus welcher noch hin und wieder ein Flinten- oder Kanonenschuß fiel. „Was macht Ihr da, Kinder," rief der

Fürst ihnen zu. „Was sollen wir machen, Hoheit?" entgegnete ein Sergeant in seiner naiven Redeweise, das Gesicht gerötet von der Mühe und der Erregung des Tages; „die Heiden haben uns zu Grund gerichtet; schaut nur, wie wenige von uns übrig sind!" „Wie?" sagte der Fürst, „aber Ihr alle hier seid heil und kräftig, dort drüben sehe ich noch andere Eurer Gefährten, sammelt Euch und geht tapfer vorwärts, und der Sieg wird Euer sein, Ihr werdet



In den Schanzen vor Plewna.

die Ehre des heutigen Tages retten!" Mit kräftigem Hurra beantworteten die braven Jäger diesen Zuruf; bald schlossen sich ihre Reihen wieder, das Bataillon formierte sich und brannte vor Begier, wiederum ins Feuer zu kommen. Der Fürst befahl darauf dem Kommandeur der 4. Division, sich um jeden Preis in der eroberten Position zu halten, sich in ihr zu befestigen und, falls der Feind in der Redoute über Nacht weniger wachsam wäre, sich dies für einen neuen Angriff zu Nutze zu machen. Nachdem er dann

allen Korpskommandeuren mitgeteilt, daß er die Nacht im Biwak oberhalb von Griwitza, zwischen den russischen und rumänischen Linien, zubringen würde, ritt er nach den Feldlazaretten, wo unsere Verwundeten zu Hunderten anlangten. Bewundernswert war die leidende Geduld unserer Soldaten. Diejenigen, welche noch sprechen konnten, bejammerten nicht ihr Schicksal, sondern suchten nur zu beweisen, daß sie ihre Soldatenpflicht erfüllt hätten. „Hier ist mein Gewehr, Herr Doktor," sagten sie, als dieser sich anschickte, ihre Wunden zu untersuchen; „nehmen Sie es an sich, damit es nicht heißt, ich hätte es fortgeworfen oder in den Händen der Türken gelassen." " —

Hinter einem Hügel hatten die rumänischen Bataillone eine kurze Ruhepause gehalten. Jetzt erst bemerkten sie um fünf Uhr das Nahen der russischen Kolonne, die gleichzeitig angreifen sollte, aber in dem Nebel den Weg verloren hatte. „Kinder vorwärts, sonst nehmen noch die Russen die Redoute, daß wir uns schämen müssen!" riefen die Offiziere, und zum drittenmal wurde der grimmige Vorstoß unternommen in westlicher Richtung, während die Russen in östlicher vordrangen. Aber auch er wurde abgeschlagen und forderte neue entsetzliche Opfer. Über 1000 rumänische Soldaten und mehr denn 20 Offiziere waren gefallen. Auch an anderen Punkten hatten die Russen unter den Generalen Krylow und Skobelew keine Erfolge erzielt und die schwersten Verluste erlitten.

Um die sechste Abendstunde verließ Fürst Karl die Feuerlinie, wo er die Verwundeten getröstet hatte, und ritt zum Kaiser, der ihm mit der bangen Frage entgegentrat: „Wie geht es?" und der Fürst, der ja stets vor diesem übereilten Angriff gewarnt, berichtete von dem traurigen Ereignisse des Tages, hinzusetzend, er hoffe, daß wenigstens die erste Griwitza-Redoute noch genommen werde, da er Befehl zu einem letzten Sturm erteilt, — so sei zu erwarten, daß der Namenstag des Kaisers, wenn auch

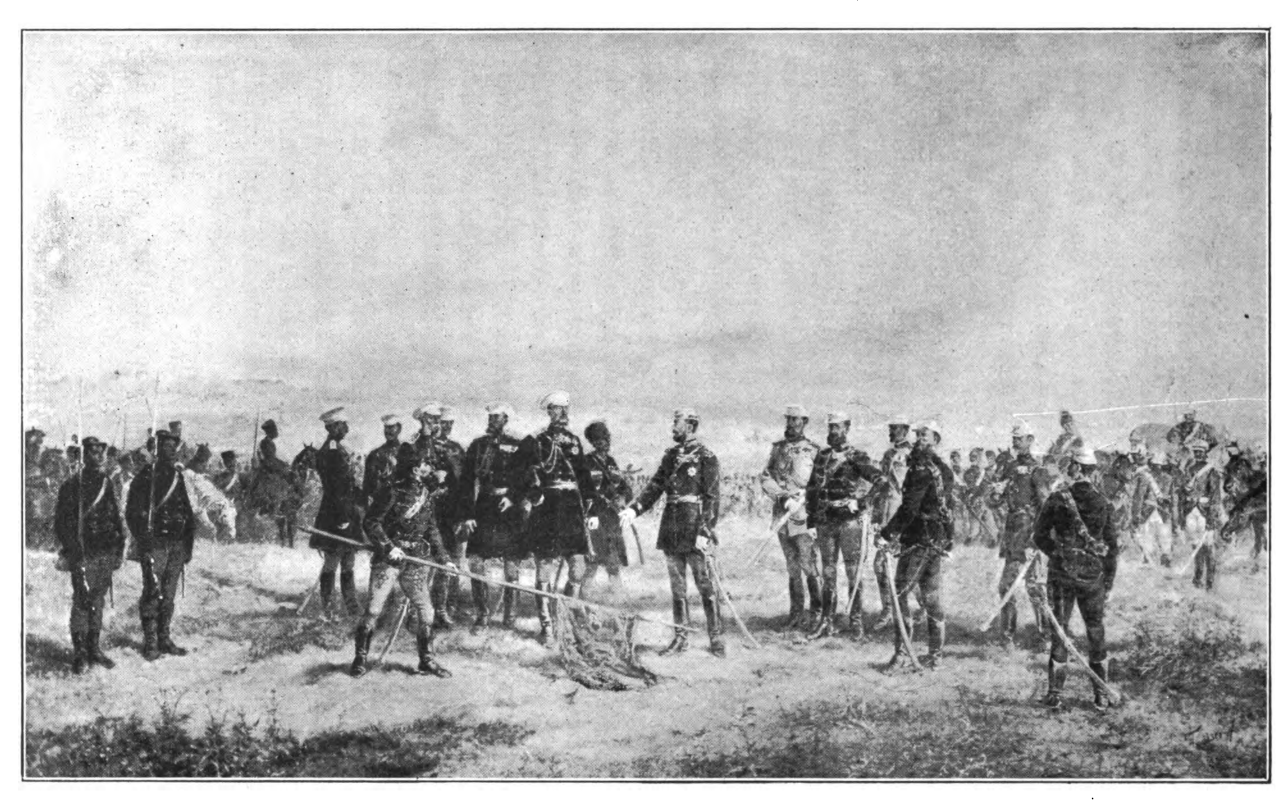


Fürst Karl bei Griwitza (11. September 1877).

nicht mit einem Siege, so doch mit einem Erfolge abschließen werde! Noch während dieses Gesprächs, das den Kaiser tief erschütterte, jagte auf schaumbedecktem Pferd ein Kosakenoffizier heran mit der Meldung, daß türkische Truppen aus Plewna ausgebrochen seien und auf der Straße von Griwitza herandrängten. Man bestürmte den Kaiser, sofort sein Hauptquartier aufzusuchen, wohin er sich auch unter dem Schutze der Eskorte begab. Kurz darauf erfuhr man, daß es blinder Lärm gewesen. Fortwährend grollte noch der Donner der Geschütze und rollte das Knattern der Gewehrsalven, während die Nacht hereinbrach, eine trübe, drückende Nacht voll banger Erwartungen und Zweifel.

Nahe einem großen Feuer streckten sich Fürst Karl und Großfürst Nikolaus mit ihrer Begleitung aus. Kein Wort wurde gewechselt; jeder war mit seinen ernsten Gedanken beschäftigt, jeder war sich der gefahrvollen Lage bewußt. Da, um die neunte Stunde, kam mit verhängtem Zügel ein Offizier angesprengt, die nicht mehr erhoffte, aber so heiß ersehnte Kunde bringend, daß die rumänischen Truppen, und zwar das 2. Jäger-Bataillon, das 14. und 16. Doboranzen- und das 5. Linienregiment, die erste Griwitza-Redoute genommen, in erbittertstem Handgemenge die Türken zurückwerfend, eine Fahne und fünf Geschütze erobernd. Aber auch dieser Sieg war wiederum teuer erkauft.

Der Großfürst umarmte den Fürsten Karl, der sofort einen Boten an den Kaiser sandte, um ihm die frohe Nachricht zu melden. In den Kleidern bei leise herabrieselndem kaltem Regen übernachteten Fürst Karl und Großfürst Nikolaus auf ihrem Observationsplatz, zu dem das Stöhnen der Verwundeten herüberdrang, ihre Herzen schwer bedrückend, während das Geschütz- und Gewehrfeuer nicht aussetzte, da die Türken während der Nacht den Versuch unternommen, die Griwitza-Redoute wiederzu-



Die erste erbeutete türkische Fahne wird dem Fürsten Karl von dem Großfürsten Nikolaus von Rußland bei Griwitza dargebracht (12. September 1877).

nehmen, von den Rumänen jedoch zurückgeschlagen worden waren. Ordonnanzoffiziere brachten um die vierte Morgenstunde eingehendere Nachrichten über die verschiedenen Kämpfe, die über 16 000 Mann, darunter 2600 Rumänen mit 59 Offizieren, kampfunfähig gemacht. Die Truppen waren völlig erschöpft, und mit großer Besorgnis erwog man, was geschehen solle, wenn Osman Pascha jetzt mit aller Energie einen Vorstoß unternehmen würde.

Um elf Uhr traf der Kaiser ein, den Fürsten Karl in die Arme schließend und ihm seine vollste Anerkennung über die Bravour des jungen rumänischen Heeres ausdrückend. Die Nacht verbrachte der Fürst, der den ganzen Tag über auf seinem Standpunkt verblieben, um von hier aus die nötigen Befehle zu erteilen, in Poradim, am nächsten Tage das Schlachtfeld besuchend, wo sich ihm die erschütterndsten Szenen darboten, da die Ambulanzen zu schwach waren, allen Hilfe zu bringen, wodurch viele der Unglücklichen mehr denn vierzig Stunden unter freiem Himmel liegen mußten, während zahlreiche andere sich noch in der Schußweite des Feindes befanden und nicht mehr gerettet werden konnten, weil Osman Pascha die wiederholten Vorschläge einer kurzen Waffenruhe zur Bergung der Verwundeten und Toten abgewiesen. Dann inspizierte Fürst Karl seine Truppen, begeistert von ihnen begrüßt, später mit dem Kaiser zusammentreffend und in dem Kriegsrat mit aller Energie darauf dringend, daß man sich jetzt vor Plewna völlig defensiv verhalten müsse, bis die nötigen Verstärkungen herangekommen wären. Nun sah auch der russische Generalstab ein, wie richtig von Anfang an die Ansicht des Fürsten gewesen, daß man das von zwanzig starken Redouten umgebene Plewna nicht im Sturm nehmen könne, hatten doch die bisher erzielten geringen Erfolge, wenn man die ersten Kämpfe mit hinzuzog, über 25 000 Mann gekostet.

An seine Gemahlin schrieb Fürst Karl über den blutigen

Tag: „Um drei Uhr begann der Angriff von allen Seiten; mit Herzklopfen verfolgte ich jede Bewegung, ich konnte alles gut übersehen. Auf der ganzen Linie war das Feuer furchtbar, ein Kanonendonner und ein Gewehrgeknatter, die gradezu betäubend wirkten; drei Pulvermagazine flogen in die Luft. Von allen Seiten brachen unsere Kolonnen vor, wurden aber durch die feindlichen Kugeln niedergemäht; bald war das Schlachtfeld von Tausenden unsrer Tapferen bedeckt, wiederholt schlugen die Türken die Angriffe zurück, und erst wie die Nacht hereinbrach, gelang der letzte Angriff; die Verluste waren aber nicht im Verhältnis zu dem geringen Resultat, denn es gelang uns nur, die vordere Redoute zu nehmen, die leicht wieder verloren gehen kann, da eine stark befestigte Linie dieselbe dominiert. Der gestrige Tag, der kein Sieg ist, sondern nur un succès militaire, kostet uns mindestens 14 000 Mann, von denen über 2000 Mann und 50 Offiziere auf die rumänische Armee kommen; die genaue Zahl konnte noch nicht festgestellt werden. Beide Armeen haben sich aber heldenmütig geschlagen. — Am Abend besuchte ich die rumänischen Verbandplätze, die ein herzzerreißendes Bild darboten. Nach sechs Uhr traf ich beim Kaiser ein, dem ich nur betrübende Nachrichten überbringen konnte, er war tief bewegt. — Plötzlich wurde uns die Nachricht gebracht, die türkische Reiterei hätte unsere Linien durchbrochen! Man bat den Kaiser dringend, in sein Hauptquartier zurückzukehren; dies geschah dann auch. Der Großfürst und ich blieben die ganze Nacht vor Plewna in den nassen Kleidern, bei fortgesetztem Regen. Es wurde ein großes Feuer angezündet, an dem wir uns so gut wie möglich trockneten; zu unserer persönlichen Deckung holte man ein Bataillon aus der Reserve herbei. — Die Nacht war stürmisch, und unfreundlich und unheimlich unser Standort. Tausende von Leichen bedeckten das Schlachtfeld, und die ganze Nacht hindurch arbeiteten unermüdlich die

Ambulanzen. — Bis gegen Morgen dauerte das Feuer aus den feindlichen Batterien, nur schwächer und schwächer werdend; wiederholt versuchten die Türken die Redoute wiederzunehmen. Wir haben eine türkische Fahne erobert, die ich Dir schicke; auch die eroberten Kanonen sende ich nächstens nach Bukarest."

So schmerzlich Fürst Karl von den furchtbaren Verlusten, die sein Heer erlitten, berührt war, so stolz war er andrerseits auf die hier zum erstenmal gezeigte Tapferkeit seiner Truppen, die dem kampferprobten russischen Militär nicht nachgestanden, sondern mit ungeschwächtem Mut stets voran gewesen waren, blühenden Ruhm um die rumänischen Fahnen flechtend. Kaiser Alexander erkannte dies willig an, indem er persönlich dem Fürsten das Georgskreuz um den Hals hing und in dem diese Verleihung bestätigenden Handschreiben betonte, daß die rumänischen Soldaten in jenen Kämpfen des 11. und 12. September den Beweis eines heroischen Mutes gegeben.

Dieser Mut zeigte sich auch bei dem am 18. September unternommenen Angriff auf die zweite Griwitza-Redoute, da von dieser aus immer wieder versucht wurde, die erste zurückzuerobern. Drei Bataillone gingen zum Sturm vor; sie vertrieben die Türken nach kurzem Bajonettkampf aus ihren verschanzten Linien und gelangten dann bis an den Graben der Redoute, wo sich ein blutiges Handgemenge entspann und sie auch hier siegreich blieben. Aber alle Versuche, die hohe, steile Mauer zu erklimmen, scheiterten an dem vernichtenden Feuer der Türken, die in großer Übermacht waren und in sicherer Bedeckung ihre vernichtenden Salven abgaben. Immer wieder ward der Versuch unternommen, aber zu furchtbar war die Todesernte, daß Fürst Karl, der dem Gefecht von einer nahen Anhöhe aus beiwohnte, den Befehl zum Rückzug gab. 5 Offiziere und 123 Mann waren gefallen, 15 Offiziere und 420 Mann verwundet worden.

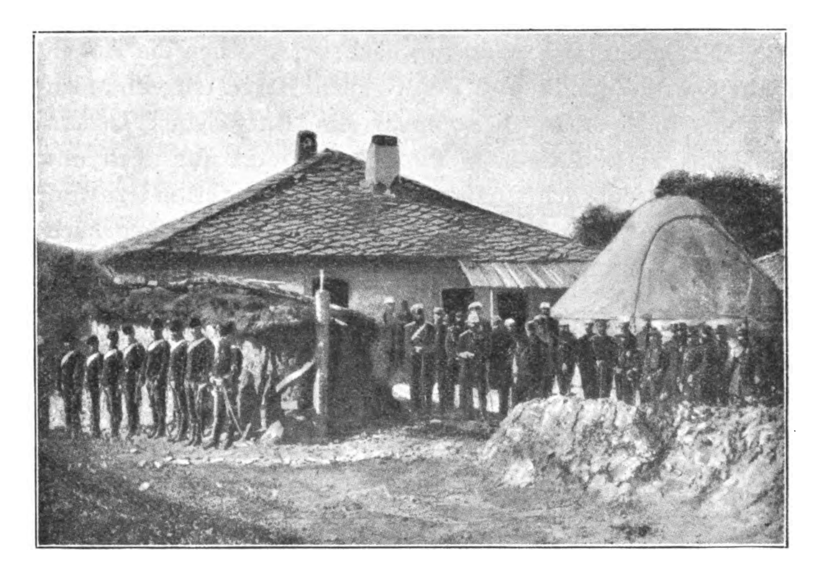
Auch die rumänische Kavallerie, welche westlich von Plewna operierte, um jene Gegend von feindlichen Streitkräften zu säubern und den Heranzug von Mannschaften und Proviant zu hindern, hatte verschiedene Erfolge zu verzeichnen und konnte dem Fürsten eine eroberte Standarte, die sie Tscherkessen abgenommen, übersenden. Die folgenden Tage benutzte Fürst Karl zu Inspizierungen, überall nach dem Rechten sehend und Befehle erteilend zur Beschleunigung der von ihm angeordneten Befestigungen der russischen und rumänischen Stellungen, damit ein möglichst fester Ring um Plewna gebildet und ein Ausbruch Osman Paschas verhindert würde. Aber trotz aller Vorkehrungen gelangten doch einige Verstärkungen und Proviantkolonnen in die Festung, da Fürst Karl bisher vergeblich um eine weitere Heranziehung russischer Truppen gebeten. Erst Ausgangs September und Anfangs Oktober langten diese an und befreiten den Fürsten von der drückenden Sorge, daß er einem Ansturm Osman Paschas hätte unterliegen können, der um so kritischer geworden wäre, als infolge heftiger Stürme die Donaubrücke bei Nikopolis zerstört und der Truppennachschub wie die Proviantzufuhr hierdurch sehr behindert worden waren. Das Wetter war in diesen Wochen anhaltend schlecht, Regen und Schnee hatten alles in einen Sumpf verwandelt, die Truppen mußten bei zunehmender Kälte im Freien biwakieren und litten stark unter Krankheiten aller Art. Der Fürst schrieb darüber an seine Gemahlin: „Von dem Wetter, das wir seit drei Tagen haben, kann man sich keine Vorstellung machen: Regen und Schneegestöber, dabei ein eisiger Nordsturm und ein so bodenloser Schmutz, daß man nur schwer vom Platze kommen kann. Die armen Truppen leiden furchtbar, und wenn das Wetter sich nicht bald bessert, werden wir soviel Kranke haben, daß der neu eingetroffene Ersatz kaum die Lücken ausfüllen wird. Von den Schwierigkeiten einer

Kriegführung in Bulgarien kann man sich in Europa keinen Begriff machen; die Strapazen, Entbehrungen, Mühen und Sorgen sind so unbeschreiblich groß, daß eine Kampagne hier drei Kriegen im Occident gleichkommt!"

Glücklicherweise wurde die Gesundheit des Fürsten trotz der enormen Strapazen nicht erschüttert. Er blieb oft den ganzen Tag zu Pferd, stets um das Wohl der Truppen besorgt, die er auch in den äußersten Vorpostenstellungen besuchte, dort wiederholt scharfem feindlichen Feuer ausgesetzt. Endlich, in der zweiten Hälfte des Oktober, besserte sich die Witterung, und da auch weitere Verstärkungen herangekommen, konnte der Kreis um Plewna immer enger gezogen werden, so daß Osman Pascha sämtliche rückwärtige Verbindungen abgeschnitten wurden. Am 26. Oktober verlegte Kaiser Alexander sein Hauptquartier nach Poradim, wo ihm Fürst Karl sein Haus sofort zur Verfügung stellte, er selbst am äußersten Ende des Dorfes eine elende, strohbedeckte Hütte beziehend, die nur aus zwei kleinen feuchten und niedrigen, ungedielten Gelassen bestand, während seine Begleitung Unterkunft in nahen Baracken suchen mußte.

Sowie es nur die kriegerischen Vorgänge gestatteten, stand der Fürst in engem Briefwechsel mit seiner Gemahlin, die er immer wieder dringend bat, sich zu schonen, da die Fürstin völlig aufging in der Pflege der Verwundeten und Kranken in den Bukarester Lazaretten. So schrieb er ihr unter dem 14. Oktober: „. . . Das Wetter war während acht Tagen entsetzlich, und die Truppen haben sehr darunter gelitten: die Stiefel faulten ihnen in dem Schneewasser an den Füßen; sehr viele haben sich die Gliedmaßen erfroren, und die Spitalzelte reichen nicht aus, um alle Kranken unterzubringen — in der Westarmee über 2000 Mann! — Im tollsten Wetter besuchte ich sämtliche Lazarette und Ambulanzen und tröstete die Unglücklichen, von denen manche in nassem Stroh lagen. Einige sind auf dem

Transport gestorben; gegen 300 Pferde sind zugrunde gegangen, und die Wege mit Kadavern besäet. Der Krieg tritt hier in seiner krassesten Form auf, und man muß starke Nerven haben, um all dies mit anzusehen. — Die rumänischen Truppen besuchte ich in den Trancheen, wo sie bis an die Kniee in Schmutz und Wasser standen! Dazu sind an vielen Stellen die Brustwehren eingestürzt, so daß sie dem Gewehrfeuer der Türken ausgesetzt sind,



Fürst Karls zweites Quartier in Poradim.

und wir in den letzten Tagen wieder mehr Verwundete hatten. Trotzdem wurde gearbeitet, und neue Batterien installiert. Aus einer derselben, in dem gedeckten Wege der Redoute, ließ ich die ersten Schüsse abgeben, auf 600 Meter, und die Türken, die einige Verluste hatten, antworteten sofort mit Gewehrfeuer; als dasselbe zu toll wurde, verließ ich die Batterie, um mich nicht unnötig auszusetzen. Oberst Gaillard, der mit mir war, machte mir hernach Vorwürfe und erklärte mir, daß er mich fortan

verhindern werde, in die Trancheen zu gehen. — Eine halbe Stunde später wurde ein Artillerieunteroffizier, mit dem ich noch gesprochen, und der die Tapferkeitsmedaille hatte, auf der Stelle erschossen, wo ich gestanden hatte. — Jedermann ist mehr oder weniger krank gewesen, nur ich bin, Gott sei Dank, ganz wohl. Ich bin an Strapazen gewöhnt und deshalb hier in meinem Element; oft sitze ich den ganzen Tag zu Pferd, worüber sich selbst die Russen wundern.“

Nachdem im Verlauf der nächsten Wochen die Höhen von Gornji-Dubnik und der Grünen Berge eingenommen waren, hatte man nicht mehr ein Entweichen Osman Paschas zu befürchten. Man mußte jetzt nur noch mit seinem Durchbruch rechnen, und diesen zu verhindern traf der Fürst die umsichtigsten Maßregeln, die bisher noch schwachen Linien verstärkend und ebenso die einzelnen Befestigungen. Während man vor Plewna sich abwartend verhielt, hatte Fürst Karl, um Osman Pascha die letzte Möglichkeit abzuschneiden, aus Nordwesten oder Südwesten Hilfe zu erhalten, seinen Truppen befohlen, die an der Donau gelegene befestigte Stadt Rahowa einzunehmen, welche als Truppensammelpunkt für das westliche Bulgarien dienen konnte. Nachdem zunächst das Terrain rekognosziert worden war, wurde von verschiedenen Seiten der Angriff am 19. November unternommen. Das 10. Dorobanzen-Regiment erstürmte trotz heftigsten Feuers die erste Redoute und die Schanzgräben, die sofort besetzt wurden, worauf der Sturm fortgesetzt ward, bis die Munition ausging und die schwer gelichteten Truppen bei Einbruch der Nacht von einem weiteren Vordringen absehen mußten. Am nächsten Tage verhinderte ein dichter Nebel jegliche Operation. In der sich anschließenden Nacht suchte die Garnison auszubrechen, sich in einer Zahl von 2000 Mann auf ein rumänisches Bataillon stürzend, das drei Stunden dem überlegenen Feinde standhielt und dann den fort-

gesetzten Anprall zu brechen suchte, indem es mit erstaunlicher Kühnheit selbst zum Sturm vorging, die Türken in die Flucht schlagend, die, soweit sie nicht gefallen oder verwundet worden, in einer Furt des Skit-Flusses zu entkommen suchten, von rumänischer Kavallerie verfolgt, die viele Gefangene machte und den gesamten Train eroberte. Siegreich konnten die Rumänen in Rahowa einrücken, freudig bewillkommnet von den Bulgaren, die mit Jubel das Hissen der rumänischen Fahne auf den Befestigungswerken begrüßten.

Aus Anlaß dieses großen und wichtigen Erfolges hielt Fürst Karl vor Plewna am 24. November einen Dankgottesdienst ab, nach dem Tedeum eine Ansprache an seine Truppen richtend, in der er hervorhob, daß der Heldenmut der rumänischen Soldaten sich bei der Einnahme von Rahowa von neuem bewährt habe; das Blut der Gefallenen sei für die heilige Sache der Unabhängigkeit vergossen, und er, der Fürst, sei der festen Überzeugung, daß sein ganzes Heer von derselben Opferwilligkeit sei, er habe beschlossen, eine Medaille zu stiften, mit der Inschrift: „Den Verteidigern der rumänischen Unabhängigkeit und Ehre“, seine Truppen auffordernd, angesichts des Gegners unter dem Donner der Kanonen in den Ruf einzustimmen: „Es lebe das freie Rumänien!“

Der Wunsch des Fürsten, daß die Garnisonen von Rahowa und Nikopolis von den Rumänen gestellt würden, fand Erfüllung, es war eine Anerkennung der bedeutsamen rumänischen Waffenerfolge, von großer Wichtigkeit nicht nur in militärischer, sondern auch in politischer Beziehung.

Unermüdlich war Fürst Karl tätig, damit die Truppen nicht nachließen im Bewachungsdienst, immer wieder auch die äußersten Stellungen besichtigend und wiederholt sich großer Lebensgefahr aussetzend. Jede freie Stunde benutzte er, in schlicht-fesselnder Weise von seinen Erlebnissen der Fürstin zu berichten, die sich auf das tiefste

um ihn bangte und sorgte: „Gestern kam Dein lieber Brief an — ich freute mich über ihn, wie der Wanderer in der Wüste nach dunkler Nacht über die Morgenröte. Jedes Deiner Worte lese ich viele Male und trage sie mit mir umher!“ so hatte sie ihm geschrieben. Und der Fürst erzählte seiner Gemahlin über seine im Laufe des November unternommenen Inspizierungen: „Mit meinem russisch-rumänischen Stabe setzte ich meine Exkursionen jenseits des Wid, die nicht ohne Gefahr waren, fort. Um acht Uhr morgens verließ ich Poradim bei Sturm und Regen, einem wahren Allerseelenwetter; um zehn Uhr war ich in Wrbitza, blieb dort einige Zeit im rumänischen Hauptquartier und fuhr dann weiter nach Riben, wo ich gegen ein Uhr eintraf. Ich ließ hier sechs Artilleriepferde vor meinen Wagen spannen, reduzierte die Eskorte, um jedes Aufsehen zu vermeiden, passierte dann den Wid und fuhr eine Stunde an den Vedetten der Kalaraschi entlang, die etwa 600 Schritt von der türkischen Vorpostenlinie hielten; die Fahrt war höchst interessant, da ich alle Bewegungen der Türken beobachten konnte. Um halb drei Uhr traf ich in Dolnji-Netropol ein. Ich besichtigte hier die von unseren Truppen (Brigade Cantili) angelegten Befestigungen und begab mich dann auf einen Observationspunkt, von wo ich die steinerne Widbrücke auf der Straße nach Sofia sehen konnte, die von unserer Artillerie stark beschossen wurde. Jenseits der Brücke hatten die Türken einige Bataillone aufgestellt, und da man hieraus auf einen bevorstehenden Angriff schließen durfte, standen unsre Truppen alle unter Gewehr. — Der Blick auf Plewna von jenseits des Wid ist sehr schön; die Stadt liegt in einer Talweitung, umgeben von Höhen, die schroff zum Wid abfallen. Ich beobachtete an einem der Abhänge ein ausgedehntes Lager, das man vom andern Ufer aus nicht sieht, mit über tausend Zelten. Unsre jenseitigen Batterien, an 300 Geschütze, feuerten Salven ab, und wir sahen den

Regen von Bomben niederfallen, während erst nach einer halben Minute das lang anhaltende Donnern und Rollen der Geschütze hörbar ward — eine großartig schöne Kriegsszene! Eine ganze Anzahl russischer Generale stand neben mir. — Ich ritt von Dolnji- nach Gornji-Netropol, wo ich die 2. Brigade der rumänischen 4. Division, sowie die neu eingetroffene Grenadierdivision und eine Kosakenbrigade besichtigte. Alle Truppen empfingen mich mit nicht endenden Hurras; ich brauchte eine Stunde, bis ich das ganze Lager abgeritten hatte, in dem 16 000 Mann versammelt waren. — Um 6 Uhr dinierte ich beim Stabe der 4. Division (General Rocowitza). Die Musik des 5. Regiments spielte ihr bekanntes Repertoire, auch jenes Stück, welches sie mit Gesang vor dem Palais zu spielen pflegte, und das Bukarester Jägerbataillon gab die Wache. Ich biwakierte mitten unter den Truppen, vier Kilometer vom Feinde, und hörte die ganze Nacht das Kleingewehr- und Geschützfeuer. Davila, der mit mir war, hatte mir auf einer Tragbahre ein Bett arrangiert, auf das ich mich unausgekleidet legte. Die Nacht war dunkel und es regnete stark, was einen Überfall erleichtert hätte; man hatte auch eigens eine starke Lagerwache aufgestellt. Ich schlief aber ganz gut unter dem Zelt." — Und der Bericht über die Erlebnisse des nächsten Tages schloß: „Mit Mühe und Not, bei bodenlosen Wegen und starkem Regen, erreichte ich um acht Uhr abends Davilas große Ambulanz, wo ich die Nacht zubrachte. Davila sorgte sofort für warmes Essen, was um so willkommener war, als wir ganz durchgefroren und naß waren. Ziemlich müde — wir hatten acht Stunden bei Regen im Sattel gesessen — begaben wir uns zur Ruhe, und ich schlief vortrefflich, natürlich angezogen; 56 Stunden bin ich nicht aus den Kleidern gekommen." — Und am 21. November schrieb der Fürst seiner Gemahlin: „Vorgestern wurde vor Plewna ein großartig schöner Dankgottesdienst für die Einnahme von Kars

abgehalten. Wir waren auf einem Plateau, von wo man die Positionen von Plewna und die meisten Batterien gut übersehen konnte. Die Truppen waren auf der ganzen Linie aufgestellt, die Musiken spielten, sämtliche Batterien feuerten, und der Donner der Geschütze wurde von dem endlosen Hurra der Soldaten noch übertönt. Dabei der schöne Gesang des kaiserlichen Chores, und wir alle auf den Knien betend, es war ein erhebender und ergreifender Augenblick. Die Türken glaubten, wir planten einen Angriff, und standen auch bereit. Nach der Feier ritt ich in die verschiedenen Batterien; als ich auf dem vorspringenden Plateau von Raditschewo anlangte, richteten die Türken ihre Geschosse auf mich, ein Schrapnell fiel in meine Eskorte, ohne jemand zu verwunden. Die russischen Batterien, 36 Geschütze, die in meinem Rücken standen, eröffneten nun auch ein Salvenfeuer, so daß ich in Pulverdampf gehüllt war. Die Granaten flogen pfeifend und zischend über meinem Kopfe fort, ich konnte nicht mehr unterscheiden, aus welcher Richtung sie kamen. Ich ritt auf die feuernden russischen Batterien zu, die ihre Salven fortsetzten, und wurde dort vom Artilleriebrigadegeneral empfangen, der mir sagte, daß die Türken seit vierzehn Tagen nicht mehr in dieser Richtung geschossen hätten, mich bittend, die gefährliche Position zu verlassen." —

Der Dezember hatte mit schweren Stürmen eingesetzt, die eine teilweise Zerstörung der Brücke bei Nikopolis herbeiführten und dadurch die rückwärtige Verbindung störten, so daß die Truppen sogar Mangel an Lebensmitteln hatten und es an Heu wie an Holz fehlte, da die Transporte nicht pünktlich eintreffen konnten. In dem jammervollen Quartier des Fürsten Karl war es kaum zum Aushalten. Die winzigen Räume waren, sobald man sie zu heizen versuchte, durch Rauch gefüllt, und Regen wie Schnee drangen an vielen Stellen ein. Die Straßen waren grundlos, man brauchte die dreifache Zeit wie bisher, um vorwärts zu kommen.

Dem wiederholten Andrängen des Großfürsten Nikolaus, neue, energische Angriffe auf Plewna zu unternehmen, widerstand Fürst Karl fortgesetzt, da Osman Pascha sich nur noch ganz kurze Zeit halten konnte, und man nicht vergeblich so viele Menschenleben zu opfern brauchte. Auch hier sollte sich die Voraussicht des Fürsten bewähren. Am frühen Morgen des 10. Dezember erhielt Fürst Karl Meldungen von starken Bewegungen der türkischen Truppen, die auf einen Ausfall schließen ließen. Sofort eilte er in seinem Gespann nach Griwitza, und als ihm dort mitgeteilt wurde, daß die Türken die zweite Redoute geräumt und diese bereits die Rumänen besetzt hätten, erteilte er umgehend den Befehl zum Vorgehen der zweiten Division auf der ganzen Linie. Alles deutete auf einen Entscheidungskampf hin. Von verschiedenen Seiten dröhnte der Geschützdonner herüber und hörte man das Knattern der Gewehrsalven. Mit jeder Minute wuchs das Getöse, zu betäubendem Lärm anschwellend. Da der Fürst hörte, daß die Türken eine russische Redoute genommen hätten, ließ er auch seine 4. Division gegen den Feind vorgehen. Von einer Anhöhe hielt er einen orientierenden Überblick über das ganze Terrain und gab von hier aus die weiteren Befehle, Kaiser Alexander stets durch kurze Telegramme von dem jeweiligen Stand der Schlacht benachrichtigend.

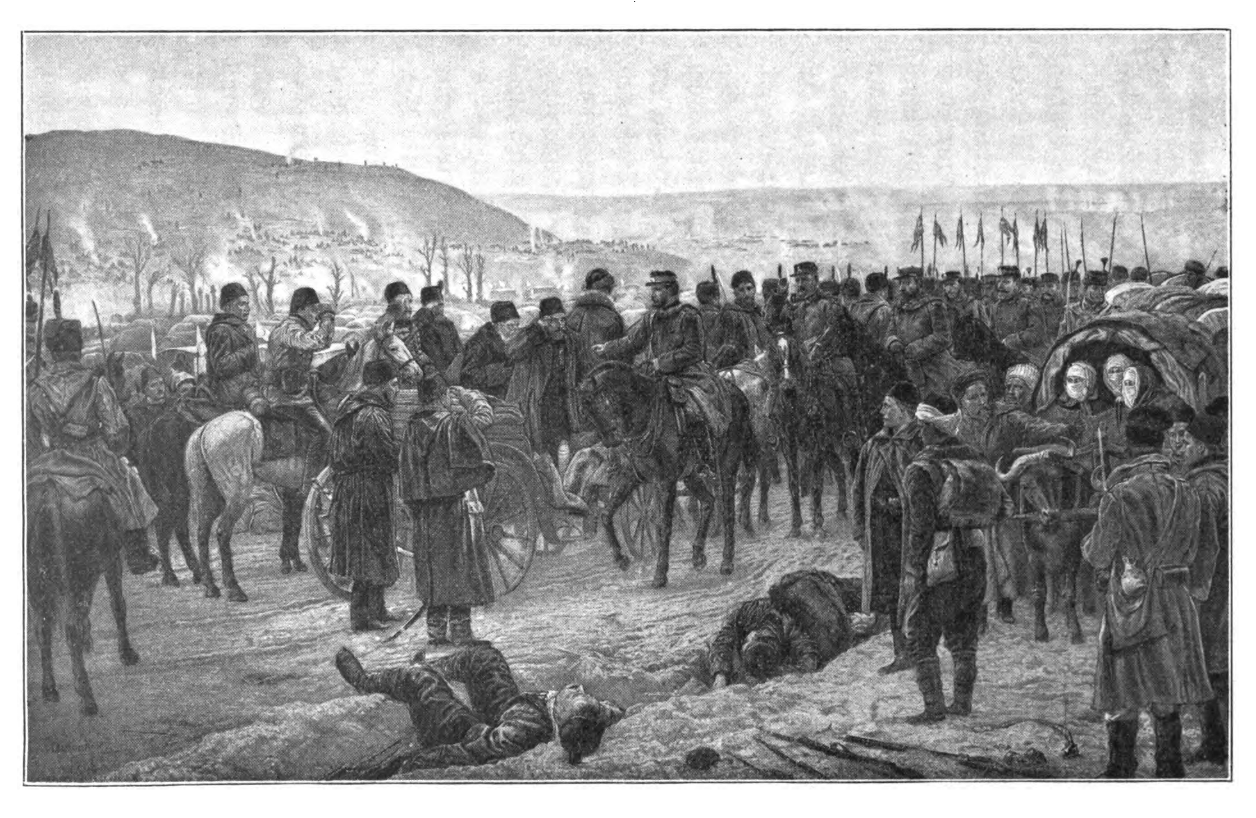
Die Rumänen griffen wiederum mit vollster Entschlossenheit und Tapferkeit in den Kampf ein; sie stürmten Opanetz und nahmen zwei Redouten, und auf diesen energischen Anprall hin ergab sich ihnen die Besatzung der dritten mit 7000 Mann und 6 Kanonen, welche Kunde den Fürsten mit tiefer Freude erfüllte. An verschiedenen Stellen hatten die Türken erhebliche Vorteile errungen, wurden dann aber von den vereinten Streitkräften wieder zurückgeworfen unter schweren Verlusten, zu denen die unaufhörlich feuernden Batterien das ihrige beitrugen.

Vielleicht wäre der Vorstoß Osman Paschas gelungen,

wenn seine Dispositionen befolgt worden wären. Er hatte seine Armee in zwei Teile von je 20 000 Mann geteilt; die eine unter seiner Führung sollte die Linien jenseits des Wid zu durchbrechen suchen, die andere nach zwei Stunden vorgehen, bis dahin aber die Flanken und den Rücken des ersten Korps decken. Inmitten des tollsten Kugelregens hielt Osman Pascha stand. Ein Pferd wurde ihm unter dem Leib erschossen und er selbst am Fuß verwundet. Vergebens harrte er auf das Nahen des zweiten Korps, um mit diesem vereint vorwärts zu dringen, aber jenes war durch die Kämpfe mit den Rumänen zu stark engagiert worden und sah bald nach schweren Verlusten die Nutzlosigkeit eines Widerstandes ein, denn die rumänischen Truppen drängten die Türken von Plewna ab in ein zwischen der Stadt und dem rechten Widufer gelegenes Tal, das durch tausende von Wagen und durch dichte Scharen der Bevölkerung der Stadt, die sich Osman Pascha anschließen wollten, völlig ausgefüllt war. In dieses Gewühl fielen die Granaten der rumänischen Batterien und verstärkten die schreckliche Verwirrung. Da ergaben sich ganze Teile der türkischen Armee; die Panik wurde immer größer, um so mehr, als sich infolge der Verwundung Osman Paschas die Schreckenskunde verbreitete, der Marschall sei gefallen.

Fürst Karl hatte zur Mittagsstunde seinen Standort verlassen und sich auf den Kampfplatz zwischen Bukowa und Opanetz begeben, wo sich ihm das malerischste, packendste, seelisch tief ergreifende Gesamtbild des wilden Kampfgetümmels darbot.

Jetzt jagte auf schäumendem Roß ein Offizier heran, dem Fürsten meldend, daß sich Osman Pascha mit seiner ganzen Armee ergeben wolle, und zwar hatte der türkische Feldherr diese Mitteilung dem rumänischen Oberst Cerchez gemacht, der mit dem dritten Linienregiment bis zu jener, auf dem rechten Widufer gelegenen Hütte, in



Begegnung des Fürsten Karl mit Osman Pascha bei Plewna (10. Dezember 1877).

die man den verwundeten Pascha getragen, vorgedrungen war und zahllose Türken gefangen genommen hatte.

Zu jener Widbrücke ritt nun auch Fürst Karl mit seinem Stabe, überall von den siegreichen rumänischen Truppen auf das jubelndste begrüßt. Aber so stolz auch der Fürst auf diesen neuen Erfolg der rumänischen Waffen sein durfte, so tief ergriff ihn das Elend, auf das er überall stieß, von innigem Mitleid mit dem heldenmütigen Feind ergriffen. An langen Zügen von Gefangenen vorbei ritt er zwischen Toten und Verwundeten dahin, langsam nur ging's vorwärts. Nahe jener Widbrücke kam ihm ein offenes Gefährt entgegen, begleitet von einer Eskorte des 3. rumänischen Calaraschen Regiments: Osman Pascha, der gefangene Feldherr, saß in dem Wagen. Als man ihm sagte, daß Fürst Karl nahe, erhob er sich trotz der Schmerzen. Der Fürst reichte ihm mit festem Druck die Hand, ihm mit bewegten Worten seine vollste Anerkennung über seine und seiner Truppen Tapferkeit ausdrückend und sich nach seiner Verwundung erkundigend. In diesem Augenblick traf auch Großfürst Nikolaus ein, gerührt den Fürsten in die Arme schließend und sich dann zu Osman Pascha wendend, ihm gleichfalls seine Anerkennung über die tapfere Verteidigung Plewnas ausdrückend. Nachdem der verwundete Marschall weitergefahren, verabredeten Fürst Karl und der Großfürst die nächsten Dispositionen, dann ritt Fürst Karl nach Plewna, wiederum inmitten des dichten Gewühls der Gefangenen, der Fliehenden, der Sieger; Jammern, Rufen, Stöhnen, Schreien, Flehen überall, überall auch Tote und Verwundete, umgefallene Wagen, fortgeworfene Waffen, wehklagende Frauen und weinende Kinder, und dazwischen der Jubel der russischen und rumänischen Truppen beim Erscheinen des Fürsten und die schmetternde Musik froher Märsche der heranrückenden Bataillone.

Plewna selbst machte einen völlig ausgestorbenen Eindruck. In den engen, winzigen Gassen fand man sich kaum zurecht, die Dunkelheit brach herein, und nur schwer entdeckte man den Ausweg, zudem fielen noch hier und da vereinzelte Schüsse und mußte man mit der Verzweiflung zurückgebliebener türkischer Soldaten rechnen, so daß die Umgebung des Fürsten sich ernsten Besorgnissen hingab. Endlich gelangte man, von einem bulgarischen Knaben geführt, auf den richtigen Weg nach Griwitza, in dessen Nähe der Fürst den ersten besten Wagen bestieg, da sein eigenes Gefährt sowie seine Eskorte in der Finsternis und Verwirrung abhanden gekommen waren. In dunkler Nacht ging's nur langsam vorwärts über Hindernisse aller Art, vorbei an Toten und Verwundeten, welch letztere flehentlich um Hilfe baten, durch das Gewirr umgestürzter Geschütze, Munitionswagen, Karren.

Erst kurz vor zehn Uhr traf der Fürst in Poradim ein und begab sich sofort nach dem Hause des Kaisers, der bereits schlafen gegangen war, den aber der Fürst wecken ließ, um ihm nähere Mitteilungen über den langersehnten Sieg zu machen. Der Herrscher umarmte den Fürsten tiefbewegt und rief froh auf Deutsch: „Mit Ausdauer kommt man ans Ziel!“ sich dann alles genau berichten lassend. Völlig ausgefroren und hungrig — denn er hatte den ganzen Tag nichts zu sich genommen —, sowie übermüdet langte der Fürst in seinem Quartier an. Aber die tiefe Erregung war doch zu groß, als daß an Schlaf zu denken war: bildete ja der Fall Plewnas und die Übergabe Osman Paschas mit seiner Armee den bedeutsamsten Wendepunkt dieses Krieges, der nun voraussichtlich bald beendet war, da die vor Plewna versammelten gewaltigen Heeresmassen jetzt nach anderen Punkten dirigiert werden konnten, vor allem die gefahrdrohende Lage am Schipka ändernd.

In eindrucksvoller Weise schilderte Fürst Karl die Tragweite des großen Tages seiner Gemahlin in einem Briefe, in dem es u. a. lautete: „Um zwölf ein viertel Uhr war der Kampf so gut wie entschieden; die Türken hißten die weiße Fahne, Osman Pascha war verwundet! — Ich begab mich sofort zu meinen siegreichen Truppen, die mich mit unbeschreiblicher Begeisterung empfingen. Gleichzeitig defilierten 8000 Gefangene mit ihren Offizieren, darunter zwei Paschas, und sechs schön bespannte Geschütze an mir vorüber. Den türkischen Offizieren sagte ich, daß sie sich tapfer geschlagen hätten und überzeugt sein könnten, daß sie zuvorkommend behandelt werden würden; ich hätte dem Offizier, der sie zu begleiten hätte, befohlen, sich nach ihren Wünschen zu erkundigen. Hierauf gab ich einem Regiment Ordre, mir mit Musik zu folgen, und ritt mit meinem Stabe und meiner Eskorte direkt auf den Wid zu. Von allen Seiten waren russische und rumänische Truppen bereits in die Stadt eingerückt, und ich wurde von ihnen bei meinem Erscheinen mit endlosen Hurras empfangen, wobei sie ihre Mützen in die Luft warfen. Von dem Bilde, das sich mir unterwegs entrollte, ist es kaum möglich, eine Beschreibung zu geben. Ein grauenhaft großartiges Kriegsbild! Tausende von Wagen mit fliehenden Einwohnern, heulende Frauen, jammernde Kinder erfüllten die Wege von der Stadt bis an die Widbrücke, außerdem zahllose Gefangenen- und Verwundetentransporte, und dazwischen an den Straßenrändern Tote und Sterbende, stöhnende Verwundete, die zu Fuß waren, aber nicht mehr weiter konnten, umgeworfene Wagen, unter denen noch Lebende lagen, tote und krepierende Pferde, Ochsen, Büffel — überall Jammer und Elend! Durch dies alles hindurch der Jubel der russischen und rumänischen Soldaten, mit Musik heranmarschierende Bataillone, Kosaken und Kalaraschen, welche vergeblich Ordnung zu schaffen versuchten; zer-

brochene Kanonen, tausende von Gewehren, zerstreute Munition usw. Lange Zeit war ich in diesem heillosen Treiben, bis man mir mit größter Mühe einen Weg nach der Widbrücke bahnte. Hier begegnete ich Osman Pascha; er saß in einem Wagen, eskortiert von Oberst Poliso und dessen Kalaraschen. Ich ritt an ihn heran, gab ihm die Hand und sagte, daß ich seine tapfere Verteidigung bewundert hätte, und daß sein Name in der Geschichte dieses Krieges glänzen würde. Trotz seiner Verwundung am Fuß stand er im Wagen auf und dankte mir. Dieser Mann hat mein Herz ganz gewonnen; sein Gesicht hat einen vornehmen und milden Ausdruck und ist sehr sympathisch. Inzwischen war auch Großfürst Nikolaus eingetroffen; wir umarmten uns vor Osman, dem er herzlich die Hand drückte. Hierauf bahnten der Großfürst und ich uns einen Weg nach der Stadt, wo wir nur mit wenigen Herren und ohne unsere Eskorte eintrafen, da die übrigen in dem furchtbaren Gedränge abgeschnitten worden waren."

Die ganze Tragweite des Erfolges ersah man am nächsten Tage: 40 000 Gefangene, darunter 10 Paschas, 128 höhere und 2000 subalterne Offiziere, 77 Geschütze, viele Waffen und Fahnen waren in die Hände der verbündeten Truppen gefallen. Am gleichen Vormittag fand ein feierliches Tedeum statt, nach welchem Fürst Karl, dem der Kaiser den Andreasorden, eine sehr seltene Auszeichnung, mit den Worten verliehen hatte: „Sie haben ihn wahrlich verdient und ich danke Ihnen für Ihre Hilfe," den Zaren nach Plewna begleitete, woselbst ein Bürgerhaus für den Kaiser hergerichtet war und dort von ihm und seiner Umgebung das Dejeuner eingenommen wurde, bei welchem der Kaiser einen herzlichen Trinkspruch auf den Fürsten Karl und seine rumänischen Truppen, die er als „unsere Verbündeten" bezeichnete, ausbrachte. Hier empfing auch der Kaiser in Gegenwart des Großfürsten Nikolaus und des Fürsten Karl Osman Pascha,

ihm als Zeichen seiner Hochachtung den Degen zurückgebend. Da das militärische Gefolge des Kaisers wegen der zahllosen Gefangenen nicht von Furcht frei war, stattete im Auftrag des Zaren Fürst Karl den siegreichen Truppen den Dank des Kaisers ab, überall begeistert empfangen, erst zu später Abendstunde nach Poradim zurückkehrend, wiederum inmitten tief erschütternder Szenen.

In den nächsten Tagen liefen aus allen Weltgegenden zahllose an den Fürsten gerichtete Beglückwünschungen ein. Auch Kaiser Alexander richtete an ihn ein offizielles Schreiben, daß er wünsche, nachdem nach fünfmonatlichem Widerstand jetzt Plewna genommen und die Anstrengungen der alliierten Truppen gekrönt worden seien, dem Fürsten als Erinnerung an seine Führung sowie als Zeichen seiner aufrichtigen Freundschaft den Orden des Heiligen Andreas mit Schwertern zu verleihen. Bald darauf langte eine Depesche des deutschen Kaisers an: „Mit dem größten Interesse habe ich Deine Operationen und die Tapferkeit Deiner Truppen verfolgt: ich kann Dir meine Freude über diese Leistung nicht herzlich genug aussprechen und als Anerkennung erlaube ich mir, Dir hiermit meinen Militär-Orden pour le mérite zu verleihen. Da Du weißt, wie hoch dieser Orden in meiner Armee geschätzt wird, wird seine Verleihung Dir gewiß von Wert sein. Wie viele Gefahren, Mühen, Anstrengungen hast Du mit Deinen Truppen geteilt, bis Du endlich in dem Falle von Plewna einen schönen Triumph gefeiert hast. Gott helfe weiter. Wilhelm."

In innigen Worten nahm Fürst Karl durch einen Tagesbefehl von den russischen Truppen, die bisher seinem Kommando unterstanden, Abschied, an seine Soldaten unter dem 14. Dezember nachstehenden Tagesbefehl richtend: „Soldaten! Eure Ausdauer, die großen Leiden und Entbehrungen, die Ihr ertragen, die Opfer an Blut

und Leben, die Ihr so willig gebracht habt, alles das ist bezahlt und vergolten worden an dem Tage, wo das schreckliche Plewna durch Euren Heldenmut zu Falle kam, wo das stolze Heer des Sultans unter dem berühmtesten und tapfersten seiner Generale, Osman dem Siegreichen, vor Euch und Euren Kampfesgenossen, den Soldaten Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, die Waffen gestreckt hat. Ihr habt Taten vollbracht, würdig derjenigen Eurer Vorfahren, und die Bücher der Geschichte werden sie, gleich jenen, den fernsten Jahrhunderten aufbewahren. — Bald werdet Ihr in die Heimat zurückkehren, und jeder wird auf der Brust das Zeichen seines Soldatenmutes und seiner Hingabe für das Vaterland tragen, das Kreuz des Donauüberganges und die Medaille für die Verteidigung der rumänischen Unabhängigkeit. Dann könnt Ihr stolz Euren Anverwandten sagen, was Ihr für das Vaterland getan. Die Greise werden Euch lauschen und sich der großen Zeiten des rumänischen Volkes erinnern, deren Kunde sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt hat; die Jünglinge aber werden in Euch ein lebendes Vorbild ihrer künftigen Pflichten sehen; Rumänien darf stolz und ruhig in die Zukunft schauen, solange es solche Söhne mit warmem Herzen und kräftigem Arm besitzt. — — Im Namen Eures Vaterlandes dankt Euch Euer Fürst und Heerführer.

Carol.“

Ehe Kaiser Alexander den bulgarischen Boden verließ, nahm er am 3. Dezember bei Plewna eine große Parade über die sämtlichen Truppen — zu denen auch 16 000 Rumänen zählten — ab, in Gegenwart des Fürsten, dem der Kaiser seine Freude ausdrückte, daß er noch einmal die tapferen rumänischen Regimenter begrüßen könne. Nach dem am Abend in Poradim eingenommenen Diner hatte der Kaiser mit dem Fürsten eine längere

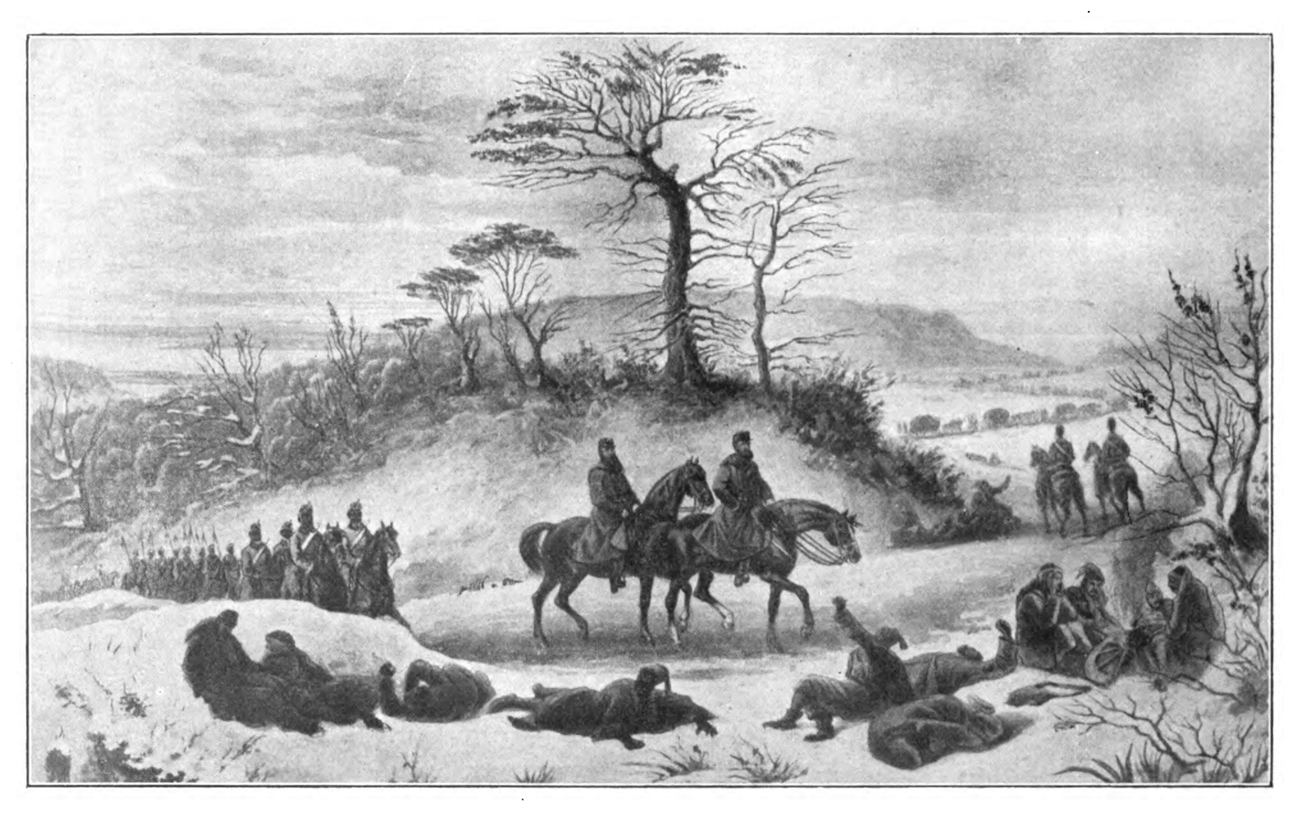
Unterredung in seinem Schreibzimmer, ihm versichernd, daß bei dem bevorstehenden Friedensschluß Rumänien nicht zu kurz kommen solle, und daß er sich der vom Lande gebrachten Opfer erinnern werde, deren Umfang und Schwere er vollkommen würdige, in herzlichen Worten hinzusetzend, wie lieb er den Fürsten in dieser gemeinsam verlebten großen Zeit gewonnen und mit welcher Freude er sich von seinen ausgezeichneten Eigenschaften überzeugt habe. Fürst Karl sprach bewegt seinen tiefen Dank aus und knüpfte die Hoffnung daran, daß Rumänien zu den Friedensverhandlungen zugezogen werde, worauf freilich der Kaiser nur erwiderte, er würde auf die Sicherung der staatsrechtlichen Stellung Rumäniens, die zweifellos ganz Europa anerkennen werde, bedacht sein, sich dann mit herzlicher Umarmung vom Fürsten verabschiedend, der es sich nicht nehmen ließ, am nächsten Morgen um die siebente Stunde den Kaiser noch eine ganze Strecke zu Pferd zu begleiten.

Die Abreise des Fürsten wurde durch furchtbare Schneestürme verhindert, zudem war die Brücke bei Nikopolis unterbrochen, wodurch es wiederum an Proviant mangelte, so daß auch im fürstlichen Hauptquartier die Rationen vermindert werden mußten. Durch alle Fugen und Risse der Wände und des Daches drang der Schnee in das vom Fürsten bewohnte ärmliche Häuschen, das kaum dem Anprall des Sturmes zu widerstehen vermochte; in den verqualmten Räumen war es eiskalt und in der Nacht mußte ein Feldstuhl über die Bettdecke gestülpt werden, damit sie nicht fortgeweht wurde. Mit tiefer Trauer gedachte der Fürst der armen Truppen, die mit den Gefangenen-Transporten unterwegs waren, um sie zur Donau zu geleiten, schutzlos der entsetzlichen Witterung ausgesetzt. Nicht einmal in Poradim war ein Verkehr möglich, auf der Dorfstraße lagen im Schnee erfrorene Bauern und Kutscher, ebenso zahllose Zugtiere, der Kälte zum Opfer gefallen.



Fürst Karl an der Spitze der rumänischen Truppen bei der Parade vor Kaiser Alexander II. von Rußland auf dem Schlachtfelde von Plewna (3. Dezember 1877).

Endlich hörte das tagelange Schneetreiben auf, und am Morgen des 22. Dezember verließ der Fürst bei 18 Grad Kälte Poradim, um nach Nikopolis aufzubrechen. Mit acht Pferden war sein Wagen — da man keinen Schlitten auftreiben konnte — bespannt, vermochte aber in dem dichten Schnee nur schrittweise vorwärts zu gelangen. Die Straße war kaum noch zu entdecken, und oft ging's querfeldein. Überall erblickte man erfrorene Türken, mühselig schleppten sich die langen Züge der Gefangenen weiter, von denen viele jammernd und stöhnend vor Ermattung zusammenbrachen, ohne daß man ihnen Hilfe zu gewähren vermochte, da die Begleitmannschaften selbst um ihr Leben bangten und auch manch braver rumänischer Soldat hier sein Ende fand. Der Anblick war so herzzerreißend, daß der Fürst ihn kaum noch zu ertragen vermochte und zur zweiten Nachmittagsstunde in Muselimselo sein Pferd bestieg, um nicht die Zusammengebrochenen zu überfahren und um schneller dem entsetzlichen Elend zu entrinnen. Aber je weiter er kam, desto zahlreicher wurden die Toten und die Sterbenden; an einzelnen Stellen sah man, wie sie in einer Mulde oder bei einem winzigen Feuer Rast gemacht und dort scharenweise vom Tode ereilt worden waren. Selbst das Pferd des Fürsten bäumte sich und wollte nicht über die Leichen fort, die den Weg hemmten, ihn zu dem schauerlichsten machend, den selbst die grausamste Phantasie sich nicht auszumalen vermochte. Der Fürst hätte am liebsten die Augen geschlossen und doch mußte er scharf Obacht geben, um nicht zu stürzen, häufig absteigend und ein Stück zu Fuß gehend, da der eisige Wind das Blut erstarren machte. Diese Stunden dünkten ihm endlos und ließen selbst die Schrecknisse der blutigen Kämpfe verblassen. Je näher er nach Nikopolis vordrang, desto größer wurde die Schar der Hingemähten und Hingesunkenen — eine ganze Allee von Leichen, die



Fürst Karl auf dem Ritt nach Nikopolis (22. Dezember 1877).

man passieren mußte, sein Herz mit tiefstem Weh erfüllend.

Beim Untergang der Sonne ward endlich die Festung erreicht, wo dem Fürsten ein freudiger Empfang bereitet wurde, aber so gern er auch hier im Kreise seiner Offiziere weilte, die in herzlicher Weise ihren Stolz zeigten, den siegreichen Führer in ihrer Mitte zu sehen, konnte doch keine Freude in ihm aufkommen über all dem Jammer ringsum, denn aus den Festungsgräben, in denen man viele tausende türkischer Gefangenen untergebracht, scholl das Rufen und Wehklagen der Unglücklichen durch die Nacht, waren doch alle Quartiere belegt, und fehlte es an warmer Bekleidung, an Brennmaterial und an Brot, so daß sich zu der erstarrenden Kälte noch der nagendste Hunger gesellte. Bei 22 Grad Kälte mußten die Ärmsten im Freien verbleiben, und man konnte leicht mit einer Verzweiflungstat rechnen, da die hier befindlichen 11 000 Gefangenen nur von 1800 Mann Rumänen bewacht wurden.

Am folgenden Tage, dem 23. Dezember, setzte der Fürst, da die Brücke noch nicht wieder hergestellt war, in einer Dampfschaluppe über die Donau, inmitten des starken Eisganges, der die Schollen knirschend und krachend dahintrieb, so daß das winzige Boot mehrfach in größter Gefahr war, vom Eise zertrümmert zu werden, der Fürst sich jeden Augenblick bereit haltend, um, wenn dies eintreten sollte, über Bord auf eine der Schollen zu springen. Mehr denn eine Stunde währte diese gefahrvolle Fahrt, die am rumänischen Ufer von einer großen Volksmenge und vom Ministerpräsidenten Bratianu in banger Erwartung verfolgt wurde, aber desto stürmischer war nun der Jubel, als Fürst Karl den heimatlichen Boden nach langer Abwesenheit wieder betrat, wo ihn alles begeistert umringte und ihm voll tiefer Freude huldigte.

Über Turnu-Magurele, wo der Fürst die Lazarette besuchte, Costeschti und Piteschti, wo sich überall die jubeln-

den Begrüßungsszenen wiederholten, traf er in Titu ein, dort nach vier langen, bangen Monaten seine Gemahlin in die Arme schließend, und mit ihr vereint hielt er eine Stunde später am Mittag des 27. Dezember seinen feierlichen Einzug in Bukarest, dessen Häuser glänzenden Schmuck angelegt hatten und dessen Bevölkerung die Straßen bis auf das letzte Plätzchen füllte, dem heimkehrenden Sieger voll frohester Begeisterung zujubelnd. Von der Metropolie aus, in der ein feierliches Tedeum abgehalten worden, begab sich das fürstliche Paar in die Kammer, wo die Volksvertreter den Fürsten und seine Gemahlin in begeisterter Stimmung in ihrer Mitte willkommen hießen. Unter dem Thronhimmel stehend, richtete der Fürst in tiefer Ergriffenheit eine Ansprache an die Deputierten, in der er einen kurzen Überblick auf die elf Jahre seiner Regierung warf, betonend, wie stolz er sei, daß jetzt die heißesten Wünsche des Jahres 1866 sich verwirklicht hätten — seine ersten Schritte habe er hierher gelenkt zu der Vertretung des Landes und Volkes, das mit ihm eins gewesen sei im Hoffen und Denken während der jüngst durchlebten schweren Zeit und das seine Freude teile über die Großtaten des rumänischen Heeres; er sei stolz, an der Spitze dieser Tapferen zu stehen, die ihr Blut verspritzt hätten für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Möge Gott das freie Rumänien segnen und allzeit sein tapferes Heer stärken! — Im Namen der Kammer dankte C. A. Rosetti dem Fürsten für all das, was er für das Land getan, das ihm einst seine Geschicke anvertraut, weil er aus Heldengeschlecht stamme; jetzt sei es allen offenbar geworden, daß Adler wieder Adler erzeugen und Eichbäume wieder Eichbäume, und daß der Fürst zu den Männern gehöre, die das Volk zu seiner Größe zu führen wüßten. Allein die Geschichte werde nicht nur den Kriegsruhm preisen, den Fürst Karl sich erobert, sondern vor allem werde sie ihn hinstellen als ein in den Annalen

der Völker unerhörtes Beispiel, daß der Herrscher eines kleinen Landes es verstanden habe, demselben all seine Freiheiten und Rechte unberührt zu bewahren, inmitten der Überschwemmung durch eine große fremde Armee und inmitten der Anforderungen eines großen Krieges, zum Schluß den Feldherrn bewillkommnend und der Fürstin dankend, die der „süße Trost der Verwundeten" gewesen war.

Mit letzteren Worten hatte der Kammerpräsident



Fürstin Elisabeth, die Verwundeten in den Lazaretten Bukarests pflegend.

gleichfalls das Richtige getroffen, denn in all den schweren Wochen und Monden war die Fürstin unermüdlich tätig gewesen in der Sorge um die Verwundeten und in der Pflege der Kranken, nicht mehr Fürstin, sondern nur barmherzige Schwester, von früh bis spät Hilfe bringend und Trost spendend, keine Ermüdung kennend, und sie, die Schwache und Zarte, den Ärzten zur Seite stehend, wenn es sich um gefährliche Operationen handelte. In wärmster Anerkennung dieser aufopfernden Tätigkeit hatte Fürst Karl Anton seinem Sohne geschrieben: „Auch über Elisabeth

herrscht nur eine Stimme dankbarster Anerkennung und Bewunderung des Heldensinnes, mit dem sie sich ihren schweren Pflichten hingegeben hat," und ähnlich hob der deutsche Kronprinz in einem Briefe hervor: „Von der hingebenden Tätigkeit Elisabeths auf dem Gebiet der Krankenpflege hören wir stets zu unserer größten Freude, denn nichts kann einem mehr Anerkennung erwerben, als mit solchem Beispiel voranzugehen," in einem anderen Schreiben der ruhmvollen Tätigkeit des Fürsten gedenkend: „Unendlich glücklich machte es mich, als der Kaiser mir die Verleihung des pour le mérite an Dich mitteilte, denn Du hast ihn wahrlich verdient. Hier betone ich immer wieder, wie stolz ich bin, daß einer unseres Stammes berufen war, von den Russen dringend um Beistand gebeten zu werden, und daß man von einer russisch-rumänischen Armee sprechen mußte, als die Entscheidung von Plewna fiel."



Rumänisches Kreuz zur Erinnerung an den Donau-Übergang.



Rumänische Kriegs-Medaille (Vorderseite).

Die ersten Tage des neuen Jahres 1878 brachten die Kunde von dem Übergang der Russen über den Balkan mit den siegreichen Kämpfen am Schipka. Auch die auf bulgarischem Boden weilenden rumänischen Truppen fanden noch Gelegenheit, sich

im Laufe des Januar ruhmreich auszuzeichnen, indem sie das stark befestigte und besetzte Widin eroberten, die einzelnen Redouten im Sturm nehmend und nach schweren Kämpfen am 24. und 25. Januar die Stadt völlig zernierend und das Bombardement auf sie eröffnend, bis am 23. Februar die Kapitulation erfolgte.

Am 4. Februar war in Adrianopel zwischen Rußland und der Türkei ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, zu welchem man trotz dringender Bemühungen den rumänischen Bevollmächtigten nicht hinzugezogen hatte. Das bestärkte die schon seit langem umlaufenden Gerüchte, daß Rußland die drei durch den Pariser Vertrag an Rumänien gekommenen bessarabischen Distrikte mit als einen Friedenspreis zurückverlangte, und gar bald wurde dies bestätigt durch Depeschen des rumänischen Vertreters in St. Petersburg, dem Fürst Gortschakow in einer Auseinandersetzung über die bessarabische Frage geantwortet: „Welche Argumente Sie auch immer anrufen, unsere Entschlüsse können Sie nicht modifizieren, denn sie sind unerschütterlich. Sie stehen vor einer politischen Notwendigkeit!“ Auch der Kaiser hatte ähnliche Äußerungen gemacht, ebenso Graf Ignatjew, der noch in Bukarest weilte.

Die Kunde von diesem russischen Verlangen erregte alle Volkskreise in Rumänien auf das tiefste. In geheimen Sitzungen beschlossen die Kammern, daß Rumänien die Integrität seines Landes mit den Waffen in der Hand bis zum Äußersten verteidigen müßte. Das wurde auch nachdrucksvoll in der öffentlichen Sitzung am 11. Februar betont, in welcher man auf die mit Rußland geschlossene Konvention Bezug nahm, in der Rumäniens Unteilbarkeit von Rußland verbürgt worden war. Denn Artikel II lautete wörtlich: „Damit für Rumänien keine Art von Unannehmlichkeit oder Gefahr aus dem Durchzuge der russischen Truppen durch sein Gebiet erwachse, verpflichtet

sich die Regierung Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen, die politischen Rechte des rumänischen Staates aufrecht zu erhalten und Sorge dafür zu tragen, daß dieselben respektiert werden, so, wie es die Gesetze des Landes und die bestehenden Verträge erfordern; außerdem verpflichtet die Regierung Sr. Majestät des Kaisers von Rußland sich, die dermalige Integrität Rumäniens aufrecht zu erhalten und zu beschützen." In jener Sitzung wurde eine einstimmige Erklärung angenommen, daß die Versammlung entschlossen sei, die Unverletzlichkeit des Territoriums Rumäniens aufrecht zu erhalten und die Entfremdung eines Teiles desselben unter keinerlei Bezeichnung und unter keinerlei territorialer Kompensation oder Entschädigung zuzulassen. Im Volk wuchs die feindliche Stimmung gegen Rußland von Tag zu Tag, und es gehörte die volle Mäßigung und erfahrene politische Einsicht des Fürsten Karl dazu, daß sich die Lage nicht in gefahrdrohendster Weise zuspitzte, denn er war stets bestrebt, jede Herausforderung Rußlands zu vermeiden und von einer solchen auch seine Ratgeber zurückzuhalten. Dafür versuchte er, durch direkte Mitteilungen und Klarlegungen an befreundete Staatsoberhäupter und Regierungen diese zu einer günstigen Einwirkung auf das Nachbarreich zu bestimmen, freilich ohne den ersehnten Erfolg. Trotzdem setzte der Fürst seine Bestrebungen fort, eine Änderung der russischen Wünsche herbeizuführen, sich an Kaiser Alexander und die befreundeten Großfürsten wendend, aber die russische Regierung bestand auf ihrem Verlangen, und Reichskanzler Fürst Gortschakow versicherte wiederholt, daß es für Rumänien ganz überflüssig sei, sich zu beschweren, die Rückgewinnung der drei bessarabischen Distrikte sei der unerschütterliche Wille des Kaisers, der gern zu einer Kompensation bereit sei und Rumänien die Dobrudscha überlassen wolle; Rußland würde hierüber direkt

mit Rumänien verhandeln, gebe letzteres aber nicht nach, so würde man ihm einfach das fragliche Gebiet entreißen und zwar ohne jede Entschädigung. Ja, Gortschakow hob bei einer anderen Gelegenheit hervor, daß, wenn Rumänien gegen den bestehenden Artikel des Friedensvertrages zu St. Stefano protestieren oder sich gar seiner Ausführung widersetzen würde, die russischen Truppen Rumänien okkupieren und die rumänische Armee entwaffnen würden.

Als man hiervon dem Fürsten Mitteilung gemacht, befahl er, dem Vertreter Rumäniens in St. Petersburg, General Ghika, sofort zu telegraphieren, daß er dem Fürsten Gortschakow folgendes sage: „Der Fürst von Rumänien könne nicht annehmen, daß jene Drohungen vom Kaiser ausgehen; seine Antwort laute dahin, daß eine Armee, welche vor Plewna unter den Augen Kaiser Alexander II. gekämpft, sich wohl vernichten, aber nicht entwaffnen ließe." Dieses rasch bekannt gewordene mannhafte Wort verstärkte noch die Sympathien, die man überall im Ausland für Rumänien empfand, und die entschiedene Haltung des Fürsten fand allerseits Zustimmung. Bei der kritischen Lage und da die noch in Rumänien stehenden russischen Truppen verstärkt wurden, verfügte der Fürst, daß das rumänische Heer Defensivstellungen auf der Linie Slatina-Piteschti-Tirgowitsche einnähme. An seinen Vater schrieb der Fürst: „Wir leben in einer Aufregung und Sorge, die selbst den Stärksten aufreiben könnte; ich bin von Geschäften erdrückt und habe fast weniger unter all den Strapazen und Entbehrungen des furchtbaren Krieges gelitten, als unter der jetzigen Zeit. Die bessarabische Frage hat hier eine ungeheure Aufregung hervorgerufen; wir müssen aber bei den Protesten alles vermeiden, was Rußland verletzen könnte. Doch durfte ich persönlich nicht unterlassen, Ignatjew zu sagen, daß mich die Absicht Rußlands, seinem Alliierten ein Stück seines Landes zu nehmen, sehr

befremden müsse, und daß die in Aussicht gestellte Kompensation wenig Eindruck auf mich mache; die Unabhängigkeit hätten wir uns mit unserm Blute erkauft und verdankten sie demnach uns allein!" — In einem Briefe an den deutschen Kronprinzen schrieb der Fürst: „Es wäre ein großes Glück, wenn Rumänien durch ein Band der Dankbarkeit an Deutschland gekettet und dadurch veranlaßt würde, sich für die Zukunft vertrauensvoll an dasselbe anzuschließen — ich glaube, es wäre das auch für das deutsche Reich nicht ganz ohne Wert, da dieses doch eines Tages an der Umbildung der Orientalischen Dinge mitzuwirken haben wird. Ich wünschte deshalb, daß wir Deutschland die Erhaltung Bessarabiens zu verdanken hätten; die Sympathien würden dadurch eine solide Basis gewinnen und nicht mehr durch Intriguen gestört werden können. — Außerdem ist die Donau auch ein deutscher Strom, und wir, als die Wächter seiner Mündungen, dürfen Deutschlands Interesse an der bessarabischen Frage beanspruchen." —

Freilich konnte Deutschland leider direkt nichts tun, Fürst Bismarck hatte im Reichstage erklärt, daß er nur der „ehrliche Makler" auf dem nach Berlin berufenen Kongresse, der Ende Juni zusammentrat, sein wolle. Auf ihm gelangten die russischen Vorschläge zur Annahme, obwohl auch dort noch die beiden rumänischen Minister Bratianu und Cogalniceanu auf das wärmste die Wünsche Rumäniens vertreten hatten. Bald darauf meldeten Depeschen aus Berlin, daß der Kongreß die Unabhängigkeit Rumäniens nur unter der Bedingung anerkenne, daß die Juden emanzipiert und daß Bessarabien an Rußland abgetreten würde; Rumänien erhalte dafür die Donaumündungen mit der Schlangen-Insel und die Dobrudscha bis zu der Linie Silistria-Mangalia.

Fürst Karl, der nach einem Besuch der kleinen Walachei mit seiner Gemahlin nach Sinaia übergesiedelt

war, kehrte auf diese Nachrichten hin nach Bukarest zurück, mit seinen Ministern die Lage besprechend. So tief es der Fürst bedauerte, ein Stück des Landes abtreten zu müssen, so sah er doch ein, daß jeder Widerstand gefährlich für Rumänien sein würde. Dringend mahnte er seine Ratgeber zur Einsicht, die sich denn auch allmählich nicht den Vorteilen verschlossen zeigten, welche der Besitz eines Teiles der Meeresküste und der Landstrecken bis dorthin auf dem rechten Donauufer für Rumänien bedeuteten. In den Kammern kam es zu heftigsten Erörterungen, bis schließlich die Bestimmungen des Berliner Kongresses angenommen wurden.

Wie in allen ernsten Lagen schüttete der Fürst sein bedrücktes Herz seinem Vater aus, er schrieb ihm: „Die Kämpfe, die Rumänien in den letzten Monaten zu bestehen hatte und noch zu bestehen haben wird, sind unvergleichlich ernster als die vor Plewna und Widin, und aus i h n e n siegreich hervorzugehen, wird für mein Land viel ehrenvoller sein, als die auf den Schlachtfeldern Bulgariens errungenen Lorbeeren! Es ist traurig, daß Europa einen jungen, aufstrebenden Staat, der seine Kraft und Lebensfähigkeit in einem blutigen Kriege bewiesen hat, zur Abtretung einer Provinz zwingt. Der Berliner Kongreß konnte Rußland zurückgeben, was diesem der Vertrag von Paris genommen; es ist aber tief verletzend, unsere auf dem Schlachtfelde erkämpfte Unabhängigkeit von der Abtretung Bessarabiens abhängig zu machen, und es gehört viel Geduld und Mäßigung dazu, ein solches Vorgehen ruhig über sich ergehen zu lassen! Wir werden aber den Großmächten zeigen, daß wir uns auch aus der schlimmsten Lage mit Ehren ziehen können!" — Und an einer andern Stelle des eingehenden Schreibens heißt es: „Die Gebiete jenseits der Donau sind uns nicht als Ersatz für Bessarabien gegeben; wir nehmen sie als Kriegsentschädigung an, und weil Europa sie uns aus freien Stücken gibt. So

haben wir moralisch und materiell sehr viel gewonnen, und Achtung kann uns niemand versagen. Die vom Kongreß uns zugesprochenen Distrikte haben eine große Zukunft; ich hoffe dieselben in einigen Jahren in blühenden Zustand zu bringen.“ —

Ernst lautete auch der Erlaß des Fürsten an den Kriegsminister am ersten Jahrestage des blutigen Kampfes bei Plewna: „Sinaia, 11. September. Heute ist es ein Jahr, seitdem unsere Armee durch ihren Mut und ihre Tapferkeit die rumänische Fahne mit Ruhm bekränzte und den wahren Grundstein zur Größe des Vaterlandes legte. Ich grüße deshalb mit Ehrfurcht das Andenken aller derjenigen, welche an diesem denkwürdigen Tage ihr Blut mit so großer Ergebenheit für das Land vergossen haben und sende die heißesten Gebete für die Ruhe ihrer Seelen zum Allmächtigsten. Das ganze Land schuldet ihnen Dankbarkeit, denn sie haben mit ihrem Leben den Sieg erkauft und die Unabhängigkeit besiegelt. Ich hege keinen Zweifel, daß die Armee bereit ist, bei jeder Gelegenheit ihrem Beispiele zu folgen, und ich ersuche Sie deshalb, daß Sie bei derselben an diesem meiner Seele so teuren Tage der Dolmetsch der innigsten Gefühle der Liebe und des Vertrauens, welche mich beseelen, sein mögen.

Carol.“

Und bei dem auf dem Kasernenhofe der in Sinaia garnisonierenden 2. Kompagnie des 1. Jägerbataillons — das sich so blutige Lorbeeren bei Plewna errungen — veranstalteten Frühstück hielt der Fürst folgenden Trinkspruch: „Ich erhebe mein Glas zu Ehren der Armee, welche durch ihre Kämpfe auf den Schlachtfeldern Bulgariens sich ihren Ruhm gegründet hat. Die Schlacht von Griwitza eröffnete den Reigen schöner Waffentaten, welche in unserer Geschichte verzeichnet worden sind. Groß, schön und schmerzlich ist dieser Tag gewesen. Niemals

werde ich den Augenblick vergessen, als ich, mich auf dem Schlachtfelde nach den Jägern, Euren Brüdern, erkundigend die Antwort erhielt: „Keiner von den Unsrigen ist zurückgekehrt.“ — „Wie ist das möglich?“ sagte ich. Es kamen drei, vier, fünf und dann mehrere. „Sammelt Euch, rettet die Ehre des Tages, geht vorwärts mit Tapferkeit und Ihr werdet siegreich sein.“ — Am Abend hatten die tapferen Jäger in der Redoute von Griwitza die türkische Fahne genommen und legten sie als Zeichen ihrer Mannhaftigkeit zu meinen Füßen nieder. Ich rief ihnen zu: „Ihr seid Helden, ich danke Euch von ganzer Seele, von heute an ist es eine Ehre, ein Jäger gewesen zu sein!“ Und Euch, Kinder, rufe ich zu: „Macht, daß es Euch in Zukunft gleichfalls eine Ehre sei, ein Jäger zu sein, nehmet Euch ein Beispiel an den Jägern von Griwitza! Es lebe die Armee!“

Wenige Wochen später, am 20. Oktober, fand unter Führung des Fürsten Karl der feierliche Einzug des Heeres in Bukarest statt, unter dem brausenden Jubel der von nah und fern herbeigeströmten Bevölkerung. Am Beginn der Einzugsstraße, am zweiten Rondell der Chaussee, war ein prächtiger Triumphbogen errichtet worden, vor welchem der Bürgermeister im Namen der Stadt sowie der Minister des Innern im Namen aller Abordnungen des Landes den Fürsten als den heldenhaften Führer der tapferen Armee begrüßten, worauf Fürst Karl erwiderte: „Die Liebe und die Freude, mit der heute die Hauptstadt und das ganze Land durch seine Delegierten das Heer empfängt, ist der schönste Lohn für alles auf den Gefilden Bulgariens erduldete Ungemach. Im Namen meiner tapferen Soldaten danke ich Euch von Herzen für den glänzenden Empfang, den Ihr ihnen bereitet, und für die patriotischen Worte, die Ihr an uns gerichtet habt! Ja, das Land kann stolz sein auf seine Söhne, mit Zuversicht sind sie in den Kampf gezogen, als Helden sind sie heimgekehrt. Von jetzt ab

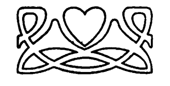
kann unser teures Vaterland ruhig sein: ein Volk, das sein Blut für seine Unabhängigkeit vergossen hat, wird auch für sein ferneres Erstarken und Gedeihen heldenmütig zu streiten wissen!"

Der begeisterte Jubel, den diese Worte erweckt, pflanzte sich bei den unzähligen Tausenden fort, als der Fürst an der Spitze seiner Truppen weiterritt, die Chaussee entlang und durch die Hauptstraße, deren bisheriger Name in Viktoria-Straße umgetauft worden war, nach dem Theaterplatz, auf dem der Vorbeimarsch erfolgte und auch die eroberten Geschütze vorübergeführt wurden.

Die Mehrzahl der Staaten erkannte die Unabhängigkeit Rumäniens an, es wurde die Errichtung rumänischer Gesandtschaften bei den europäischen Mächten beschlossen und seitens des Ministeriums der Fürst gebeten, den Titel „Königliche Hoheit" anzunehmen, da dieser seiner Stellung und Würde entspreche. In der zweiten Novemberhälfte erfolgte die Besitzergreifung der Dobrudscha, auf die der Fürst in seiner die Kammer am 27. November eröffnenden Thronrede Bezug nahm, betonend, daß jede Kriegsgefahr geschwunden und Rumänien in die europäische Staatenfamilie aufgenommen sei. Des weiteren ward in der Rede bemerkt, daß die Kammern auf konstitutionellem Wege die Möglichkeit geben können, den Erwartungen Europas zu entsprechen und aus dem Fundamentalpakt des Landes die politische Ungleichheit aus Glaubenssätzen auszumerzen, welche diesem aufgeklärten Jahrhundert nicht mehr angemessen sei, ferner plane man eine neue Verteilung von Grund und Boden an die Bauern und auch sonstige wichtige Verbesserungen im inneren Staatsleben, nicht minder in der Organisation des Heeres.

So schloß nach schweren äußeren und inneren Kämpfen das Jahr 1878 in zufriedenstellender Weise für Rumänien ab, ein ereignisvolles Jahr, das, wenn es auch nicht der bitteren Enttäuschungen entbehrt, doch ein siegreiches und

ruhmvolles für das Land gewesen wie für den Fürsten, der sich in den schwersten Tagen und Stunden des blutigen Kampfes und des verborgenen Zwistes als weiser und entschlossener Führer in der Tat wie beim Rat gezeigt. Voll pflichttreuer Energie hatte Fürst Karl die Worte verwirklicht, die er mehrere Jahre zuvor in dunklen Stunden an den Fürsten Bismarck geschrieben: „Wie der Kapitän auf stürmischer See Tag und Nacht auf seinem Posten ausharren muß, so auch ich. Die Grundwellen jagen mein Schiff bald hoch, bald tief, aber so wahr mir Gott helfe, ich werde es nicht scheitern lassen!“



XI.

Erhebung Rumäniens zum Königreich.

Russisch-rumänische Auseinandersetzungen. — Die Beschlüsse der Berliner Konferenz — Bessarabien und die Dobrudscha. — Regelung der Judenfrage und Rückkauf der Eisenbahnen. — Anerkennung Rumäniens seitens der Großmächte. — Innerer Aufschwung. — Der 22. Mai 1881. — Besuch der deutschen Heimat seitens des Fürstenpaares. — Aufnahme in Berlin. — Beim Kaiser Wilhelm und beim Fürsten Bismarck. — Die Regelung der Erbfolge. — D. Sturdza's Denkschrift. — Beschluß der Kammern, Rumänien zum Königreich zu erheben. — Der 25. März 1881. — Huldigung des Fürstenpaares durch die Deputierten. — König Karls Rede. — „Es lebe der König! Es lebe die Königin!“ — Die Krönungsfeier am 22. Mai 1881. — Der Krönungszug. — In und vor der Metropolie. — Die Ansprache König Karls. — „Das durch sein eigenes Verdienst gekrönte Rumänien.“

So Großes auf blutigem Kampffelde erreicht war, so Vieles blieb nun noch in friedlicher Arbeit zu tun übrig, um das nach außen gefestete Haus im Innern auszubauen, damit es allen Stürmen gewachsen wäre. Das betonte auch Fürst Karl am Neujahrstage 1879 in seiner Erwiderung auf die Glückwünsche des Ministeriums, hervorhebend, daß auch im kommenden Jahre noch viele Schwierigkeiten zu überwinden seien; er hoffe aber, daß er im Verein mit der Regierung imstande sein würde, die friedliche Entwicklung Rumäniens zu sichern.

Jene Schwierigkeiten sollten sich bald in reichster Fülle einstellen. Zunächst fehlte es nicht an den verschiedensten Mißhelligkeiten mit Rußland, hauptsächlich wegen der Grenzfrage zwischen Bulgarien und der Dobrudscha und wegen der beiden wichtigen Punkte Arab-Tabia und Silistria, die Rumänien für sich zu behalten wünschte, die ihm aber von Rußland streitig gemacht

wurden. Es kam im Verlauf der nächsten Wochen und Monate zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen den beiden Regierungen, wobei Rumänien, das sich bereits auf die ernstesten Konflikte vorbereitet hatte, sehr energisch seinen Standpunkt vertrat, sich aber endlich den Beschlüssen der europäischen Mächte, die zur Nachgiebigkeit rieten, fügte. Wenn auch Silistria zu dem neugebildeten Bulgarien geschlagen wurde, so erreichte Rumänien es wenigstens, daß es Arab-Tabia, das östliche Fort bei Silistria, behielt, und allmählich stellten sich auch wieder bessere Beziehungen zu dem russischen Nachbarreiche her.

Noch immer hatte Rumänien viel mit dem Mißtrauen der übrigen Mächte zu kämpfen, man gönnte ihm nicht recht die Bewegungsfreiheit oder konnte sich zunächst nicht an dieselbe gewöhnen, die der junge Staat im Gefühl seiner kraftvoll errungenen Selbständigkeit tun wollte und tun mußte. Allerhand Beschlüsse, die für das Fürstentum wichtig waren, wurden bekrittelt und falsch ausgelegt, jeder weitere Schritt auf der vom Herrscher fest vorgezeichneten Bahn wurde mit Argwohn verfolgt. Die ganze politische Einsicht und weise Mäßigung des Fürsten Karl gehörte dazu, all diese verschiedenen Klippen zu überwinden, die leicht zu erheblichen Reibungen führen konnten. Nicht minder schwere Sorgen bereitete dem Fürsten wie seiner Regierung die endgültige Regelung der Judenfrage, die durch den Berliner Kongreß verlangt worden war, und von deren befriedigender Lösung die wichtigsten Mächte, vor allem Deutschland, Österreich, Frankreich und England, die Anerkennung der Selbständigkeit Rumäniens abhängig machten. Jener Kongreßbeschluß hatte die aufrichtige Durchführung der Rechtsgleichheit aller Bewohner Rumäniens ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses gefordert, aber die Kammern sowohl wie die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung

widersetzten sich aus verschiedenen Gründen der Verwirklichung dieses Wunsches, und vor allem war in der Moldau, in der ein großes Judenproletariat wohnte, der Widerstand ein sehr starker. Um den Kongreßbeschluß auszuführen, mußte die rumänische Verfassung einer Änderung unterworfen werden, und da die gegenwärtigen Kammern kaum hierfür eine Majorität ergeben hätten, wurde ihre Auflösung verfügt, um möglichst schnell den Revisionskammern Platz zu machen, die vielleicht geneigter waren, den Anforderungen des Berliner Vertrages zu entsprechen.

Fürst Karl begab sich Ende April nach der Moldau, um durch sein persönliches Erscheinen die erregten Gemüter zu besänftigen und durch vielfache Rücksprachen zur Nachgiebigkeit zu raten. Sein Empfang, der ihm dort bereitet wurde, war freudigster Art. Er benutzte jene Tage zu zahlreichen Besichtigungen der Kirchen, Schulen, Kasernen, Hospitäler, Gefängnisse und eingehenden Truppeninspizierungen, den Eindruck mit heimnehmend, daß er diese wichtige Fahrt nicht vergeblich unternommen.

Der Fürst und seine Regierung befanden sich in einer außerordentlich schwierigen Lage. Im Lande selbst wurden sie angegriffen, weil sie der jüdischen Bevölkerung Gleichberechtigung verschaffen wollten, das Ausland dagegen beschuldigte sie, nicht liberal genug den Forderungen der Zivilisation Rechnung zu tragen. Die Wahlvorbereitungen wurden überall auf das eifrigste betrieben; die Mitte Mai stattgefundenen Wahlen, welche übrigens in Ruhe verliefen, ergaben ein Drittel Oppositioneller, so daß man hoffen durfte, endlich zum Ziel zu gelangen. Das hob auch der Fürst in seiner Thronrede hervor, mit der er am 3. Juni die Revisionskammern eröffnete, auf die Abänderung des Artikels 7 der rumänischen Verfassung hinweisend, der nach den Beschlüssen der Berliner Konferenz formiert werden sollte, betonend, daß, wenn bisher dieser

mäniens, voran Deutschland, England und Frankreich, denen die übrigen Staaten rasch folgten, falls sie es nicht schon vorher getan.

Wiederum war ein wichtigster Schritt unternommen worden, Rumänien den erstrebten Rang unter den Kulturstaaten anzuweisen, und die feste Zuversicht auf die Gesundung der innern Verhältnisse drückte ein Schreiben des Fürsten an den Fürsten Bismarck aus, in dem es, nachdem der blutigen Kämpfe auf den Schlachtfeldern und der sich anschließenden Schwierigkeiten gedacht, des weiteren hieß: „Heute nun, wo die Artikel des Berliner Vertrags ausgeführt und die verwickelte Angelegenheit des Rückkaufs der rumänischen Bahnen, welche leider so oft einen Schatten auf die guten Beziehungen zu Deutschland warf, geregelt ist, sehen wir mit Vertrauen der Zukunft entgegen. Rumänien ist durch seine geographische Lage berufen, in der Entwicklung der Orientalischen Frage auch fernerhin eine wichtige Rolle zu spielen, und ist als Wächter der Mündungen der Donau, dieses größten deutschen Stroms, den deutschen Interessen nahegerückt. Denselben in jeder Weise Rechnung zu tragen, ist nicht nur unser aufrichtiger Wunsch, sondern steht auch vollkommen im Einklang mit unserer wirtschaftlichen Entwicklung. Es wird demnach das Bestreben meiner Regierung sein, die uns so wertvollen Beziehungen zu dem durch E. D. zur ersten Macht erhobenen Deutschen Reiche auf das sorgfältigste zu pflegen, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß mein Land in allen zukünftigen Konstellationen auf den wohlwollenden Schutz des Deutschen Reiches zählen kann."

Von herzlicher Wärme durchweht war ein Brief Kaiser Wilhelms, den dieser unterm 5. März an den Fürsten gerichtet: „Bester Vetter! Endlich sind wir am Ziele unserer so lang gehegten Wünsche angelangt! Schwere und unerfreuliche Kämpfe hat es gekostet, um dahin zu

kommen, Dich selbständig in der Welt dastehen zu sehen! Möge das Sprichwort in Erfüllung gehen: ‚Was lange währt, wird gut!‘ — Die Sympathien, die ich stets für Dich als Hohenzollern und für Deine Person empfunden, habe ich nie verleugnet; aber wo viele zum selben Ziele gelangen wollen, und jeder seinen Weg geht, bis man endlich sie alle unter einen Hut bringt, das erfordert Zeit und manches Opfer! Daher mußte auch ich temporisieren, um Dich endlich vor der Welt anerkennen zu können! — Gott gebe seinen Segen zu Deiner nunmehr selbständigen Regierung und segne Dich, Deine Gemahlin und Dein Land! — Dein treuer Vetter und Freund Wilhelm.“

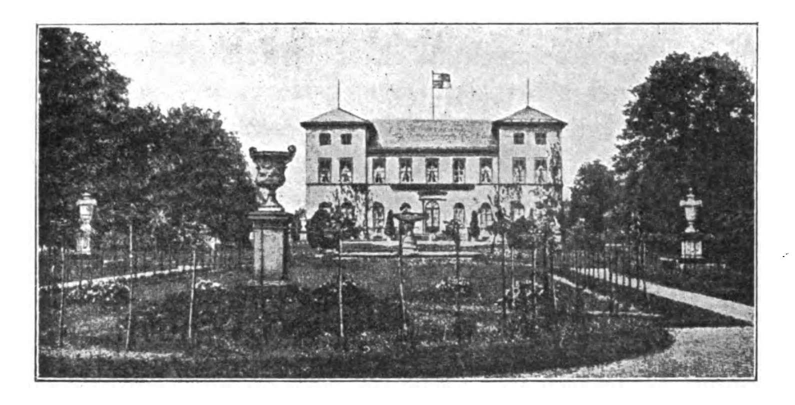
Wenige Tage später verlieh Kaiser Wilhelm dem Fürsten den hohen Orden vom Schwarzen Adler, den in feierlicher Audienz der neu ernannte deutsche Gesandte Graf Wesdehlen überreichte. Das war eine froh begrüßte Anerkennung der so schwer errungenen Selbständigkeit des Fürsten, der auch nach dem Kriege noch manche Geduld- und Kraftprobe gegeben, um das rumänische Staatsschiff sicher zu leiten und vor gefährlichen Zusammenstößen zu bewahren.

Nachdem sich die Verhältnisse nach außen hin geklärt, konnte Fürst Karl mit vermehrter Hingebung sich den Aufgaben widmen, welche die stets fortschreitende Entwicklung des Landes stellte. Mit aufrichtiger Befriedigung verfolgte er den durch die Gründung verschiedener Fabriken sich zeigenden Beginn einer rumänischen Industrie, ferner die Errichtung einer Sparbank, sowie der Nationalbank, deren Grundkapital 30 Millionen Franks betrug und die rasch einen wachsenden Umsatz erhielt. Das Budget für 1880/81 belief sich auf über $117^1/_2$ Million Franks, von denen 25 Millionen für die Armee vorgesehen waren; letztere wurde beständig vermehrt und auch mit einer sorgsamen Neubewaffnung versehen. Unter all diesen günstigen Umständen durfte

man auf das freudigste den diesmaligen 22. Mai als National-feiertag begehen, zu welchem aus allen Städten und Distrikten Abordnungen eintrafen und dem fürstlichen Paare ihre innigsten Huldigungen darbrachten. Auch sämtliche Teile der Armee hatten Deputationen gesandt, die sich auf einem von der Hauptstadt zu Ehren des Heeres gegebenen großen Bankett vereinten, bei dem der Fürst, der enthusiastisch begrüßt worden war, den ersten Trinkspruch auf das unabhängige Rumänien ausbrachte: „Drei Jahre sind vergangen, seitdem Rumänien in schwerer Zeitlage seine Unabhängigkeit erklärt; Heer und Volk haben mit Heldenmut alle Schwierigkeiten überwunden und sich im Kampfe gestärkt und gestählt — heute können wir ruhig in die Zukunft schauen und mit Vertrauen und Stolz aufblicken: Es lebe unser teures unabhängiges Vaterland!“

Im Laufe des Sommers konnte das fürstliche Paar die ersehnte Reise nach der deutschen Heimat antreten, und zwar ging dieselbe über Wien nach Ischl, woselbst Kaiser Franz Joseph den Fürsten und die Fürstin auf dem Bahnhof empfing, ihnen seine herzliche Freude äußernd, sie in seinen Bergen begrüßen zu können. In manch vertrautem Gespräch drückte der Monarch dem Fürsten, den er am gleichen Tage zum Oberst-Inhaber seines Infanterie-Regimentes No. 6 ernannt, sein warmes Interesse an Rumänien aus, desgleichen an dem jungen Heere, dessen Erfolge er mit freudigster Teilnahme begleitet, er hoffe, daß zwischen Rumänien und Österreich-Ungarn auch fernerhin die freundschaftlichsten Beziehungen bestehen werden. Am nächsten Tage setzte das fürstliche Paar die Weiterreise über München nach Ulm fort, wo der Fürst, dessen Gemahlin allein nach Neuwied weitergereist war, übernachtete. Aber der Schlummer floh ihn, so groß war seine Sehnsucht nach dem Wiedersehen mit den teuren Eltern. Am nächsten Mittag traf er in Mengen ein, wo

ihn die geliebte Mutter nach sechs langen und ereignisvollen Jahren der Trennung wieder in die Arme schloß, und zu Wagen ging es dann nach Krauchenwies, dort empfing Fürst Karl Anton, der an den Rollstuhl gefesselt war, freudig bewegt den Sohn. Wenige Tage später fand der festliche Einzug in Sigmaringen statt, das den ruhmgekrönten Sprossen der heimischen Erde mit freudigstem Jubel begrüßte. Von dem Vater ward der Sohn feierlich in das erinnerungsvolle Ahnenschloß geleitet.



Das „Landhaus" in Krauchenwies.

Hier in Sigmaringen traf auch Fürst Karl mit seinem Vater die näheren Verabredungen über die Successionsfrage, die ja bereits durch die rumänische Verfassung geregelt war, derart, daß, falls Fürst Karl ohne direkte Leibeserben bliebe, sein ältester Bruder respektive einer von dessen Söhnen die Thronfolge antreten sollte, eine Vereinbarung, die von den Mitgliedern der fürstlich-hohenzollernschen Familie bisher noch durch keinen Akt offiziell zur Kenntnis genommen und anerkannt worden war, die nun aber unter Zustimmung des deutschen Kaisers als Chef der Familie abgeschlossen werden sollte. Von Sigmaringen

ging es zurück nach Krauchenwies, wo sich viele Besucher, unter ihnen auch, leider nur auf wenige Stunden, der deutsche Kronprinz, einstellten, und wo die Tage für den Fürsten im traulichsten Beisammensein mit seinen teuren Angehörigen nur zu schnell verliefen.

In Frankfurt a. M. traf der Fürst mit seiner Gemahlin wieder zusammen, und beide begaben sich nach Berlin, im dortigen Schlosse vom Kaiserpaare und der Kronprinzessin auf das herzlichste empfangen. Immer wieder schloß der Kaiser seinen Neffen in die Arme und drückte seine tiefe Freude aus, ihn nach so großer und für ihn wie Rumänien bedeutsamer Zeit wiederzusehen, wie auch der Fürst tief ergriffen war von diesem herzlichen und gütigen Wesen des Kaisers, der ihm trotz seiner 83 Jahre noch so fest und kraftvoll erschien. Den nächsten Tag verlebte das fürstliche Paar bei den kaiserlichen Herrschaften in Babelsberg, wobei der Kaiser mehrfach betonte, wie sehr er sich freue, daß der Fürst seinem Namen solche Ehre gemacht, und wie sehr er hoffe, daß die rumänische Armee sich auf der eingeschlagenen Bahn weiter entwickeln und immerdar treu zu ihrem bewährten Führer stehen werde. Auch der älteste Enkel des Kaisers, Prinz Wilhelm, trat in diesen Tagen dem Fürstenpaare persönlich näher und erwarb sich dessen aufrichtige Sympathieen durch sein natürliches, frisches Wesen und durch seine Anhänglichkeit, die er offen an den Tag legte. Ferner war das Erbprinzlich-Meiningische Ehepaar zugegen und schloß mit dem Fürsten und seiner Gemahlin treue Freundschaft.

An einem der folgenden Tage stattete Fürst Karl dem Reichskanzler Fürsten Bismarck einen Besuch in dessen Palais ab, das er vor vierzehn Jahren in ernsten Zweifeln betreten. Wie anders hatte sich alles seitdem gestaltet, wie waren selbst die kühnsten Erwartungen übertroffen worden durch die großen geschichtlichen Ereignisse, denen

der Fürst sich in jeder Lage gewachsen gezeigt! Das betonte auch in der langen Unterhaltung Fürst Bismarck, die Schwierigkeiten durchaus würdigend, die der Fürst durch seine kluge Politik beseitigt, hinzufügend, wie sehr er es bedauere, daß Rumänien nicht die erhofften Vorteile aus dem russisch-türkischen Kriege davongetragen, aber dem europäischen Frieden zuliebe hätten nicht alle Wünsche des jungen Staates erfüllt werden können. Bei dem am gleichen Nachmittag in Babelsberg dem rumänischen Fürstenpaare zu Ehren gegebenen Diner bereitete Kaiser Wilhelm seinem Neffen eine freudige Überraschung, indem er ihn zum Chef des ersten Hannoverschen Dragoner-Regiments No. 9, das aus dem zweiten Garde-Dragonerregiment, dem einst der Fürst angehört, formiert worden, ernannte, in der Kabinettsorder hervorhebend, daß es sicherlich den Wünschen des Fürsten entspreche, wieder dem Verbande einer Armee anzugehören, die seinen Vater und zwei seiner Brüder zu ihren Mitgliedern zählen dürfe und die den Namen des dritten Bruders auf den Ehrentafeln derjenigen bewahre, die den Heldentod vorm Feind gefunden.

Nach dem innigen, wenn auch ein wenig wehmütigen Abschied von der kaiserlichen Familie am 31. August begab sich das fürstliche Paar nach Dresden, von dort über Düsseldorf nach Neuwied und dann nach der Weinburg, wo man im trauten Kreise den Geburtstag des Fürsten Karl Anton beging; am 11. Oktober erfolgte die Rückreise über Wien nach Rumänien, wo überall den Heimkehrenden ein jubelnder Empfang bereitet wurde. Der Fürst wohnte dort den umfassenden Manövern bei und stattete im Anschluß daran dem Fürsten Alexander von Bulgarien einen Besuch in Rustschuk ab, hier nicht nur von dem Freunde, sondern von der ganzen Bevölkerung froh begrüßt.

Am 27. November vollzog der Fürst persönlich die

Eröffnung der Kammern, seine Freude äußernd, daß die Beziehungen Rumäniens zu allen Mächten durchaus vorzügliche wären und daß mit verschiedenen Staaten der Abschluß wichtiger Konventionen und Verträge bevorstände, gleichzeitig die Einführung von Verbesserungen in der öffentlichen Verwaltung ankündigend. Ferner werde man große Sorgfalt der Hebung des Volksschulwesens, der Wahrung der Unabhängigkeit des Richterstandes, dem weiteren Ausbau der Eisenbahnen und der Vermehrung des Heeres widmen, sodann die Thronfolge nach den Vorschriften der Verfassung regeln.

Diese Regelung erfolgte bereits in den nächsten Tagen. Der frühere Minister D. Sturdza legte am 1. Dezember dem Senat eine Denkschrift vor, in der er Rumäniens geschichtliche Entwicklung entrollte und eingehend die Gründung einer Dynastie behandelte: „Indem eine Dynastie gegründet ward, hat die Verfassung entschieden, daß der Thron für die Zukunft nie mehr ein Gegenstand der Begehrlichkeit sein könne, daß er vielmehr für alle Rumänen ein nationales Prinzip ist, um welches sich trotz aller Hinfälligkeit und allem Schwanken menschlicher Dinge, inmitten der heftigsten Stürme, der drohendsten Ungewitter alle Lebenskräfte des Volkes vereinen zur gemeinsamen Arbeit am allgemeinen Wohl, daß er eine wohltätige Einrichtung ist, welche einzig und allein die sichere Bürgschaft gibt für eine geregelte Entwicklung eines liberalen und zivilisatorischen Regimes. Die Thronfolge hängt keineswegs von dem Willen irgend eines Einzelnen ab, nicht von dem des Regenten, nicht von dem des Parlaments. Sie ist nicht mehr eine eigenmächtige, private Angelegenheit, sie ist wesentlich politisch und beruht auf dem fundamentalen Gesetze des Landes." — Seiner Denkschrift fügte D. Sturdza noch eindrucksvolle Darlegungen von großer politischer Bedeutung hinzu: „Die verfassungsgemäßen Anordnungen über diese An-

gelegenheit sind hiermit heute aus dem Gebiet der bloßen Theorie herausgetreten. Dank unserm Fürsten ist die rumänische Dynastie nunmehr eine wirkliche lebendige Tatsache. Auch nach dieser Richtung hin hat sich Karl I. wieder auf der Höhe der Lage der Verhältnisse gezeigt. Gleichwie der junge Prinz von Hohenzollern 1866 Rumänien vom Bürgerkrieg und dem sicheren Untergang rettete, indem er im Augenblick der höchsten Gefahr mutig auf dem Boden Rumäniens erschien, so machte Karl I. jetzt, 1880, allen Schwankungen und Ungewißheiten ein Ende und gab dem nach so vielen Anstrengungen und Opfern gegründeten Staate Sicherheit und Bestand."

Und der Redner ging dann in lichtvoller Weise des näheren darauf ein, was Fürst Karl für Rumänien bedeute und wie er immerdar dem Land wie Volk ein nachahmenswertes Beispiel gewesen sei: „Wenn es erfreulich ist zu sehen, wie ein einfacher Bürger ernst und gewissenhaft seinen Pflichten nachkommt, wie sie das gewöhnliche Leben für jeden hat, so ist diese Erscheinung noch viel wohltuender, viel bewunderungswerter, wenn es sich um denjenigen handelt, der an der Spitze einer Nation steht und dessen Beispiel, je nachdem es gut oder schlecht ist, auf jene einen segensreichen oder verderblichen Einfluß ausübt. Vierzehn Jahre sind nunmehr verflossen, seitdem Karl I. den Thron Rumäniens bestiegen, und in diesen Jahren hat das Land hochwichtige und rasche Fortschritte gemacht. Große und ernste Ereignisse von wuchtiger Tragweite sind zu verzeichnen, und jeder dieser Fortschritte, jedes dieser Ereignisse hat den Beweis geliefert, daß die Nation 1866 keine glücklichere Wahl hätte treffen können. Das wissen und fühlen die Rumänen sehr wohl, und es erfüllt sie mit hoher Dankbarkeit gegen den Herrscher. Die Achtung vor dem Gesetz ist die Grundlage des Daseins und der Zukunft eines Volkes. Alle verständigen und gewissenhaften Bürger, die fähig sind, sich über

die kommenden und gehenden Strömungen der Parteien zu stellen, werden bestätigen, daß die Verfassung in Karl I. ihren tatkräftigsten, ihren tüchtigsten und unerschütterlichsten Verteidiger gefunden hat. Von der Höhe des Thrones ist sein Beispiel der Wegzeiger für jeden, welche Wege er zu wandeln hat. Alle, denen Gelegenheit gegeben worden, mit dem Herrscher von Rumänien zu arbeiten, oder seine Lebensweise kennen zu lernen, wissen, daß kein Tag seines Lebens vergeht, der nicht den Staatsgeschäften gewidmet wäre. Immer ist er bemüht, Menschen und Dinge, die Geschichte, die allgemeine wie die besondere Politik der Staaten zu studieren, um seine staatsmännischen Kenntnisse ohne Unterlaß zu vermehren. Beständige und äußerst gewissenhafte, eingehende Studien, Prüfungen, Forschungen aller Interessen und Bedürfnisse des Landes füllen die Zeit aus und bilden die Vergnügungen Karl I., von dem dasselbe Wort gilt, wie von seinem großen Stammverwandten Friedrich II.: daß er der erste Diener des Staates sei. Und so hat der Monarch durch seine Verdienste bei allen innerhalb und außerhalb Rumäniens sich eine Hochachtung seltener Art erworben. Wenn während des letzten Krieges Rumänien die ganz ungemeinen Schwierigkeiten, welche es umgaben und umtürmten, überwand, überstieg, besiegte und seine nationale Regierung wie seine öffentlichen Freiheiten bewahrte, so dankt es dies seinem Herrscher Karl I. Nur unter seiner Führung konnte es den Rumänen gelingen, zu erreichen, was sie erreicht haben, ihre Unabhängigkeit, und die Achtung wie das Vertrauen Europas.“ Auch das Privatleben des Fürsten stellte Sturdza als ein Muster für alle hin: „Die Reinheit seiner Sitten, sein religiöser Geist, die Tätigkeit, die Achtung vor der Pflicht, sie sind es, welche in dem Königspalast herrschen und von segensreichem Einfluß auf Volk und Land begleitet werden. So können die Rumänen nicht genug Dankbarkeit ihrem Herrscher Karl I.

zollen. Denn er hat den Thron, den die rumänischen Regenten erschüttert, befestigt; er hat das Land gerettet aus dem Wirrsal unablässiger Stürme, innerer Zerrissenheit, Unordnung, Zügellosigkeit und hat ihm das köstliche Gut einer echten Unabhängigkeit gegeben. — Möge die neue Generation sich immer mehr von dem Gedanken durchdringen lassen, daß die Ehre und die Zukunft Rumäniens auch in ihren Händen ruht! Möge sie zu ihrem Führer haben nicht die Sucht nach Vergnügen und Gewinn, sondern ein unentwegtes Pflichtgefühl. Die Rumänen können nunmehr guten Mutes der Zukunft entgegenschauen. Wie auch immer die Stürme beschaffen sein mögen, welche ihnen drohen könnten, sie dürfen ihre Augen fest und vertrauensvoll auf das Banner gerichtet halten, welches eine mächtige Stütze hat in der kraftvollen Hand Karl I. und seiner Dynastie und dem sie allezeit mutig folgen werden mit dem Rufe: Karl und Rumänien!" —

Am gleichen Tage, dem 1. Dezember, überreichte der Ministerrat dem Fürstenpaare eine Adresse, in dieser seinen innigsten Dank ausdrückend, daß die Erbfolgefrage in allen den Wünschen des Landes entsprechender Weise geregelt worden sei. In seiner Antwort betonte der Fürst, wie er und seine Gemahlin glücklich seien, durch jene Regelung dem Lande einen neuen Beweis ihrer Liebe gegeben zu haben; er könne die Versicherung hinzufügen, daß die fürstliche Familie Hohenzollern aus vollstem Herzen am Wohl und Wehe Rumäniens teilnehme, was ja auch aus den Beschlüssen hervorgegangen, und ähnlich äußerte er sich mehrere Tage später bei der vom Senat überreichten Adresse, erklärend, daß das, was er und seine Familie für Rumänien tun, kein Opfer und keine Selbstverleugnung sei, sondern einfache Pflichterfüllung gegen ein Land, mit dem er sich untrennbar vereint fühle, dessen Geschicke die seinigen seien und dem sein ganzes Leben geweiht sei.

Klang das Jahr 1880 in stimmungsvoller Weise aus, so sollte das folgende Jahr 1881 die stolze Krönung des Baues bringen, den Fürst Karl in harter, selbstloser, unermüdlicher Tätigkeit Stein um Stein pflicht- und zielbewußt aufgeführt. Schon lange hatten sich im Lande Wünsche geregt, daß der Fürst die Königskrone annehmen möchte. Fürst Karl hatte jedoch den Zeitpunkt noch nicht für gekommen erachtet, in welchem dem Staat eine sichere Zukunft beschieden wäre.

Das war jetzt der Fall. Aber noch schneller, als man geglaubt, trat das große Ereignis ein, infolge bestimmter Parteiwirren, die am 25. März zu heftigen Debatten in der Kammer geführt, in deren Verlauf der liberalen Regierung und ihren Anhängern vorgeworfen wurde, daß sie noch immer republikanische Ideale hegten und deshalb nicht als Stütze der Dynastie betrachtet werden könnten. Infolge dieser Angriffe fanden sich schon am frühen Morgen des nächsten Tages sämtliche Minister beim Fürsten ein, ihm nahelegend, daß er jetzt, wo die Regierung und deren Parteigänger so schwer beschuldigt worden, die Erlaubnis geben möchte, noch heute durch die Kammern das Königtum ausrufen zu lassen, damit man im Lande erfahre, wie falsch jene Verdächtigungen seien. Der Fürst zögerte zwar noch, gewährte aber schließlich auf die dringenden Bitten hin seine Einwilligung. Gleich nach Eröffnung der Kammern nahm General Lecca das Wort, daß die Volksvertretung noch heute das Königtum ausrufen möge, um die Gerüchte zu widerlegen, als ob die Dynastie in Rumänien nicht feste Wurzeln geschlagen, und unter stürmischer Begeisterung ward folgender Beschluß einstimmig angenommen: „Um einem lang gehegten Wunsche der Nation zu entsprechen, um Beständigkeit und Ordnung im Lande zu stärken und eine Bürgschaft mehr dafür zu liefern, daß in Rumänien die Monarchie unter denselben Bedingungen lebt wie in den übrigen Staaten Europas und das-

selbe Vertrauen einflößen muß, ruft die Kammer der Abgeordneten kraft des Souveränitätsrechts der Nation Seine Königliche Hoheit den Fürsten Carol I. zum König von Rumänien aus." —

In kürzester Zeit ward das Gesetz formuliert, mit dem nur zwei Artikel enthaltenden Antrag:

„Art. 1. Rumänien wird zum Königreiche erhoben; Fürst Carol I. nimmt für sich und seine Erben den Titel eines Königs von Rumänien an.

Art. 2. Der Thronerbe wird den Titel Kronprinz von Rumänien führen."

In hinreißenden Worten hielten Rosetti, der Präsident der Kammer, Lahovari sowie Bratianu flammende Ansprachen, betonend, wie nun endlich die Sehnsucht aller Patrioten erfüllt sei, die sie so lange und so inbrünstig genährt, die Sehnsucht nach einem freien, großen, tapferen Rumänien, das, wenn einig, niemals zugrunde gehen könne.

Die gleiche Begeisterung herrschte im Senat, dessen Mitglieder im Verein mit den Deputierten sich nach dem Palais begaben, um dem neuen König das Gesetz zur Unterschrift vorzulegen und ihm zu huldigen. Im Fluge war die hehre Kunde durch die Stadt geeilt, deren Straßen sich mit freudigerregten Menschenmassen füllten, während alle Häuser im Umsehen frohen Schmuck zeigten, und überall, wo nun der lange Zug der Deputierten und Senatoren, die sich garnicht erst die Zeit genommen, festliche Kleidung anzulegen, erschien, an seiner Spitze die Metropoliten und Bischöfe, legte er seinen Weg unter brausendem Jubel zurück, um die sechste Abendstunde im Palais eintreffend und im Thronsaal Aufstellung nehmend. Immer wieder brach die Begeisterung los, als das Fürstenpaar erschien, das seinen Platz vor dem Throne einnahm, worauf der Senatspräsident D. Ghika vortrat und sich mit erhobener Stimme an den Fürsten wandte:

„Stolz und glücklich bin ich, daß mich das Schicksal auserlesen hat, im Namen von Senat und Kammer Eurer Königlichen Hoheit das Gesetz vorzulegen, welches heute in beiden Gesetzgebenden Körperschaften votiert worden ist und durch welches die Wünsche des ganzen Landes ihrer Erfüllung entgegengeführt werden!“ — Hierauf verlas er das kurze Gesetz, und alle Versammelten brachen in stürmisch-jubelnde Rufe aus: „Hoch lebe der König! Hoch lebe die Königin!“

In tiefster Bewegung, ergriffen im Innersten von dem großen geschichtlichen Ereignis, entgegnete der Fürst: „Groß und feierlich ist dieser Augenblick, wo die Vertreter der Nation mir nahen, um den einstimmigen Beschluß der gesetzgebenden Körperschaften mir zu unterbreiten. Mit ihm beginnt ein neues Blatt im Lebensbuche unseres rumänischen Volkes, mit ihm endet eine Zeit, die reich war an Kampf und Schwierigkeit, aber auch an männlichem Streben und heldenhaftem Tun! Und in diesem Augenblick will ich wiederholen, was ich so oft ausgesprochen: Stets war es der Wunsch der Nation, der meinem Handeln Richtung und Ziel gegeben hat! Seit fünfzehn Jahren bin ich Fürst dieses Landes; seit fünfzehn Jahren umgibt mich die Liebe und das Vertrauen des Volkes: diese Liebe und dieses Vertrauen hat die guten Tage mir zu besseren gemacht, hat in bösen Tagen mich gestärkt und gekräftigt! Stolz war ich deshalb auf meine Fürstenwürde, teuer war mir dieser Name, um den sich schon in ferner Vergangenheit Ruhm und Größe gewoben! — Das Land ist jedoch der Ansicht, es stünde ihm besser an, in seiner jetzt errungenen Stellung, in seiner durch Taten erwiesenen nationalen Kraft, daß es zum Königreich sich erhöbe: So nehme ich denn — nicht für mich, sondern für die Größe Rumäniens — den Königstitel an, sicher, daß er nichts an den Banden lösen wird, die mich so eng verschlungen haben mit meinem Volke durch alles, was

wir gemeinsam durchkämpft und durchlebt! Möge der erste König Rumäniens sich derselben Liebe erfreuen, die den letzten Fürsten über alles Ungemach hinweggetragen hat! Mir gilt die Hingabe dieses edlen, tapferen Volkes, dem ich mein ganzes Sein geweiht habe, mehr als alle Größe, aller Glanz einer Krone!"

Von begeisterten Zurufen wurde die Rede des Fürsten mehrfach unterbrochen, viele der Deputierten schämten sich nicht der Tränen, immer wieder erbrauste der Ruf aufs neue: „Es lebe der König! Es lebe die Königin!" Das Königliche Paar wurde dicht umdrängt von den Glückwünschenden, allen herzlich dankend und dann, da des Jubelns auf der Straße, die sich mit enggedrängten Menschenmassen angefüllt hatte, kein Ende war, mit den Präsidenten des Senats und der Kammer auf den Balkon tretend und froh bewegt für die Huldigungen dankend. Am Abend erstrahlte Bukarest im flammenden Glanz einer allgemeinen Illumination; die Straßen wurden nicht leer von froh bewegten Gruppen, die immer wieder zum Palais zogen und in Hurrarufe ausbrachen, während Musikchöre nationale Weisen anstimmten.

Die Verkündigung des Königtums hatte auch im gesamten Lande ein begeistertes Echo erweckt. Aus allen Städten und Ortschaften, aus den entlegensten und fernsten Dörfern langten Huldigungstelegramme an, ebenso wie sich in den nächsten Tagen Abordnungen des Volkes und des Heeres einstellten, um dem Königlichen Paare persönlich ihre freudige Genugtuung auszudrücken. Die fremden Mächte zögerten nicht mit ihrer Anerkennung des neuen Königreiches, voran Deutschland, Rußland, Österreich-Ungarn, England, Italien und die Türkei, welche auch durch ihre Gesandten ihre Glückwünsche aussprechen ließen. Der deutsche Kaiser schickte telegraphisch den herzlichsten Glückwunsch, und Fürst Karl Anton schrieb seinem Sohne: „Dein langes Mühen, Kämpfen und Sorgen

hat Dir nun endlich die Königskrone aufs Haupt gesetzt! Empfange zu diesem großen Lebensabschnitt den Glückwunsch Deiner Eltern, der schwerer wiegen wird als die vielen konventionellen, die Euch von allen Seiten zuströmen! Die Einstimmigkeit, mit der Dir die Königskrone entgegengetragen worden, ist das sicherste Fundament der neuen, mühsam errungenen Würde! Ich erkenne die hohe Bedeutung dieses Ereignisses rückhaltlos an und war nur überrascht durch die Verfrühung der Proklamierung, die ich ja erst zum 22. Mai erwartete. In Deinem Geburtsstädtchen wirkte diese Nachricht zündend — man wollte Ovationen aller Art darbringen, allein ich verschob diese Äußerlichkeiten bis zum Eintreffen der offiziellen Mitteilung — die ist mir jetzt durch Deinen lieben Brief zugekommen. — Ein Sigmaringer Kind ein König! Das ist noch nicht verzeichnet, weder in der Geschichte des fürstlich hohenzollernschen Hauses, noch in der dieses bescheidenen schwäbischen Städtewesens! —"

Die Krönungsfeier selbst wurde auf den 22. Mai, den Nationalfeiertag, angesetzt. Die Mitglieder der Regierung hatten vorgeschlagen, daß die Krone von prunkvoller Kostbarkeit sein sollte; das wies aber der König sogleich entschieden zurück, betonend, daß kostbare Kroninsignien nicht den Traditionen des Landes entsprächen und nur dort am Platze seien, wo sie als ererbte Kleinodien aus vergangenen Jahrhunderten geschichtlichen Wert hätten, und er setzte seinen Wunsch durch, daß für ihn aus einer der bei Plewna eroberten Kanonen eine Stahlkrone geschmiedet, für die Königin jedoch eine einfache goldene Krone von einem Bukarester Goldschmiede gefertigt werden möchte. Auch die Bitte des Metropolit-Primas, sich in der Metropolie krönen und salben zu lassen, lehnte der König in seinem schlichten Sinne ab, wie er überhaupt gern gesehen, wenn die Feierlichkeit in engeren Grenzen begangen worden wäre, sich aber hier dem allgemeinen Volkswunsche fügte.

Zu der Feier traf der ältere Bruder des Königs, Erbprinz Leopold von Hohenzollern, mit seinen beiden jüngeren Söhnen, Ferdinand und Karl, ein, ferner die Sonderabordnungen verschiedener Regierungen. Auf das schmerzlichste bedauerte es Fürst Karl Anton, der erhebenden Feier fernbleiben zu müssen, seinem Sohne schreibend: „Glück, Heil und Segen zum wichtigsten Abschnitt Deines reichen Lebens! Ich fühle doppelt die Entbehrung, mich denen nicht beigesellen zu können, welche Zeugen des großen Momentes sein werden, der Deine ganze Stellung heiligt und zu einer festen und dauernden umgestaltet. — Liebe und Vertrauen sind das sicherste Fundament für die Spitze des Staates, und ein weihevolleres als alle geschriebenen Gesetze! — Ich werde mit Dir und Elisabeth an dem großen Tage geistig vereinigt sein, und die Donau soll unsere wärmsten Wünsche hinabtragen!“



Die Krone König Karls.

Am Abend des 21. Mai waren in festlichem, von dem Ministerpräsidenten und den Ministern begleiteten und von Kavallerie eskortierten Zuge die beiden Königskronen in das Palais gebracht worden, ebenfalls dorthin unter klingendem Spiel sämtliche Fahnen der Armee. Ein Zapfenstreich und großer Fackelzug schlossen sich an.

Hallender Kanonendonner leitete am folgenden Morgen den großen Tag ein. Von früher Stunde an füllten unzählige Tausende die festlich geschmückten Straßen, durch welche der Krönungszug gehen sollte, der sich am Nordbahnhof, wohin sich das Königspaar mit seinen Gästen

von Cotroceni aus begeben hatte, in Bewegung setzte. Der Zug wurde durch Abteilungen berittener Gendarmen, durch eine Schwadron Roschiori, durch Hoffuriere und hohe Hofbeamte eröffnet. Hinter den von Musik begleiteten 62 Fahnen des Heeres ritt der König, dem sich der große Generalstab und das militärische Gefolge des Herrschers anschlossen. Dann kam der achtspännige, von einer goldenen Krone überragte Galawagen mit der Königin und dem Erbprinzen Leopold sowie dessen Söhnen, geleitet von der Dienerschaft des Hofes zu Fuß und von dem kommandierenden General der Territorial-Division und dem Generalinspektor der Bürgergarde. Ein aus Kavallerieoffizieren zusammengesetzter Zug und eine Schwadron Roschiori bildeten den Beschluß.

Durch das von der Garnison gebildete Spalier ging es unter dem begeisterten Jubel der Bevölkerung, die das Königspaar mit Blumen überschüttete, zum Hügel der Metropolie, wo die höchsten Geistlichen des Landes, die Minister und die Präsidenten der Kammern das Königspaar empfingen und es unter Glockengeläut und Chorgesang vorbei an den Delegationen der Distrikte und Kommunen des ganzen Landes den Weg hinauf zum Gotteshause geleitete, in dem die Kronen aufgestellt waren. Nach Verrichtung stiller Gebete begab sich der feierliche Zug wieder in das Freie, das Königspaar auf eine reichverzierte Tribüne, vor der unter freiem Himmel der Gottesdienst stattfand, an dem sich unter dem Salut der Geschütze die feierliche Einsegnung der Kronen schloß, die von Generalen unter Begleitung von vier Fahnen getragen wurden.

Der König und die Königin, Erbprinz Leopold, die Metropoliten, Präsidenten und Minister unterzeichneten die ihnen vom Ministerpräsidenten unterbreitete Krönungsurkunde, die folgenden Wortlaut hatte:

„Wir, Carol I., König von Rumänien, geführt von der

Hand Gottes und der Bestimmung des tapferen und intelligenten rumänischen Volkes, haben am 10. (22.) Mai 1866 unsern Einzug in Bukarest gehalten. Die Stimme des Volkes hat uns zum Fürsten der vereinigten Länder Moldau und Walachei durch Plebiszit vom 8. (20.) April 1866 (am Jahrestage unserer Geburt, den 8. (20.) April 1839), sowie durch das Votum der Wahlversammlung vom 1. (13.) Mai desselben Jahres gewählt.

Nachdem wir der rumänischen Nation durch die Verfassung vom 30. Juli 1866 ihre Freiheit und ihre Rechte zugesichert, konnten wir an der Spitze dieses Volkes durch die Tage der Drangsale, alle Schwierigkeiten überwindend, gehen, so daß 1877 am 10. (22.) Mai die Unabhängigkeit des Landes proklamiert wurde.

Nach dem Willen Gottes, welcher allein den Sieg verleiht, habe ich unsre Armee am 7. Juli 1877 über die Donau geführt und unsre Fahnen haben sich bei Kalafat, Nikopolis, Rachowa, Smidan, Grivitza, sowie am 28. November desselben Jahres durch die Einnahme von Plewna Lorbeeren errungen, so daß die alte rumänische Tapferkeit auf den Schlachtfeldern Bulgariens das einstimmige Votum der Kammern sanktioniert hat.

Das edle rumänische Blut, welches zur Verteidigung und für die Unabhängigkeit des Vaterlandes vergossen worden ist, erhielt am 14. (26.) März 1881 seinen Lohn. Die gesetzgebenden Kammern, beseelt von dem Wunsche, dem durch die Verschmelzung der Fürstentümer Moldau und Walachei geschaffenen rumänischen Staate eine vollkommene Sicherheit und eine festere, glänzendere Individualität zu geben, proklamierten die Erhebung Rumäniens zu einem Königreiche Europas.

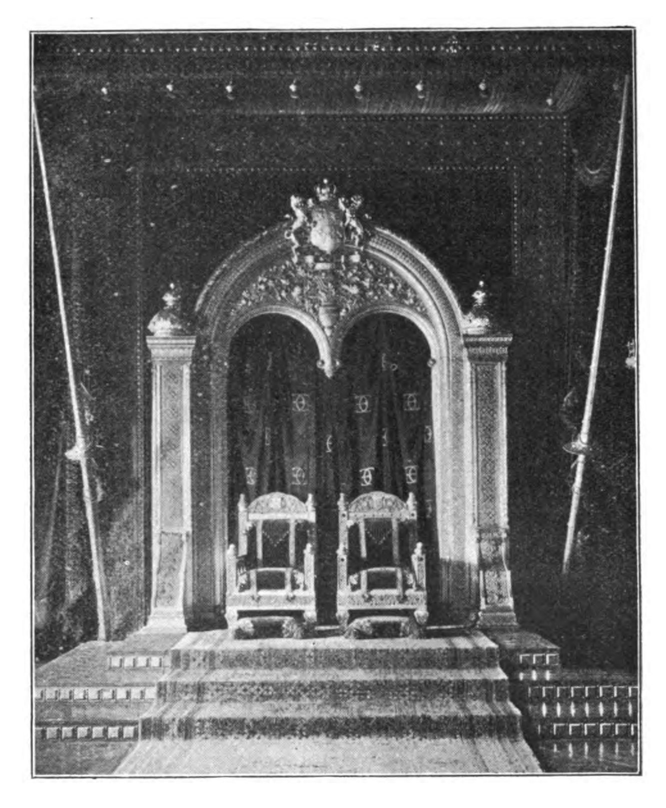
Das ganze Land, repräsentiert durch den Senat und das Abgeordnetenhaus, begleitet von den Mitgliedern aller bestehenden Körperschaften des Landes, des Kassations- und Rechnungshofes, der rumänischen Akademie, der Re-

präsentanten der Universitäten Bukarests und Jassys und ihrer Schüler aller Grade, der Delegationen der städtischen und ländlichen Gemeinden, sowie aller Handwerker-Korporationen und zahlreicher Gesellschaften der verschiedenen Zweige unserer nationalen Kultur, hat sich heute, den 10. (22.) Mai 1881 zu dem heiligen Altar der Metropolie von Bukarest begeben und hat mit uns, Carol I., König von Rumänien, mit der Königin Elisabeth, unserer geliebten Gemahlin, mit unserm geliebten Bruder Leopold, Erbprinzen von Hohenzollern, umgeben von unsern Neffen Ferdinand und Carol, den heiligenden Gebeten beigewohnt, unter welchen Sr. Heiligkeit der Metropolit und Primas Calinio Miclescu und Sr. Heiligkeit der Metropolit der Moldau und von Suczawa, Joseph, ebenso wie die Bischöfe der Eparchien und der hohe Metropolie-Klerus die Kronen geweiht haben, die uns das Land als ein für uns köstliches Enblem der Stabilität und Unabhängigkeit des Vaterlandes entgegenbringt.

Die Königskrone, welche das Land heute auf unsre Stirne setzt, ist im Kriegsarsenal aus dem Stücke einer Kanone gefertigt, die, dem Feinde am 28. November 1877 bei Plewna abgenommen, mit dem Blute der Helden bespritzt ist, die für die Unabhängigkeit gefallen sind. Die goldene Krone, welche das Land heute auf die Stirne seiner ersten Königin setzt, ist nicht mit kostbaren Steinen geschmückt, aber die Taten der Königinnen, welche die einfache Goldkrone der Königin Elisabeth tragen werden, werden sie strahlen lassen.

Damit künftigen Jahrhunderten das Andenken des 10. (22.) Mai unvergeßlich sei, unterzeichnen wir im fünfzehnten Jahre unserer Herrschaft dieses Dokument auf der heiligen Metropolie unserer Hauptstadt in Bukarest in Gegenwart der Königin Elisabeth, unserer geliebten Gemahlin, unseres geliebten Bruders Leopold, im Angesichte des Landes, welches zu der großen nationalen Feier der

Heiligung der Proklamierung des Königreiches Rumänien herbeigeeilt ist, und befehlen, daß dieser Akt mit dem großen königlichen Siegel versehen und von unsern Ministern, den Staatssekretären, kontrasigniert werde, sowie derselbe



Thron im Bukarester Palais.

von den Herren Präsidenten der gesetzgebenden Körperschaften, Ihren Heiligkeiten den Metropoliten und von dem Präsidenten des hohen Kassationshofes als Zeugen unterschrieben werden soll."

Nach der Unterzeichnung begab sich der Zug in der gleichen Ordnung, in der er gekommen, den Metropolie-

hügel hinab und dann zum Palais, umflutet wiederum von den Begeisterungsstürmen der unzähligen Menge.

Im Palais empfing das Königspaar die Glückwünsche der Minister und deren Gemahlinnen, der Chefs der rumänischen Vertretungen im Auslande, der Mitglieder des diplomatischen Korps und ihrer Damen, sich dann, umgeben von sämtlichen Würdenträgern des Staates, von den fürstlichen Verwandten und dem Gefolge nach dem Thronsaal begebend und auf den Thronsesseln Platz nehmend, während die Kronen vor dem Throne, um den die Fahnen der Armee aufgestellt waren, ruhten.

Die Präsidenten des Senats und der Kammer überreichten dem Königspaare die Kronen unter bewegten Worten, und der König, die Krone ergreifend, antwortete in weihevoller Stimmung: „Durch die heutige Feier wird der an schweren Kämpfen und Großtaten so reiche Abschnitt von fünfzehn Jahren glanzvoll abgeschlossen! Unter dem Schutze seiner Verfassung und seiner Gesetze hat Rumänien sich herrlich entfaltet, die rastlose Arbeit seiner Staatsmänner, die Tapferkeit seines Heeres und mein festes Vertrauen zu der Kraft des Volkes haben den heißen Wunsch aller zur Erfüllung gebracht: das Königreich, ein sicheres Unterpfand für die Zukunft, ist heute aufgerichtet! — Mit Stolz nehme ich darum diese Krone an — sie ist geschmiedet aus dem Metall eines Geschützes, das mit dem Blut unserer Helden benetzt und von der Kirche geweiht ist; ich nehme sie an als ein Symbol der Unabhängigkeit und Stärke Rumäniens! Wie ein kostbares Kleinod wird sie Zeugnis ablegen von schweren und ruhmreichen Zeiten, die wir gemeinsam durchlebt, wird spätere Generationen an den Heldenmut ihrer Vorväter erinnern und an die Einigkeit, die zwischen Fürst und Volk geherrscht! Die schönste Krone aber für die Königin, wie für mich wird sein und bleiben die Liebe und das Vertrauen des Volkes, dem all unser Denken und Fühlen ge-

hört. Angesichts dieser Fahnen, die auf dem Schlachtfelde wehten, angesichts dieser Kronen, den Emblemen



König Karl und Königin Elisabeth (1883).

des Königstums, um welche das Volk sich scharen möge, wie sich die Krieger um jene Fahnen scharen, angesichts der großartigen Huldigungen, zu denen das ganze Volk

in die Hauptstadt geeilt ist, um Zeuge dieses denkwürdigen Tages zu sein, vereinigen wir uns zu dem Rufe, der unserm Herzen teuer ist, und der auch heute in diesem durch die historischen Ereignisse meines Lebens bereits geweihten Raume einen mächtigen Wiederhall finden wird: Unser geliebtes, heute durch sein eigenes Verdienst gekröntes Rumänien ‚es lebe hoch‘!" —

Nachdem der König, dessen Worten man seine tiefe Bewegung angemerkt, geendet, herrschte zunächst feierliche Stille, dann aber löste sich die Begeisterung in den jubelndsten Zurufen, die gar nicht enden wollten und sich immer und immer wieder erneuten, von der Volksmenge draußen stürmisch aufgenommen. In langer Reihe zogen die Abordnungen des Landes an dem Königspaare vorüber, ihm huldigend und duftende Blumenkränze auf den Stufen des Thrones niederlegend.

Drei Tage noch währten die Festlichkeiten, die einen durchaus volkstümlichen Charakter trugen und einen prächtigen, farbenfrohen Festzug aller Gewerbe, sowie eine glänzende Truppenschau brachten, ohne jegliche Störung verlaufend, in reiner Harmonie die enge Vereinigung zwischen dem Volk und seinem königlichen Führer zeigend.

Der moderne rumänische Staat war in fester Weise begründet worden, wie dies auch in einer von einem hervorragenden rumänischen Gelehrten stammenden, aus Anlaß der Krönung veröffentlichten Denkschrift dargelegt wurde: „Die erste große Epoche des Landes bezeichnet die Ankunft Trajans und seiner Legionen in den Ländern der südlichen Donau; die zweite, die von Radu-Negru und Dragosch, gab den Fürstentümern der Moldau und Walachei ihr Leben, nachdem verheerende Wanderzüge barbarischer Völker über unsern Boden hinweggeschritten waren; die dritte ist die des großen und tapfern Königs Karl I., des Begründers des modernen rumänischen Staates."

XII.

Rumänien unter dem Königscepter.

Die Wiedergeburt der Nation. — König Karls Friedensarbeit. — Des Königs Interesse für Kunst und Wissenschaften. — Im Bukarester Palais. — Schloß Pelesch. — Reisen des Königspaares. — Frohe und trübe Stunden. — In der Heimat und Fremde. — Rumäniens Fortschritte. — Besuch Kaiser Franz Josefs in Bukarest und Sinaia. — Die Erkrankung des Prinzen Ferdinand. — König Karl auf bulgarischem Boden. — Donaufahrt des Königspaares. — Die Ereignisse der letzten Jahre. — Bukarests Entwicklung. — Das 40 jährige Regierungs-Jubiläum des Königs. — Die Jubiläums-Ausstellung. — 50 Jahre Soldat. — Die jüngsten Ereignisse. — König Karl, sein Lebenswerk und Rumänien.

Das bisherige lange und mühevolle Lebenswerk König Karls hatte seine Krönung erfahren. Das Ziel, das sich der 27 jährige Zollernprinz gesetzt, als er dem Rufe des rumänischen Volkes gefolgt, es war erreicht. Aber was der Fürst vielleicht als Erstrebenswertestes angesehen, das Land von dem Vasallentum zu befreien, ihm seine Selbständigkeit auf dem Schlachtfeld zu erringen, des jungen Staates Stellung und Bedeutung weithin sichtbar zu machen durch das Königtum — König Karl setzte sich stets weitere Ziele! Er am besten wußte, daß die Arbeit, die ihm das Geschick übertragen, erst halb getan war. Wohl war die feste Grundlage geschaffen für die ersprießliche Tätigkeit der gegenwärtigen und nachkommenden Geschlechter, nun aber galt es für ihn, den rastlosen Führer, die Wege weiterhin zu bestimmen und auszugestalten, die zum Wohl der Allgemeinheit leiteten. Auch diese Wege enthielten noch genug der Steine und Hindernisse für den pflichterfüllten königlichen Bahnbrecher, der aber auch fernerhin

keine Entmutigung und keine Müdigkeit kannte, stets beständig und stets sicher in seinem Tun, mit kluger Energie das eine Ziel verfolgend: die begonnene Wiedergeburt der Nation erfolgreich zu bewerkstelligen.

Hatte es bisher nicht an mancherlei Stockungen in der inneren Entwicklung des Landes gefehlt, so ging nun letztere rascher und folgerichtiger vorwärts. Die politischen Leidenschaften, falls sie auch gelegentlich noch durchbrachen, zeigten sich nicht mehr so zügellos, und wenn es auch nie an einer oft lebhaften und zähen Opposition fehlte, so richtete dieselbe nicht mehr ihre Angriffe gegen die Dynastie, sondern nur gegen die einzelnen Vertreter der Regierung. Für die große Besserung der gesamten inneren politischen Zustände sprach schon der lange Bestand des Ministeriums Bratianu, das bis zum Jahre 1888 sich erhielt, insgesamt also zwölf Jahre, eine Erscheinung in der Geschichte des Landes, die nie dagewesen und die man nie für möglich gehalten. Die Beziehungen zu den ausländischen Mächten wurden stets engere und freundschaftlichere, und es ergab sich von selbst, daß der Staat, der so wenig Förderung und Berücksichtigung von russischer Seite gefunden, sich mehr und mehr an die Westmächte anlehnte, in politischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht. Grade Deutschland gewann auch in geistiger und kultureller Beziehung einen besondern Einfluß, der Rumänien vielfach zugute kam.

Fortgesetzt widmete der König seine hingebende Sorgfalt dem Heere, das nicht auf den blutig errungenen Lorbeeren ausruhen durfte. In entsprechender Weise fand in bestimmten Terminen eine Vermehrung statt und wurde auf eine stets bessere Bewaffnung Rücksicht genommen. An allen Manövern nahm der König persönlich teil, unterließ nie Inspizierungen der entfernteren Garnisonen und erfüllte durch sein Beispiel das Offizierkorps mit pflichttreuer Hingebung an den hohen Beruf, nicht

nur jederzeit bereit zu sein, den vaterländischen Boden zu verteidigen, sondern auch erzieherisch zu wirken auf die waffentragenden Kreise des Volkes. Um in einem eventuellen Entscheidungskampfe einen wuchtigen gesicherten Mittelpunkt zu haben, wurde Bukarest nach dem Plan des belgischen Generals Brialmont stark befestigt, indem es durch eine Reihe von Forts mit Panzertürmen umschlossen ward, ebenso wie die Linien Focschani-Namaloasa-Galatz nach dem Entwurf des preußischen Majors Schumann wichtige Befestigungen erhielten.

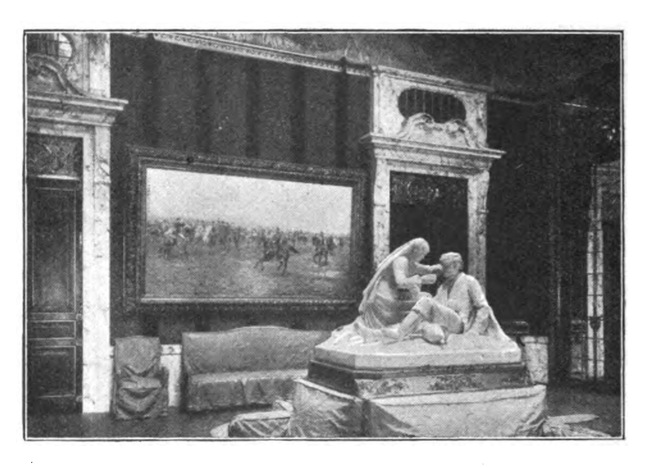


Palais in Cotroceni.

Auch dem gesamten Unterrichtswesen widmete der König fortgesetzt sein fördersames Interesse, zu seiner steten Hebung und Vertiefung beitragend, wie er das Ehrenpräsidium der rumänischen Akademie nicht bloß als eine leere Würde betrachtete, sondern die Bestrebungen dieser gelehrten Vereinigung aufmerksam verfolgte und ihr durch private Zuschüsse die Herausgabe eines großen rumänischen Wörterbuches ermöglichte. Auch auf kirchlichem Gebiet wurde ein großer Wandel geschaffen, indem die nationale Kirche, die noch immer in gewissem Sinne abhängig war von dem Patriarchat in Konstantinopel, von diesem unabhängig wurde. Weiter und weiter spann sich das Eisenbahnnetz aus, und ein Lieblingswunsch des Königs erfüllte sich damit, indem sich von Bukarest nach allen Richtungen hin die Schienenwege erstreckten, welche

die Hauptstadt mit den verschiedensten Donaupunkten und mit den entlegensten Grenzgegenden sowie mit allen Nachbarreichen verbanden.

Den Sommer 1883 brachte das Königspaar wieder in der Heimat zu, der am 7. Juli in Potsdam stattfindenden Taufe des zweiten Sohnes des damaligen Prinzen Wilhelm, des Prinzen Eitel Friedrich, beiwohnend, bei welchem der König die Patenschaft übernommen.



Vorraum im Bukarester Palais.

Nun, nachdem der König in siebzehnjähriger, angestrengter Arbeit den Staat auf eine feste Grundlage gestellt, konnte er auch, ohne daß darüber seine emsige Tätigkeit für das Land vernachlässigt wurde, die langgehegten Wünsche erfüllen und seine eigenen Heimstätten ausbauen und ausschmücken. Mit Friedrich dem Großen, der einst an d'Alembert geschrieben: „Ich liebe es zu bauen und zu schmücken, aber nur von meinen Ersparnissen, der Staat leidet nicht darunter," teilte König Karl auch diese Vorliebe. Das Kloster Cotroceni war schon früher für den Frühlings- und Herbstaufenthalt der könig-

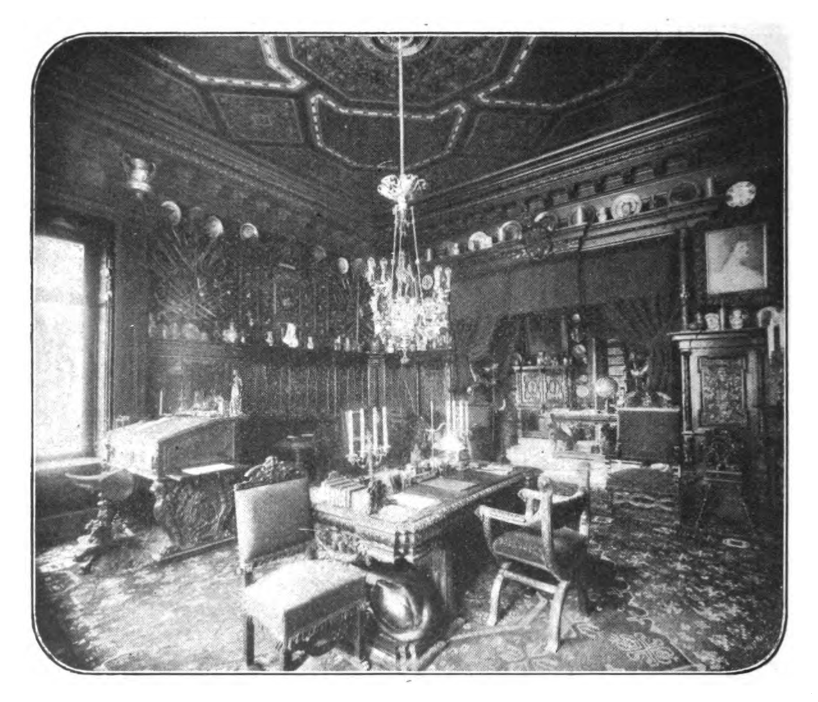
lichen Familie in entsprechender Weise umgebaut worden und hatte allmählich ein gänzlich anderes Aussehen gewonnen. Auch das Bukarester Palais wurde den wesentlichsten Umänderungen unterworfen, würdig in jeder Beziehung eines königlichen Hofhaltes, dabei wohnlich und



Vorraum zum Arbeitszimmer des Königs im Bukarester Palais.

behaglich in allen Räumen, so das Arbeits- und Bibliothekszimmer des Königs, mit besonderer Berücksichtigung des Geschmackes des Herrschers, der im Gesamtstil wie im einzelnen das Feste, Gediegene, Alte liebt, das an die großen Zeiten der deutschen Renaissance gemahnt, und in jenem der Königin, die das Frohe, Leichte, Farbige bevorzugt. Im ersten Stock war ein prächtiger Wintergarten angelegt worden, breit und geräumig ward der altdeutsche Speise-

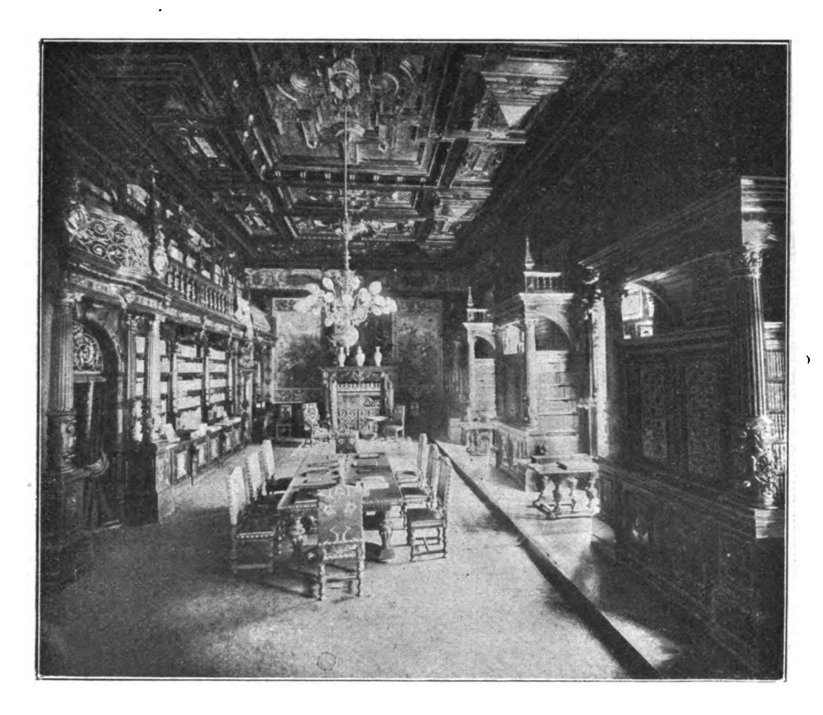
saal gestaltet, in gefälliger Anmut zeigten sich das Wohngemach und das Musikzimmer der Königin, mit Gemälden alter Meister, kostbaren Stoffen, erlesenen Bronzen reichlich verziert. König und Königin überwachten alles auf das genaueste, überall selbst eingreifend und selbst bestimmend, die besten Kräfte heranziehend, unter ihnen



Arbeitszimmer des Königs im Bukarester Palais.

den bewährten Meister Martin Stöhr, dessen hervorragende Arbeiten auf dem Gebiet der Holzskulptur schon früher die Aufmerksamkeit des kunstsinnigen Sigmaringer Hofes auf sich gezogen hatten, und den König Karl ein Jahr, nachdem er die Regierung übernommen, zu sich berufen, ihm ein immer weiteres Feld ersprießlicher kunstreicher Tätigkeit einräumend.

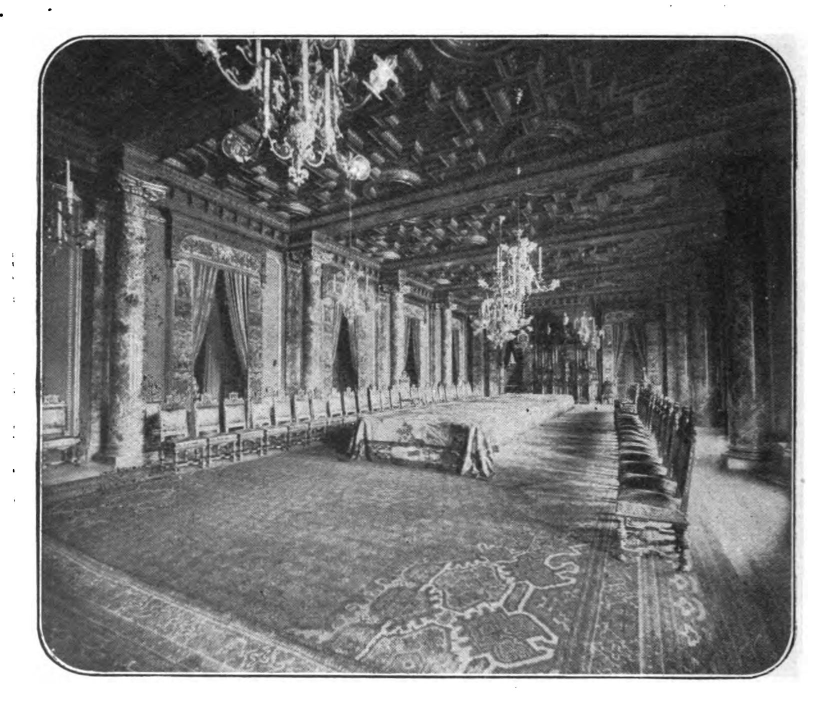
Von früh an hatte der König ja ein besonderes Interesse für Holzarchitektur gehabt, bereits auf jenen in seinen Knabenjahren unternommenen Reisen durch die Rheinprovinz und Belgien alte Schnitzereien bewundernd und schon bei seiner Wohnungseinrichtung in Berlin als junger Dragoneroffizier das Hauptgewicht auf schön ge-



Empfangsraum und Bibliothek des Königs im Bukarester Palais.

schnitzte Möbel legend. Die Freude daran verlor sich auch nicht über all den unendlichen Schwierigkeiten und verantwortlichen Pflichten seines fürstlichen Berufes. In wachsendem Maße und stillgenügsamer Freude konnte er von Jahr zu Jahr mehr seiner Vorliebe gerecht werden und hatte in Martin Stöhr, der seinen einstigen vielgerühmten Berufsgenossen in Nürnberg, Augsburg, Lübeck

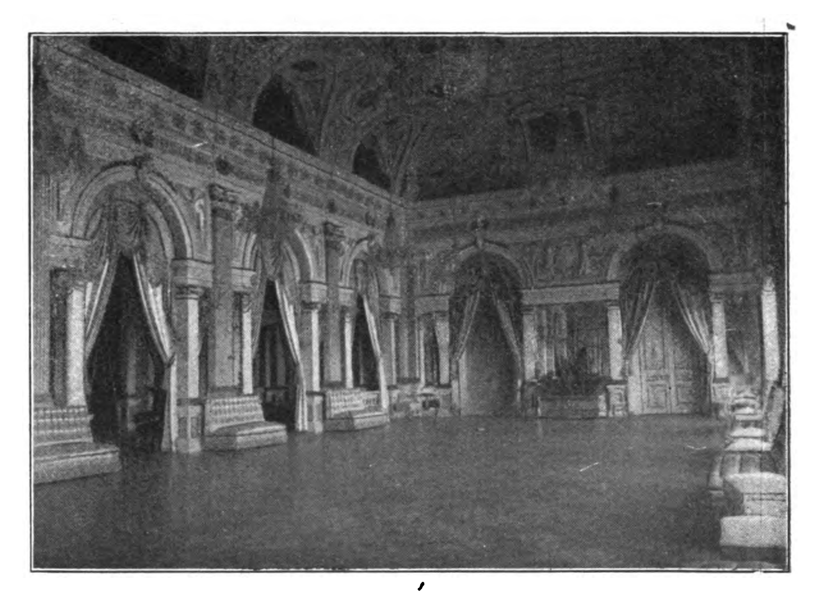
glich in Kunstfertigkeit, Fleiß und Hingebung, den geeigneten Mann gefunden, der ihm auch persönlich nahe trat und von ihm aufrichtig geschätzt wurde wegen seiner ausgezeichneten künstlerischen Fähigkeiten und seines kernigen, echt deutschen Charakters wie seiner unbedingten Zuverlässigkeit und Treue. Die von Stöhr her-



Speisesaal im Bukarester Palais.

rührenden Vertäfelungen an Türen, Wänden, Decken im Bukarester Palais sowie seine sonstigen Schnitzwerke, so die wundervollen, wie für die Ewigkeit geschaffenen Möbel, halten in jeder Hinsicht den Vergleich mit den besten deutschen Holzarbeiten der Vergangenheit aus und erwecken immer wieder die aufrichtige Bewunderung der Kenner.

Durch den Ankauf der eine erhebliche Zahl erlesener Werke der größten Meister des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts enthaltenden Gemäldegalerie des Konsuls Bamberg war der König in den Besitz einer hervorragenden Kunstsammlung gekommen, die er stets zu vermehren trachtete in kunstfroher und kunstverständiger Weise, gern mit inniger Genugtuung sich an den Schätzen



Festsaal im Bukarester Palais.

dieses Besitzes erfreuend. Auch in der Vereinigung dieser Sammlung, die nach einem festen Plan erfolgte, zeigte sich der geläuterte künstlerische Sinn des Königs, sein inniges Verständnis für die Werke der Großen und Größten, seine Freude an dem Wahren, Echten, Tiefen der reinen Kunst. Die Schöpfungen erlauchter Meister wie Raphael, Botticelli, G. Vasari, Guido Reni, Carlo Dolci, Titian, Jacopo Palma, Salvator Rosa, Lucas Cranach, J. H. Tisch-

bein, J. Breughel, David Teniers, van Dyck, Rembrandt, Ribera, Velasquez, Murillo, Lancret, Greuze, Reynolds sind neben vielen anderen hervorragend in der Galerie des Königs vertreten. Die Gemälde sind nicht vereint in langer Nebeneinanderfolge, sondern schmücken, sich der übrigen Einrichtung anpassend, die einzelnen Räume des

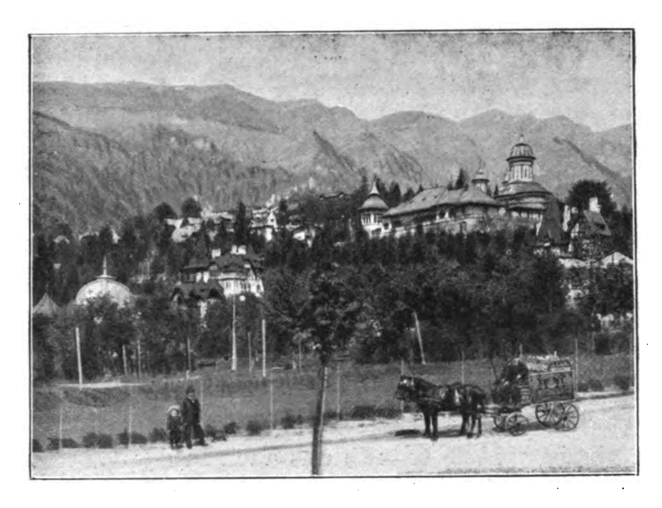


Königin Elisabeth in ihrem Arbeitsgemach im Bukarester Palais.

Bukarester Palais wie des Kastell Pelesch, zur steten Freude des königlichen Paares und zu jener der Gäste.

Aber die größte Befriedigung bereitete doch dem König, weil er hier ganz aus Eigenem und Vollem zu schaffen vermochte, der Bau des Schlosses Pelesch oberhalb Sinaias, dessen feierliche Einweihung am 7. Oktober 1883 stattfinden konnte, nachdem sich erfüllt, was acht Jahre zuvor der König an seinen Vater geschrieben, daß es ein „Königs-

schloß" werden könne. Auf die bedeutsamen geschichtlichen Wandlungen während der langen Bauzeit — das Königspaar bewohnte unterdessen das etwas höher ge-



Blick auf das Kloster in Sinaia.

legene anmutige Jagdhaus — nimmt auch ein Vers des Dichters Alexandri Bezug, der an der Ehrentreppe zu lesen ist:

„Ich, König Carol, hab' erbaut,
Dem Volk, das sich mir anvertraut,
Sein Königreich im Kriegsgebraus,
In Friedenszeit mein eigen Haus.

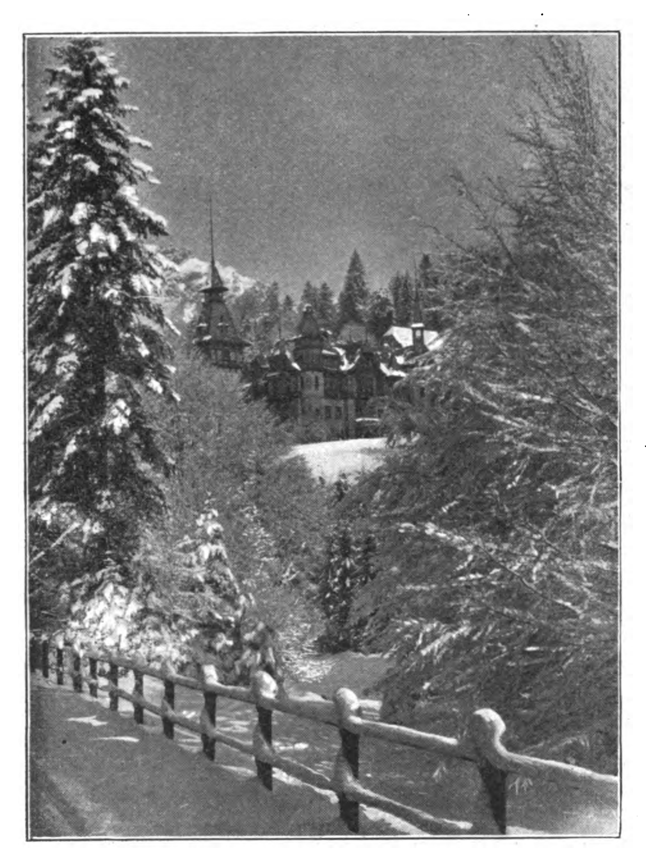


Das Jagdhaus bei Sinaia.

Sinaia — — welch' Sang und Klang liegt für uns Deutsche in dem Wort. Es ist uns vertraut geworden, als ob es dem Kern unserer Sprache entstammte, und schon der Name allein erweckt ein freundliches Echo in unsern Herzen, läßt eine Fülle von Erinnerungen und Gestalten vor uns erstehen, beflügelt geschäftig unsere Phantasie: ein Schloß steigt auf mit kecken Türmen und Zinnen inmitten dunklen, verschwiegenen Waldesgrundes, gewaltige Bergrecken strecken ihre zackigen Häupter bis in die Wolken hinein, gischend stürzen brausende Wasserfälle herab, durch Moos- und Farndickicht bahnt sich der Pelesch mutig und munter seinen silberglitzernden Weg, auf den blumenbesponnenen Almen liegt goldig die Sonne, und des Hirten schwermütige Weisen mischen sich in den Schall der Herdenglocken — — so malte uns Carmen Sylva Sinaia, und so tritt es uns auch in der Wirklichkeit entgegen, großartige Natur mit lieblicher Romantik verschmelzend. —

Von überraschender, frohsinniger, eindrucksvoller Wirkung ist der erste Anblick des Schlosses, wenn man vom Kloster aus den Waldweg längs des unten dahinsprudelnden Pelesch einschlägt. Tannen- und Buchendickicht zu beiden Seiten, bis man plötzlich durch eine Lichtung drüben jenseits des Quells wie eine reizende Märchenschöpfung das Schloß sieht mit seinen Türmen und Zinnen, Erkern und Altanen, mit den von Efeu- und Weinlaub umrankten Galerien und Veranden, eingebettet in dichtes Grün, vorn mit Blumenbeeten und Springbrunnen, als Hintergrund sanft aufsteigende Höhenzüge mit sich zusammendrängenden Rottannen von wunderbarer Größe und Schönheit; als letzten Abschluß dieses einzigen Gemäldes die schroffen Felswände und Kuppen des Buceci, die bei Sonnenuntergang in zauberhaftem Farbenspiel erglühen. Und dazu die weihevolle Einsamkeit, nur unterbrochen vom Ruf des Kuckucks und dem Locken der

Amsel, vom raunenden Plätschern des Pelesch und vom leisen Rauschen der hoch oben sich schließenden Baumwipfel, alles groß und erhaben und doch dabei von liebenswürdigster Anmut.



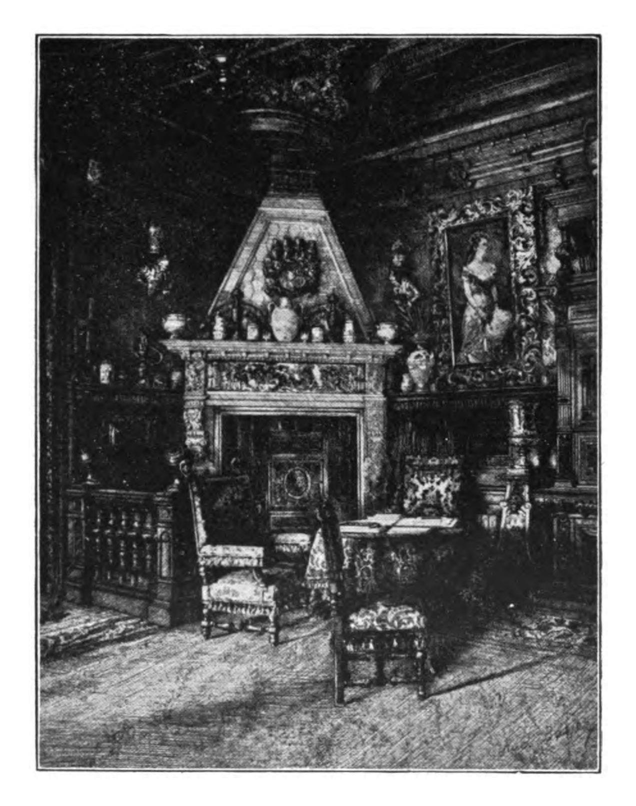
Schloß Pelesch im Winter.

Den Pfad weiter verfolgend, gelangt man über eine steinerne Brücke, unter welcher der Pelesch lustig dahintollt mit weißsprudelnden Wellen, in das eigentliche Schloßgebiet, das linker Hand begrenzt wird von verschiedenen Baulichkeiten, von denen die von einer Abteilung des

in Sinaia garnisonierenden Jägerbataillons bezogene, in Form einer Festungsruine erbaute Wache besonders auffällt. Vor ihr sind zwei von rumänischen Truppen erbeutete türkische Geschütze aufgefahren. Nirgends eine Absperrung, nirgends eine Tafel mit einem Verbot, ungehindert erreicht man das Schloß, das man in all seinen Außenteilen eingehend besichtigen kann. Der Stil ist jener der deutschen Renaissance des XVI. Jahrhunderts mit reicher dekorativer Gestaltung. Das untere und erste Stockwerk sind in Steinbau, das zweite in Riegelbau aufgeführt, wodurch an sich schon eine große Mannigfaltigkeit erzielt wurde, zu der sich noch das vielgestaltete Dachgeschoß mit Türmchen und Dachreitern, Erkern und vergoldeten Eisenspitzen wie Eisenfähnchen gesellt, alles freundlich und gefällig, ohne schweren Pomp und Prunk. Von gewisser Wuchtigkeit ist nur der am westlichen Ende der Vorderfassade sich erhebende starke, vierseitige Hauptturm mit offenem Dachstuhl. Auf seiner schlanken Spitze weht fröhlich die blau-gelb-rote Fahne, ein kleinerer Rundturm mit scharf ausgehendem Kegeldach schließt die östliche Ecke ab. Nischen, Balkone, Galerien, zum Teil mit dichten Schlingpflanzen bewachsen oder mit duftender Blumenzier versehen, allerlei Ein- und Ausbauten, ein steter Wechsel von Linien und Profilen sind von anheimelnder Traulichkeit.

Um alles kümmerte sich das Königspaar auf das eingehendste und überwachte alles mit liebevollster Sorgfalt. Kein Wunder, daß auch das Innere des Schlosses — genau wie jenes des Bukarester Palais — mit erlesenstem Schönheitssinn und vornehmstem Kunstverständnis ausgestattet ist; bestimmten doch auch hier der König und seine Gemahlin jedes Stück der Einrichtung und sorgten bis ins kleinste für eine wohltuende, einheitliche Durchführung des dekorativen Elements, das in altdeutschem Stile — dies im besten Sinne des oft mißdeuteten Wortes — ge-

halten ist und bei welchem auch der schon früher erwähnte Martin Stöhr Hervorragendes leistete. Neben der Holzarchitektur legte der König großes Gewicht auf schönheitsfreudige Glasmalereien, die, von trefflichsten Künstlern ent-



Erker im Arbeitszimmer des Königs in Schloß Pelesch.

worfen, von den ersten Münchener Firmen hergestellt wurden. Gedämpft fällt durch sie das Licht auf Hallen und Treppen, in Zimmer und Säle, in denen wir auf die großen Schöpfungen der erlesensten Meister treffen, die sich in Stimmung und Farbe den einzelnen Räumen anpassen.

In seiner Gemahlin fand der König eine verständnisfrohe Helferin, die seine künstlerischen Neigungen teilt. Die Königin wohnte stets seinen Beratungen mit den Baumeistern und Künstlern bei, immer mit Rat und Tat zur Stelle; manche Malerei und dekorative Zier zeugen von der



Erker im Boudoir der Königin in Schloß Pelesch.

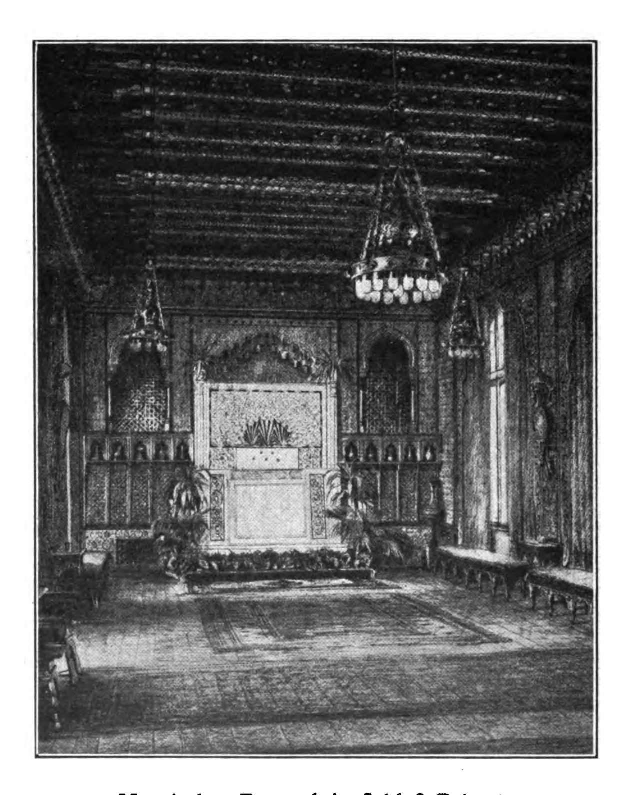
Kunstfertigkeit der hohen Frau. In ihren Gemächern waltet heitere Phantasie, licht und freundlich, wie ihr Gemüt, ist alles, und alles ist von intimem persönlichen Reiz erfüllt, von der Eigenart ihres poetischen, musikalischen, künstlerischen Talentes. „Carmen Sylvas Zimmer habe ich auch gesehen," so läßt die Königin in ihren Pe-

lesch-Märchen den munteren Gebirgsbach plaudern, „da ist ein großes Fenster darin, daß man glaubt, es ist gar keines da und die Tannen und der Rasen von der Bergwand würden direkt hineinspazieren.“ Ja, das ist auch ein berückender Zauber des Schlosses, daß man von den meisten Gemächern hinausblickt auf den herrlichsten Rahmen, den die Natur geschaffen, auf die ihren würzigen Duft herübersendenden Waldungen, auf die Schluchten und Berge, und daß man fast überall das Rauschen und Plätschern von Fontänen und Quellen vernimmt, die uns so viel, so viel zu erzählen wissen von den Mären und Geschichten der verschwiegenen Forsten und der gewaltigen Gebirgsrecken, in deren Schluchten Bären und Wölfe hausen, die zur Winterszeit — Meister Petz gelegentlich auch im Sommer — ihre Streifzüge bis zum Schloßgebiet ausdehnen.

Am vertrautesten uns, aber auch am geschwätzigsten ist der Pelesch, den man sogar zur täglichen Tafelmusik herangezogen hat, gewiß eine reizende Idee der Königin. Man leitete sein Wasser in Röhren zum Speisesaale, und dort springt er und plätschert mit zierlichem Strahl auf der blumengeschmückten Tafel, wo auch ein grünes Glasbassin von den Kindern der heimischen Flora umkränzt ist, von Alpenrosen, von Enzian, von Heidekraut, von Mohn, stets nach der Jahreszeit. Eine edle Gastlichkeit übt das Fürstenpaar aus, und wer je die ernste, gehaltvolle Männlichkeit des Königs, dem jeder Schein zuwider ist und dessen Sichgeben eine ruhige Würde und warme Freundlichkeit ausatmet, auf sich wirken ließ, wer die herzliche, offene Liebenswürdigkeit und die innige Teilnahme der Königin an allem Menschenleid und Menschenfreud wie hellen Frühlingssonnenschein empfunden hat, dem werden die im Schloß Pelesch verbrachten Stunden als Bereicherung seines Lebens gelten.

Bald schon nach seiner Einweihung sah das Schloß werte Gäste, die entzückt waren von dem wahrhaft fürst-

lichen Heim selbst wie von seiner großartigen Lage und der idyllischen Umgebung. So weilte die Kaiserin Elisabeth von Österreich hier, ferner das österreichische Kronprinzenpaar, der befreundete Fürst von Bulgarien, das schwedische Königspaar, wiederholt der Erbprinz von

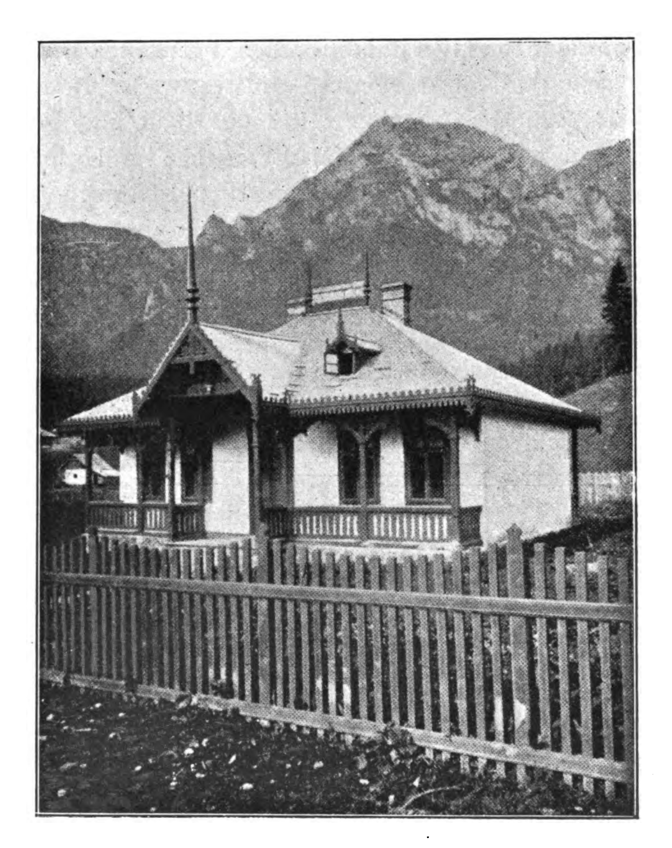


Maurischer Festsaal in Schloß Pelesch.

Sachsen-Meiningen mit seiner Gemahlin und zahllose andere Fürstlichkeiten.

Das Jahr 1884 ward insofern von Bedeutung für den König und das Land, als auf Vorschlag J. Bratianus ein Kronbesitz geschaffen wurde, bestehend aus zwölf in den verschiedensten Gebieten des Landes liegenden Gütern,

die über 130 000 Hektar umfassen. Durch diesen Besitz sollen der Krone die Mittel gewährt werden, eine zweckentsprechende Repräsentation auszuüben, und um eine enge Verbindung herzustellen zwischen ihr und dem Land,



Musterhaus auf der Krondomäne Busteni.

zumal der bäuerlichen Bevölkerung desselben. „Der König muß der erste Besitzer rumänischen Bodens sein", meinte Bratianu, mit dem stillen Wunsche, daß diese Krongüter vorbildlich würden für den gesamten Staat, ein Beispiel gebend zur regen Nacheiferung. — Und diese

Erwartung erfüllte sich glänzend im Laufe der Jahre, dank der steten Sorgfalt des Königs, der seine ersprießliche Aufmerksamkeit nicht nur der rumänischen Landwirtschaft, sondern auch allen mit ihr in nähere wie weitere Verbindung zu bringenden Betrieben widmete. Er fand zudem einen emsigen und verständnisvollen Verfechter wie Ausführer seiner Pläne in dem Administrator der Domänen, Dr. Jean Kalindéro, der, mit klarem Blick und vollster Tatkraft ausgestattet, unermüdlich hingebend und schaffensfroh die Ideen des von ihm treu verehrten Herrschers verwirklichte, diese Aufgabe als sein vollstes und würdigstes Lebenswerk betrachtend. So wurden Musteranstalten geschaffen, in erster Linie in landwirtschaftlicher Beziehung zur möglichst rationellen Ausnutzung des Bodens, dann aber in industrieller Hinsicht, indem Fabriken und sonstige Unternehmungen entstanden, um die besonderen Erzeugnisse bestimmter Güter vorteilhaft für die Bevölkerung zu verwerten. Und Mühen wie Kosten wurden belohnt, werden doch gegenwärtig auf der einen Domäne treffliche Terrakotten hergestellt, auf einer andern Wollwaren, auf der dritten die verschiedensten Erzeugnisse aus Holz, wie Möbel, Wagen, Küchengeräte, Tonnen, Koffer, aber auch vorzügliche Resonanzböden für Klaviere, auf einer vierten Stickereien und gewirkte Stoffe, auf einer fünften Korbgeflechte und Seilereien und so fort, immer im Hinblick auf ihre Nutzbarkeit für die unbemittelten Bevölkerungsschichten. Eifrige Förderung erfuhren Viehzucht und Forstkultur, Waldeisenbahnen wurden gebaut, der Floßverkehr eingerichtet, überall Baumschulen begründet, Holzschneidemühlen entstanden und die Wasserwege zum Transport des Holzes wurden wesentlich verbessert, und über allem vergaß man auch nicht die aufmerksamste Pflege des Wildbestandes und der Fischerei.

Um die ländlichen Bewohner anzuspornen, dem oft von ihr vernachlässigten Boden mehr Sorge zu widmen,

werden Sämereien verteilt für Gärten und Gemüsepflanzungen, junge Obstbäume, Saatkartoffeln usw., wobei es nicht an zweckmäßiger Belehrung und Aufsicht fehlt. Wo früher elende Wege waren und man in den gebirgigen Gegenden nur zu Pferd vorwärts gelangen konnte, da gibt



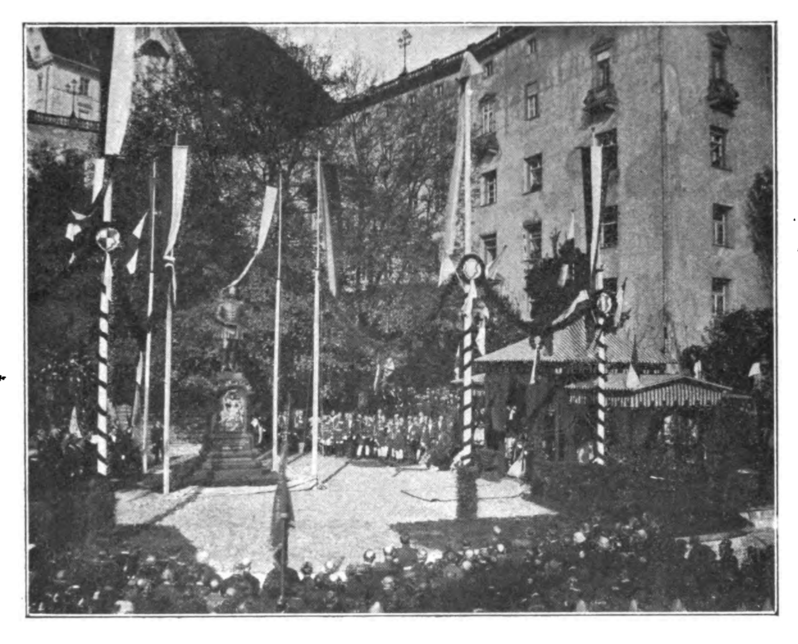
Schulhaus auf der Krondomäne Busteni.

es heute glatte Chausseen, auf denen starker Verkehr stattfindet. Alle Gebäude auf den Domänen sind in gefälligsten Formen, vielfach aus Holz, errichtet, Ordnung und Sauberkeit werden auf das peinlichste durchgeführt, neben umsichtigen Wohlfahrts- und Gesundheitsmaßregeln. Mit besonderem Eifer nahm man sich des Unterrichtswesens an, das früher in den ländlichen Bezirken viel

zu wünschen übrig ließ. Mustergültige Schulen — bereits über 50 — bestehen heute in den Domänendörfern, ferner Bibliotheken mit mannigfaltigem Inhalt, der Sinn für gute, volkstümliche Literatur ward erweckt und in Vorträgen werden gemeinnützige Themata behandelt, ferner wurden landwirtschaftliche Spar-, Hilfs- und Unterstützungsvereine, die schnell großen Zuspruch fanden, ins Leben gerufen.

Eine freudige Veranlassung führte das Königspaar im Oktober 1884 nach der deutschen Heimat, wo in Sigmaringen die goldene Hochzeit des Fürsten Karl Anton und seiner Gemahlin gefeiert wurde in Anwesenheit des Kaisers, des Kronprinzen, des Großherzogs und der Großherzogin von Baden und vieler fürstlicher Gäste. Begeistert schrieb die Königin über dieses Fest an eine Freundin: „Der Empfang hatte etwas Imposantes; mein Schwiegervater in goldgestickter Uniform im Rollstuhl, so ganz Herr des Hauses, graziös und vornehm, meine Schwiegermutter so zart und lieblich und mädchenhaft schüchtern. Alle die Söhne, Töchter, Enkel, dann die jungen Hünen, die drei wunderschönen Söhne der noch so schönen Herzogin von Anhalt, alle Höfe unter den Ahnenbildern im lichtdurchströmten Saal. Ich hielt mich immer etwas abseits, um sehen zu können. Etwas Rührenderes und Schöneres als diese Feier hat es gewiß noch selten gegeben. Vom frühesten Morgen, von der Kommunion bis zum letzten Augenblick, war es schattenlos und wunderschön. Der Kaiser sah so schön aus und brachte auch einen sehr schönen Toast aus, aber mein Schwiegervater, der sonst immer so glänzend sprach, war zu erschüttert und dankte nur mit wenig Worten. Der Großherzog von Baden war besonders lieb zu mir; er frug mich, ob ich mich noch erinnerte, mit welchen Idealen ich vor einundzwanzig Jahren ins Leben eingetreten. „Ja," sagte ich, „und das Leben hat mir noch viel mehr gehalten, als ich von ihm erwartet."

„Das freut mich,“ sagte er mit Tränen in den Augen. Ich hatte schon zweimal neben ihm gesessen bei Tisch und hatten wir lange gesprochen. Er war eigentlich meine allererste Flamme, wie ich vierzehn Jahre alt war. Ich wußte nur nicht, was das für ein Gefühl war, im Herzgrübchen, wenn ich ihn sah. Seine große Güte und Milde



Enthüllung des Denkmals des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern in Sigmaringen (21. Oktober 1890).

zogen mich so an. Jetzt ist sein Bart schneeweiß, aber sein Ausdruck unverändert. — Der Kronprinz ist noch viel schöner geworden und hat noch immer dieselbe Treue und Güte und Herzlichkeit in seinem Wesen.“

So freudig diesmal die Veranlassung gewesen, das Königspaar nach Sigmaringen zu führen, so schmerzlich war der Grund im Sommer des folgenden Jahres, wo die

Kunde von der ernstlichen Erkrankung des Fürsten Karl Anton seine Kinder und Enkelkinder wieder im Sigmaringer Schloß vereinte, in welchem der Fürst am 2. Juni 1885 verschied, eine unersetzliche Lücke hinterlassend bei den Seinen, in der Geschichte aber den Ruhm eines wahrhaft großen und edlen deutschen Fürsten, der auch in den schwersten Tagen mit begeisterter Hingebung für das Vaterland eingetreten und ihm jederzeit seine besten Kräfte geweiht hatte. König Karl hatte nicht nur den Vater, sondern auch den treuesten Freund verloren, und es währte sehr lange, bis er in rastloser Arbeit und Pflichterfüllung das seelische Gleichmaß wiedergewann. Kurz nach dem Hinscheiden des edlen Fürsten vereinte sich ein Kreis hervorragender deutscher Männer, um dem Verewigten ein seiner würdiges Denkmal zu errichten, das im Oktober 1890 feierlich in Sigmaringen enthüllt ward.

Das Jahr 1886 brachte die festliche Einweihung der Kirche von Argesch, deren Wiederherstellung sich der König mit besonderer Liebe gewidmet und hierzu erhebliche Summen aus seiner Privatschatulle gespendet hatte. Der Eindruck des Gotteshauses ist ein ganz wundervoller. In einer von alten Bäumen beschatteten Allee schreitet man entlang, da, bei einer kleinen Biegung, leuchtet und glüht und sprüht es gleich fremdartigstem Zauber in einiger Entfernung vor uns auf, goldschimmernde, schlanke Türme umgeben eine stolze Kuppel, die sich in zierlicher Wölbung erhebt über einem Unterbau, der in seiner feinen Gliederung und in seiner buntfarbigen Pracht einem jener orientalischen Schmuckkästchen gleicht, die uns die Dichter der „Tausend und eine Nacht" so oft lockend geschildert. In der gesamten zierlichen Gliederung, in der Verschiedenartigkeit der Ornamente, in dem Reiz der kunstreichen Formung sämtlicher Einzelteile, in der berückenden Farbensinfonie ähnelt die Kirche mehr einem bewundernswerten Werke echt orientalischer Kunst. Inwendig tritt



Kloster und Kirche von Argesch,

uns reichster byzantinischer Geschmack entgegen, es gleißt in allen Farbentönen, zumal in Gold, Blau, Grün, goldene Ampeln in orientalischen Formen hängen von den hohen, luftig gespannten Deckenwölbungen herab, zu denen sich die Säulen so zierlich hinaufwinden, als ob sie bloß ein leichtes Blätterdach zu tragen brauchten. Sämtliche Gegenstände, auf die das Auge trifft, sind mit erlesener Kunst im einheitlichen Stil gearbeitet und fügen sich voll reiner Stimmung dem Ganzen ein. Ein großer, goldumsäumter Glasschrein birgt das wahrhaft einzigartige, kostbare Geschenk der Königin, ein von ihr auf Pergament geschriebenes und mit künstlerischen Malereien versehenes Evangelium, jedes der fünfzig großen Blätter in breiter silberner, goldziselierter Einfassung. Rechts und links vom Eingang erblickt man in Mosaikmalerei, in würdiger Schlichtheit dargestellt, die Gestalten des Königs und der Königin; unter der letzteren zieht sich der Spruch dahin: „Weine nicht, sie ist nicht gestorben, sie schläft," und die Erklärung der Worte gibt uns ein vom Himmel herabschwebender Engel mit den lieblichen Zügen des teuren, so früh verschiedenen einzigen Kindes des Königspaares, des Prinzeßchen Marie. — —

Der Frühling 1887 führte das Königspaar nach Berlin zur Teilnahme an den Festlichkeiten des 90. Geburtstages Kaiser Wilhelms. Die Königin berichtet darüber in einem am Morgen des 22. März geschriebenen Briefe: „Unser Empfang konnte nicht schöner und herzlicher gedacht werden. Ich fuhr mit der Kronprinzeß ins Palais, in meine alten Räume, wo mich Kaiser und Kaiserin empfingen, genau an derselben Stelle wie vor sechsundzwanzig Jahren! Es erschütterte mich tief. Der Kaiser wunderbar frisch und unverändert, nicht so die Kaiserin. Großherzog und Großherzogin von Baden, der Kronprinz, der Kaiser, alle erklärten mich als „unser Kind" und riefen einmal über das andere: „Ach, sie ist ja noch ganz die alte, noch ganz

unverändert!“ Die Kaiserin sagte zum König: „Du bist ein echter Hohenzoller, treu wie Dein Vater.“ Mein König ist doch noch immer der schönste von allen; das dachte ich beim Familiendiner von 90 Personen. Er sieht so anders und südländisch aus. — Grad als die Wache aufzog, fuhren wir aus dem Palais, der Kaiser am Fenster, tausende von Menschen riefen Hurra, dann wandten sie sich auch uns zu mit Hurra, und wie wir vorbei waren, wieder zum Fenster. Der Kronprinz und Großherzog fuhren mit uns und sagten: „So ist es alle Tage.“ Wie schön!“ Und am nächsten Tage schrieb sie: „Bei Tisch war ich wieder zwischen dem Kaiser und dem Prinzen von Wales. Ersterer ist von leuchtender Demut in seiner Heldengröße, sprach so mild und lieb.“ —

War dieses Fest von freudigstem Schimmer übergossen, so war der nächste Berliner Aufenthalt des Königspaares im folgenden Frühling von düsterer Trauer beschattet: Kaiser Wilhelm der Erste war dahingeschieden! Die Kunde davon, die ihren erschütterndsten Eindruck auf die gesamte Welt ausgeübt, erhielt das Königspaar durch ein Telegramm der Kronprinzessin von Schweden, der Tochter des Großherzoglich Badenschen Paares, das in seiner Schlichtheit um so bewegender lautete: „Teurer Großvater $^1/_2$9 Uhr sanft entschlafen, schmerzlos ruhig, waren alle um ihn, wundervolles, friedvolles, erhebendes Ende. Wir wissen ihn bei Ludwig.“ Hier sei erwähnt, daß mit Ludwig der Sohn des Großherzogs und der Großherzogin von Baden gemeint war, der in frischestem und vielversprechendstem Jünglingsalter wenige Wochen vorher durch eine Lungenentzündung dahingerafft worden war, zum unsagbaren Schmerz der Eltern und des Großvaters, Kaiser Wilhelms, der den jungen Prinzen auf das innigste in sein Herz geschlossen hatte. Das Königspaar wohnte den Beisetzungsfeierlichkeiten bei, die ein ganzes Volk in tiefstem und aufrichtigstem Schmerz zeigten, durch

diese erhebende Trauer allen einen Trost gewährend, deren Herzen durch den Verlust des greisen Herrschers tief bekümmert waren. War der König schon durch den Tod des teuren Verwandten, der ihm stets eine so väterliche Liebe und Güte bewiesen, auf das schwerste erschüttert, so zerrissen sein Herz die Nachrichten über die unheilbare Krankheit seines treuesten Freundes, des Kronprinzen, um dessen Leben er in jeder Minute bangte. Als man hörte, daß sich der Kronprinz einer entscheidenden Operation unterziehen mußte, schrieb Königin Elisabeth: „Den König brauche ich Ihnen nicht zu beschreiben, Sie können sich seinen Zustand denken. Mit ganz eingesunkenen Wangen und großen Augen, kaum imstande, an etwas anderes zu denken. Der König sagt immer: „Wer wird mir dreißig Jahre treuer Freundschaft ersetzen!“ Große, sehr große Hoffnungen hat der König für uns auf den Kronprinzen gebaut. Natürlich sind die nun alle zerstört.“

Das nämliche Jahr 1888, welches für Deutschland ein so ereignisvolles gewesen, wurde auch für Rumänien insofern ein bedeutsames, als nach mehrfachen künstlich geschürten Bauernaufständen nahe Bukarest und Straßenkrawallen in der Hauptstadt, die das Einschreiten des Militärs erforderten, das Ministerium Bratianu im April seine Entlassung genommen hatte und die Zusammensetzung der nächsten Regierungspartei unter der Führung Rosettis erfolgte. Aber auch dieses Ministerium wie die nächsten waren nur von kurzer Dauer. Das gleiche Jahr war von wichtigstem Einfluß auf das gesamte rumänische Wirtschaftsleben, da die Reform der rumänischen Valuta durch- und die Goldwährung eingeführt wurde, indem die Noten der Nationalbank die Golddeckung erhielten, die auch durch keinerlei spätere Krisen mehr in Frage gestellt wurde.

Festliche Tage brachte das Frühjahr 1889, Prinz

Ferdinand, der präsumtive Thronfolger, betrat den rumänischen Boden, um sich in seiner neuen Heimat auf den seiner harrenden hohen Beruf vorzubereiten und um, in unmittelbarer Nähe seiner Verwandten, mehr und mehr zum Land und Volk in Verbindung zu treten, zu dessen Regierung er dereinst ausersehen. Prinz Ferdinand, am 24. August 1867 in Sigmaringen geboren, hatte gleich seinen Brüdern die sorgfältigste Erziehung genossen. Nachdem er mehrere Jahre Privatunterricht erhalten, bezog er das Gymnasium zu Düsseldorf, dort 1885 sein Abiturientenexamen mit Auszeichnung ablegend. Später besuchte er die Kriegsschule in Kassel, machte in Berlin sein Offiziersexamen und tat während einiger Zeit Dienst als Sekondeleutnant im ersten Garderegiment zu Fuß, dann zwei Jahre hindurch an den Universitäten zu Leipzig und Tübingen mannigfachen Studien obliegend und sich hier bereits auf das eingehendste mit der Geschichte, Verfassung und Sprache Rumäniens beschäftigend, von Jugend an erfüllt mit Lust und Liebe zum militärischen Beruf.

Am Vormittag des 19. April traf Prinz Ferdinand in Bukarest ein, froh bewillkommnet von der Bevölkerung. Wenige Tage später führte ihn der König dem 3. Infanterieregiment zu, dessen Chef Fürst Leopold von Hohenzollern war, damit er in demselben aktiven Dienst tun sollte, und am 9. Mai erfolgte die Aufnahme des Prinzen in den Senat. Am Nationalfeiertage, 22. Mai, vereinte im Bukarester Palais ein Festmahl die Minister, hohen Beamten und Offiziere, bei welcher Gelegenheit der König folgenden Trinkspruch hielt: „Jedes Jahr begrüße ich mit lebhafter Genugtuung die Wiederkehr des 22. Mai, als einen Tag, der meinem Herzen teuer ist. Dreiundzwanzig Jahre sind heute verflossen, seitdem das rumänische Volk mich mit Freuden und Vertrauen empfangen hat, überzeugt, daß durch Einrichtung der erblichen Monarchie Rumänien geschützt gegen heftige Erschütterungen und seine Zukunft

gesichert sein werde. Indem ich mich auf die ausgezeichnetsten Männer stützte, habe ich das Glück gehabt, das Land den Weg des Fortschritts zu führen, so daß die Vergangenheit eine Fülle hochwichtiger Begebenheiten aufzuweisen hat, welche unsere Geschichte bereichern. Die gegenwärtige Generation hat heute die Pflicht, zu bewahren und zu kräftigen das, was mit so vielen Anstrengungen, mit so großen Opfern errungen worden ist, und an die Zukunft zu denken, in der wohl die Menschen dahinschwinden, das Vaterland jedoch und seine Einrichtungen sicher bleiben müssen gegen jede Erschütterung. — Mein Herz hat eine wahrhafte Freude empfunden, als ich bei der Ankunft meines vielgeliebten Neffen in dem feurigen Empfang, den es dem präsumtiven Thronerben bereitete, erkannte, wie sehr das Volk von dieser Notwendigkeit durchdrungen ist. — Das Land hat bewiesen, wie eng es mit der von ihm frei gewählten Dynastie verbunden ist. — Diese Kundgebungen der Liebe sind für mich eine starke Ermutigung, ohne Rast an der Entwicklung und der Größe Rumäniens zu arbeiten und meinen Neffen vorzubereiten, damit er eines Tages in der Lage sei, das von mir begonnene Werk fortzuführen und kein anderes Ziel vor Augen zu haben als einzig und allein die nationalen Interessen. Indem ich die Vorsehung bitte, daß sie unser Vaterland in allen Lagen schützen möge, bringe ich diesen Trinkspruch auf das Glück und die Wohlfahrt unsers teuren Rumäniens.“ —

Und diesen frohen Tagen schlossen sich auch in der Heimat freudige an, das Königspaar wohnte Mitte Juni der in Sigmaringen stattfindenden Vermählung des Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern mit der Prinzessin Marie von Bourbon bei, zu der auch das deutsche Kaiserpaar erschienen war.

Am 22. Mai 1891 konnte König Karl unter der freudigsten Teilnahme des gesamten Volkes und unter der

wärmsten Anerkennung des Auslandes sein 25 jähriges Regierungsjubiläum feiern. Was in diesem Vierteljahrhundert Rumänien seinem König verdankte, was man in Deutschland für ihn fühlte, das faßte Kaiser Wilhelm II. in einem Schreiben zusammen, in welchem er König Karl seine innigsten Glückwünsche darbrachte: „Fünfundzwanzig Jahre sind verflossen seit jener Zeit, als Eure



König Karl mit Kaiser Wilhelm II. auf der Schloßterrasse in Sigmaringen (27. Juni 1889).

Majestät zuerst berufen wurden, die Regierung des Rumänischen Staates zu übernehmen, und am 22. Mai d. J. wird ein Jahrzehnt vergangen sein seit jenem denkwürdigen Tage, an welchem es Eurer Majestät vergönnt war, nach segensreicher, im Kriege und im Frieden erprobter Herrschaft, von dem einstimmigen Wunsche der rumänischen Nation getragen, die Königskrone für Rumänien und für Dero erhabenes Haus vom Altar des Herrn zu er-

halten. Eurer Majestät weiser und tatkräftiger Regierung über ein hochbegabtes und tüchtiges Volk ist es zu verdanken, wenn Rumänien nach schweren Kämpfen zu einem vollberechtigten, angesehenen Gliede im Rate der Völker geworden ist, und wenn unter Eurer Majestät Szepter jeder Rumäne sich des stolzen Bewußtseins erfreuen kann, einem Staatswesen anzugehören, welches als Träger einer uralten Kultur die wohlwollenden Sympathien aller zivilisierten Nationen besitzt! — Bei dem nahen Verwandtschaftsverhältnisse unserer Häuser ist es Mir ein Herzensbedürfnis, Eurer Majestät zu dieser freudigen Feier meinen warmen Glückwunsch und zugleich die Hoffnung auszusprechen, daß ebenso, wie die Bande Unserer persönlichen Freundschaft, auch die sicheren politischen Beziehungen Rumäniens zu dem Deutschen Reiche, wie sie seit Jahren unter der erleuchteten Regierung Eurer Majestät bestehen, auch für die kommende Zeit erhalten werden mögen. — Eure Majestät werden Mich zu Dank verbinden, wenn Dieselben auch Ihrer Majestät der Königin, welche neben Eurer Majestät sich um die Pflege idealer und künstlerischer Bestrebungen, sowie um Bildung des rumänischen Volkes unvergängliche Verdienste erworben hat, Meinen aufrichtigen Glückwunsch zu Füßen legen wollten."

Zur Erinnerung an das bedeutsame Jubiläum stiftete der König, um den höheren Unterricht zu fördern und den geistigen Strömungen stets neue, anregende Nahrung zu geben, eine seinen Namen tragende Bibliothek, deren Zweck er in einem an den Ministerpräsidenten gerichteten Schreiben des Näheren auseinandersetzte:

„Die Vorsehung hat es so gewollt, daß seit dem Tage, an welchem Wir unsere ersten Schritte in dies schöne Land gelenkt, sich reicher Segen über alle Unsere Taten ergoß. Mit ihrer Hilfe war es Uns vergönnt, diesen so langen Zeitraum umgeben von der Liebe und dem Ver-

trauen Unseres Volkes zurückzulegen, die den schönsten Lohn Unserer Bemühungen um dessen Fortschritt und Glück darstellen. — Dem trefflichen Beispiele der rumänischen Fürsten der Vergangenheit folgend und zum Andenken an die in diesem verflossenen Vierteljahrhundert vollbrachten Taten, ist es Unser Wille, eine Stiftung ins Leben zu rufen, deren Wohltaten der gesamten studierenden Jugend aller Fakultäten des Landes zugute kommen sollen. Der Zweck dieser Stiftung soll sein, den Studierenden einen Versammlungsort zu bieten, verbunden mit einer stets geöffneten Bibliothek, die es ihnen ermögliche,





Medaille auf das 25jährige Regierungsjubiläum König Karls.

ihren Wissensdrang zu befriedigen. Außerdem aber soll die Stiftung denjenigen behilflich sein, die unter Leitung der Professoren Spezialarbeiten unternehmen, ebenso wie sie zu den Druckkosten der Dissertationen Beihilfe leisten und fleißigen Studierenden, die infolge ihrer Mittellosigkeit zum Nachteile der allgemeinen Bildung des Landes ihr Studium unterbrechen müßten, Unterstützungen gewähren soll. Zur Erreichung dieses Zweckes überweisen Wir schon jetzt dem Kultus- und Unterrichtsministerium das Gebäude, das nach beiliegenden Plänen aus Unsern Mitteln auf einem Unserm Palaste gegenüber gelegenen Platze errichtet werden soll. —“ Des ferneren wird dann in dem

Schreiben erwähnt, daß der König dem Ministerium 200 000 Lei zur Verfügung stellt und daß es sein Wunsch ist, der Stiftung die Rechte einer juristischen Person zu verleihen, unter dem Namen: „Fundatiunea Universitara Carol I.“ Das Schreiben schließt: „Unser Wunsch sowie der der Königin und des Thronfolgers ist es, daß diese Stiftung dazu beitrage, die Brüderlichkeit der studierenden Jugend zu stärken und das Gefühl der Vaterlandsliebe, das ihre Seele veredelt, zu nähren. — Indem Wir selbst den Ort des künftigen Gebäudes gewählt, war es Unser Bestreben, daß dasselbe sich in der Nähe Unserer Residenz unter Unsern Augen und Unserm Schutze erhebe — sehen Wir doch in dem jungen Geschlecht die Hoffnung des Vaterlandes und eine der kräftigsten Stützen des Thrones und Unserer Dynastie.“



Universitätsbibliothek König Karls in Bukarest.

Bereits im August 1891 ward mit dem Bau begonnen und derselbe in kurzem vollendet. Das stattliche Gebäude in seinen vornehm-schlichten Formen erhebt sich jenseits des dem königlichen Palais gegenüber gelegenen Platzes, es enthält in fünf geräumigen Sälen die bald 20 000 Bände zählende Bücherei, ferner einen behaglich eingerichteten Lesesaal mit über 60 Zeitschriften, daneben

andere Räume, alles in gediegenster und ansprechendster Ausstattung. Außer festen Stipendien werden alljährlich würdigen und unbemittelten Studierenden größere und kleinere Unterstützungen gewährt, ferner Preise verteilt für wertvolle Arbeiten, die von Mitgliedern des Seminars für alte rumänische Geschichte herrühren, und auf Kosten der Stiftung hervorragende Dissertationen und sonstige wissenschaftliche Arbeiten von Studierenden beider Landesuniversitäten veröffentlicht. Sein lebhaftestes Interesse hat der König dieser Stiftung, die unter der Oberleitung des jeweiligen Rektors der Bukarester Universität steht, auch fernerhin auf das fördersamste bewiesen, wie er sich stets genauen Bericht erstatten läßt über die Eingänge und Vermehrungen der Bibliothek, über den Besuch, der von Jahr zu Jahr steigt, und über alle sonstigen Einzelheiten. In lebhafter Weise erfüllten sich die Hoffnungen des königlichen Stifters, daß ein



Lesesaal in der Universitätsbibliothek König Karls in Bukarest.

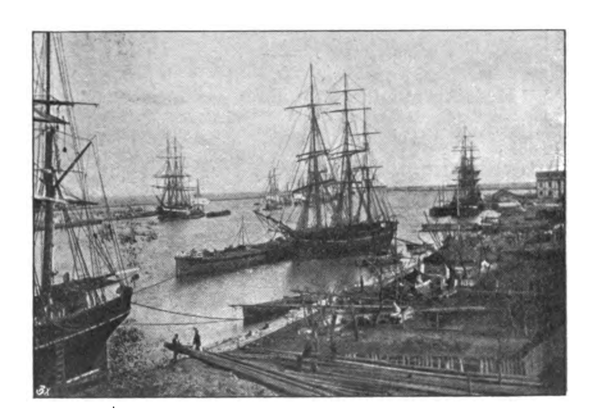
Quell reichen geistigen Lebens von dieser „Fundatiunea Universitara Carol I." ausgeht und befruchtend wirkt.

Das Jahr 1891 führte das Königspaar wiederum auf Reisen, unter anderm nach England, da sich Prinz Ferdinand mit der lieblichen Prinzessin Maria von Edinburgh, der Tochter des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, und Enkelin der Kaiserin Viktoria, verlobt hatte, ferner nach Brüssel zu der teuren einzigen Schwester des Königs, der Gräfin Marie von Flandern, dann nach Monza zum italienischen Königspaar und schließlich nach Berlin, wo Kaiser Wilhelm II. dem König Karl das erste Garde-Artillerieregiment verlieh, in dem bekanntlich König Karl als junger Prinz seine militärische Laufbahn begonnen. Der Kaiser wohnte auch dem Festessen bei, welches das Regiment bei dieser Veranlassung zu Ehren seines neuen königlichen Chefs veranstaltete.

Von 1891—94 schloß Rumänien wichtige Handelsverträge mit der Mehrzahl der großen europäischen Staaten ab, und wurden auch sonst vielfache Verbesserungen aller Zweige des öffentlichen Lebens eingeführt. Ein frohes Familienfest fand sodann am 10. Januar 1893 in Sigmaringen statt, wo die Vermählung des Prinzen Ferdinand mit der Prinzessin Maria gefeiert wurde. Mit innigstem Jubel ward im Herbst desselben Jahres, am 3. Oktober, in ganz Rumänien die Kunde aufgenommen, daß dem jungen Paare ein Sohn in Schloß Pelesch geboren, Prinz Carol, der erste Hohenzollernsproß, der auf rumänischem Boden das Licht der Welt erblickte. Der November 1894 brachte unter großen Festlichkeiten die silberne Hochzeitsfeier des Königspaares, bei der es wiederum überschüttet wurde von unzähligen Zeichen der Liebe und Verehrung. Der König stiftete zur Erinnerung an das festliche Ereignis unter der Bezeichnung „Königin Elisabeth-Stiftung" ein großes Kapital zur Errichtung einer Hilfsbank für die Bauernbevölkerung, um ihr in drücken-

den Zeiten zinsfrei Vorschüsse zu gewähren, denn gerade das in vieler Beziehung der Besserung dringend nötige Los der ländlichen Kreise lag ihm von jeher am Herzen.

Hatte der König im Frühling desselben Jahres den Sulina-Kanal, an der Mündung der Donau, welcher der Schiffahrt bedeutende Erleichterungen gewährt, eröffnen können, so wohnte er im Herbst, am 26. September, im Verein mit seiner Gemahlin und vielen Würdenträgern, der Eröffnung der gewaltigen Eisenbahnbrücke über die Donau bei Cernavoda bei, die, nach ihm benannt, in fünf Jahren mit einem Kostenaufwand von 34 Millionen Francs erbaut worden war, eine direkte Verbindung vermittelnd zwischen der Dobrudscha und Bukarest und dadurch mit dem westlichen Europa und Konstanza, also dem Schwarzen Meere. Infolge des sumpfigen, häufig weithin überschwemmten Flußgebietes war der Bau der Hauptbrücke sowohl wie der Vorbrücke, dann der langen Viadukte und Steindämme, die sich insgesamt über 20 km erstrecken, mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, die, von einer französischen Gesellschaft mit Hilfe rumänischer Ingenieure ausgeführt, siegreich bewältigt wurden. In einer Länge von 750 m überspannt die auf fünf aus dem breiten Strome ragenden,



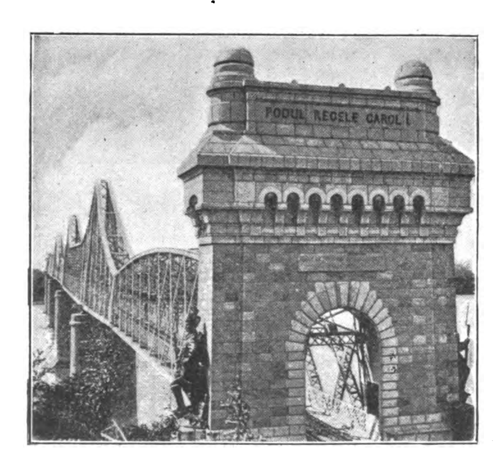
Sulina an der Donaumündung.

machtvollen Granitpfeilern ruhende eiserne Brücke hundert Fuß über dem Wasserspiegel die Donau und ermöglicht nun auch im strengsten Winter den früher dann fast ganz



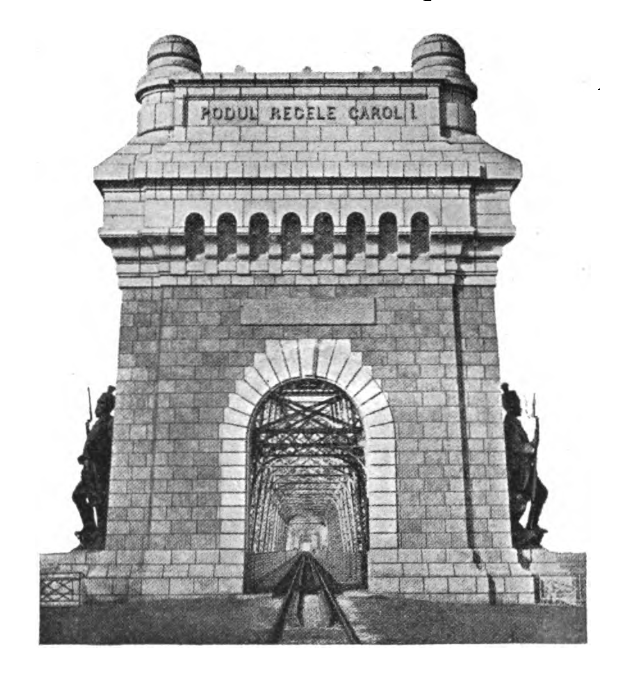

Medaille auf die Eröffnung der Carol-Brücke von Cernavoda.

unterbrochen gewesenen Handels- und Personenverkehr, abgesehen von ihrer politischen und militärischen Bedeutung. Bis dahin war die Bahn nur bis Cernavoda gegangen; man mußte sich dort über die Donau setzen lassen und eine lange Wagenfahrt durch das sumpfige Flußgebiet bis Fetesti unternehmen, wo man erst wieder den Schienenstrang erreichte. Mit froher Genugtuung begrüßte der König grade die Einweihung dieses gigantischen Werkes, das er von den ersten Tagen seiner Regierung an erstrebt und das er mit zäher Energie gefördert. Als Erster

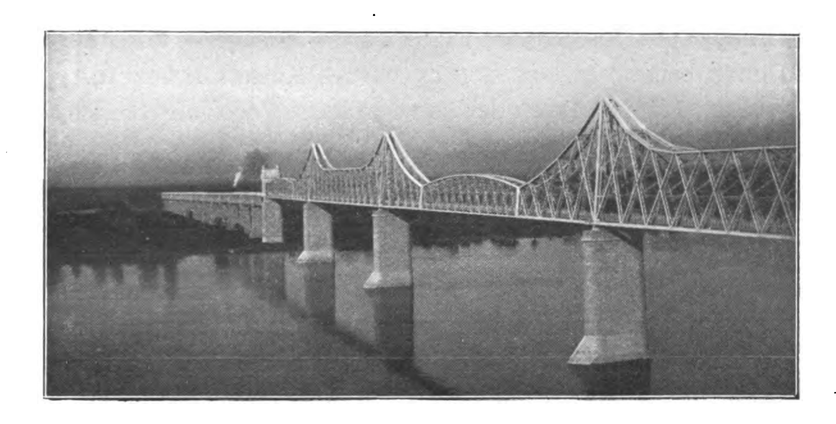


Blick auf die König Karl-Brücke von Cernavoda.

überschritt er an der Seite der Königin die Brücke, auf ihrer Mitte den letzten silbernen Nagel mittels einer hy-



Kopf der König Karl-Brücke von Cernavoda.



König Karl-Brücke bei Cernavoda.

draulischen Nietmaschine einfügend, dann rollten sechzehn Lokomotiven auf einmal, um die Tragkraft zu beweisen, hinüber, unter dem lauten Jubel der von fern und nah erschienenen Bevölkerung, unter den rauschenden Klängen der Nationalhymne und dem Salut der Kanonen von den im Strome ankernden Kriegsschiffen. Wieder sah der König eine der großen Aufgaben erfüllt, die er sich gestellt, als er die Regierung übernommen, und voll berechtigter Genugtuung durfte er in seiner Rede sagen: „Den Aufschwung Unsers teuren Rumäniens auf dem Wege zur Größe und zum Fortschritt wird niemand mehr zu hemmen imstande sein!"

Auch das Jahr 1896 stand in enger Verbindung mit dem besseren Anschluß Rumäniens an das Ausland durch Schaffung neuer Verkehrswege, indem im Herbst in feierlicher Weise der Grundstein zur Erbauung des Hafens von Konstanza gelegt wurde, um auch den größten Seeschiffen das Anlegen und Löschen zu ermöglichen und um im Verein mit der großartigen Donauregulierung, für die Rumänien zahllose Millionen Francs geopfert, einen bedeutend ausgedehnteren Verkehr vom Meer nach der Donau und umgekehrt zu schaffen. Wenige Wochen zuvor, am 27. September, hatte der König der Eröffnung des Kanals am sogenannten Eisernen Tore der Donau beigewohnt, in Gegenwart des Kaisers Franz Josef und des Königs Alexander von Serbien. Nach jahrelangen, mühevollen und kostspieligen Arbeiten, zu denen die beteiligten Mächte die Mittel gewährt, waren die Hindernisse beseitigt, die hier durch gefährliche Felsenriffe der regelmäßigen Schiffahrt bereitet worden waren, indem man im Flußbette gewaltige Dämme aufgeführt und mittels Sprengung sowie Eindämmung einen Kanal von genügender Breite und Tiefe geschaffen, der nun auch bei geringem Wasserstand den großen Schiffen die Durchfahrt ermöglicht. Von diesen Einweihungsfesten aus begleitete Kaiser

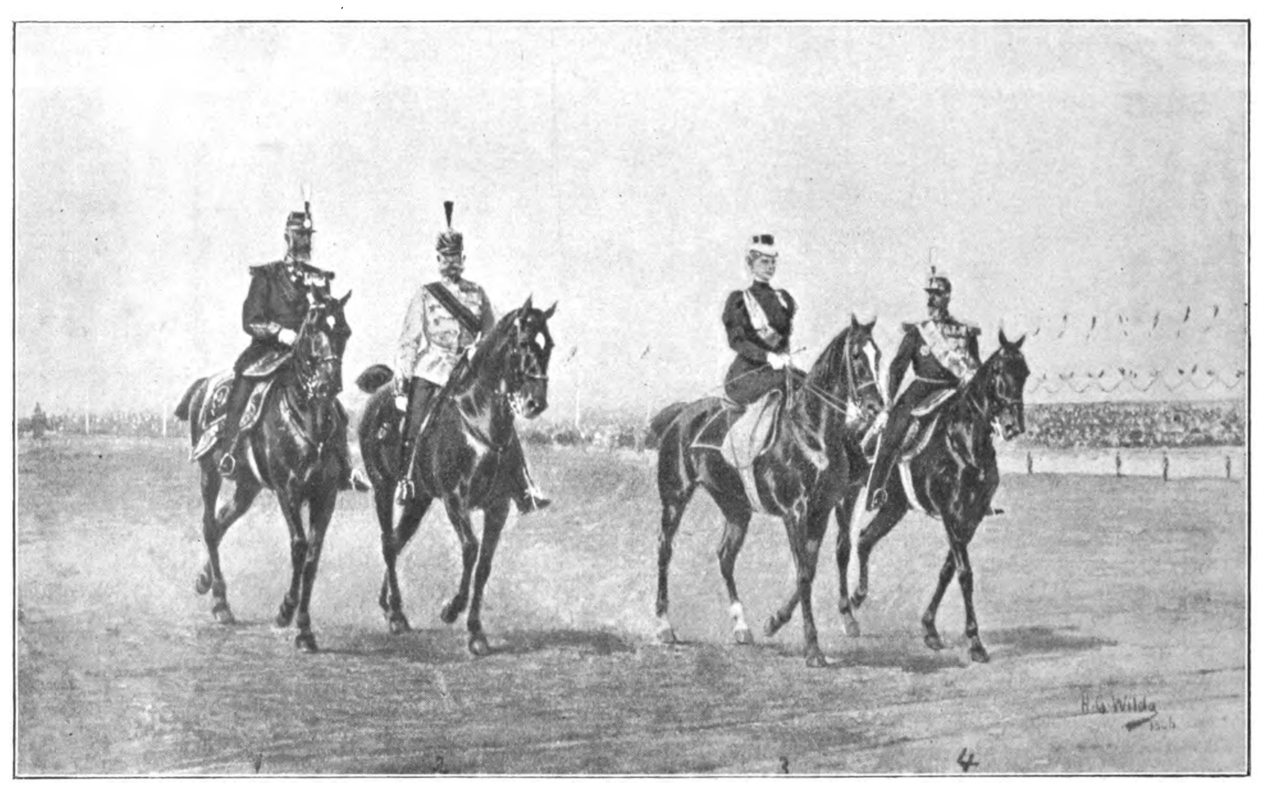


Parade bei Cotroceni anläßlich des Besuches des Kaisers Franz Josef (29. September 1896).
König Karl an der Spitze seiner Truppen.

Franz Josef König Karl nach Bukarest, dort am Nachmittag des 28. September eintreffend, am Bahnhof von der Königin Elisabeth und dem jungen Prinzlichen Paar auf das innigste begrüßt.

Tiefste Freude durchhallte das ganze Land, daß der verehrungswürdige österreichische Herrscher als Gast der Königsfamilie den rumänischen Boden betreten. Stürmische Hochrufe schollen überall ihm und König Karl entgegen; in allen Ortschaften, die der kaiserliche Zug berührte, strömte Alt und Jung von weither zusammen, mit Girlanden, Fahnen und Bildern schmückte man die Stationen und Häuser, die Frauen standen in ihren bunten Staatsgewändern und die Männer in ihren gestickten weißen Röcken da, und in dichten Scharen drängten sich die Kinder heran, Blumen in den Händen haltend, um sie dem Kaiser und ihrem Landesherrn darzubringen. Zum erstenmal hatte ja ein Kaiser in friedlicher Absicht rumänischen Boden aufgesucht.

Am 29. September fand eine glänzende Heerschau auf dem Manöverfeld bei Cotroceni statt, wo zwanzig Regimenter versammelt waren und eine nach Hunderttausenden zählende Menge das weite Feld einsäumte. Zur Seite des Kaisers, der die Campagne-Uniform eines Generals der Kavallerie angelegt, ritt Prinzessin Maria, während die Königin der Parade in einem vierspännigen Landauer beiwohnte. Trotzdem der voraufgegangene Regen das Terrain arg durchweicht hatte, gelang das Defilieren der Truppen vorzüglich, so daß nach Schluß des Vorbeimarsches der Kaiser, dem König die Hand reichend, äußerte: „Ich gratuliere Ew. Majestät zu der Haltung und dem Aussehen der Truppen. Rumänien kann stolz sein auf seine Armee.“ Freudig erwiderte der König: „Die Zufriedenheit Ew. Majestät erfüllt mich und meine Armee mit Stolz.“ Bei dem Diner, das im Palais zu Bukarest stattfand, brachte der König in warmen Worten die Gesundheit des Kaisers aus:



Rückkehr von der Parade bei Cotroceni: 1. König Karl; 2. Kaiser Franz Josef; 3. Prinzessin Maria von Rumänien; 4. Fürst Leopold von Hohenzollern (29. September 1896).

„Ich schätze mich glücklich, Ew. Majestät in der Hauptstadt Rumäniens willkommen heißen zu können. Die Weisheit Ew. Majestät war stets ein Vorbild für viele Monarchen und besonders für mich und den noch jugendlichen rumänischen Staat, der heute sich der Auszeichnung erfreut, Ew. Majestät zu begrüßen. Ew. Majestät lebe hoch!" — Und der Kaiser erwiderte: „Indem ich Ew. Majestät für den wahrhaft erhebenden Empfang in dieser Hauptstadt danke, halte ich es für nötig, zu betonen, daß ich mit vieler Freude diesen noch jungen Staat betreten habe. Es gibt wenige Beispiele in der Weltgeschichte, wo ein junger Staat in so kurzer Zeit derartige bedeutende Fortschritte zu machen vermochte, welche ihm einen ehrenvollen Platz in Europa sichern. All dies ist das Werk Ew. Majestät. Ich aber als friedlicher Nachbar und aufrichtiger Freund Ew. Majestät wünsche eine gedeihliche Fortentwicklung zum Wohle Rumäniens. Ew. Majestät lebe hoch!"

An den offiziellen Bukarester Teil des Kaiserbesuches schloß sich der private in Sinaia, wo dem österreichischen Herrscher gleichfalls ein jubelnder Empfang bereitet wurde, der durch die starke Teilnahme der Landbevölkerung, die an einem farbenfrohen Triumphbogen mit den Erzeugnissen des Bodens, mit Blumen, Mais und Früchten, und den zur Gewinnung derselben notwendigen Gerätschaften, Aufstellung genommen, ein besonders charakteristisches Gepräge erhalten hatte. Frei vom höfischen Zeremoniell konnte hier im wundervollen Pelesch-Schlosse der Kaiser sich ganz seinen liebenswürdigen Wirten widmen und ungehindert von Empfängen und Festlichkeiten die herrlichen Natureindrücke genießen, für die grad er so warme Liebe empfindet. Dem familiär-vertraulichen Charakter dieses zweiten Teiles des Kaiserbesuches entsprach ein auf den Vormittag des 30. September angesetztes Frühstück auf der „Poiana Reginei", der „Alm der Königin", einer



Kaiser Franz Josef mit der Königlichen Familie auf der Alm der Königin (30. September 1896).

hoch über dem Schloß gelegenen Alpenwiese, auf der sich die Königin eine Meierei angelegt hat, gern hier mit den Ihren Rast haltend von weiten Gebirgswanderungen, ein ebenso liebliches wie zugleich großartiges Plätzchen mit den herrlichsten Ausblicken auf die gewaltigen Gebirgshäupter und hinab in die waldreichen Täler. In einer mit Laub und Blumen umrankten, aus Baumstämmen errichteten Hütte war die Frühstückstafel aufgeschlagen, während des Mahles spielte eine Militärkapelle und ließ ein Trupp Zigeuner feurige Weisen hören, die auch den kleinen Kreis auf dem Rückweg begleiteten, der Kaiser und der König in vertrautem Gespräch vorangehend. Ernst und schweigsam ragten die Felsen auf, aber ein eifrig geheimnisvolles Flüstern und Wispern ging durch die weiten Tannenwaldungen, als ob ein Baum dem andern berichtete von der frohen Kunde dieses denkwürdigen Kaiserbesuches auf rumänischem Boden.

Wie innig und fest die Liebe zur Dynastie beim rumänischen Volke eingewurzelt, zeigten die düsteren Maitage des Jahres 1897, in denen der Erbe der Krone, Prinz Ferdinand, von schwerer Krankheit befallen worden war. Tiefe Traurigkeit umfing das ganze Land, jeder Tag brachte neue Beweise der Liebe und Verehrung für das bang harrende Königspaar, für den Erkrankten und seine Familie. Die aufrichtige Hingebung und Dankbarkeit des gesamten Volkes zeigte sich in ungeahnter Weise, es gab damals nur ein Gesprächsthema und nur einen Wunsch, und wie von lastendem Druck atmeten die sich schweigsam vor dem Palais zu vielen Hunderten Drängenden auf, als eines Abends der König auf den Balkon trat und mit ergriffener Stimme verkündete: „Baiatul merge mai bine!" („Dem Jungen geht es besser!") In innig rührenden Worten dankte der König bald darauf seinem Volke: „Rumänen! In den Augenblicken schwerer Prüfungen, die wir während der gefährlichen Krankheit meines

geliebten Neffen durchzumachen hatten, sammelte sich mein treues Volk in einem einzigen Gedanken um mich und sandte heiße Gebete empor zum Allmächtigen für die Lebensrettung des Thronfolgers, der berufen ist, die große und schöne Last auf sich zu nehmen, welche die Nation mir anvertraut hat. — Imposant waren die Sympathiekundgebungen, rührend die Beweise innigster Teilnahme, die in jenen Tagen des Bangens aus allen Schichten der Gesellschaft bis zur letzten Hütte hinab kamen. Das ganze Land war auf, von heftigem Schauer ergriffen und teilte unsere Sorgen; die Gedanken verdüsterten sich durch die drohende Gefahr, es könnte eine ununterbrochene Arbeit eines halben Jahrhunderts so schwer heimgesucht werden. Diese aus den warmen Herzen des Volkes hervorgegangenen Gefühle, die übereinstimmende Hingebung in der für die Zukunft des Staates so gefährlichen Stunde, waren für uns der süßeste Trost, ein neuer Sporn für mich, unentwegt über den Geschicken Rumäniens zu wachen, für meine Nachfolger aber eine kraftvolle Veranlassung, sich stets würdiger zu zeigen so vieler Liebe und so vieler Ergebenheit. — Heute, wo die tiefe Wissenschaft und die Unermüdlichkeit der Ärzte unseres Landes die Krankheit besiegt und unsere Herzen wieder belebt haben, erfülle ich mit Freuden die heilige Pflicht, allen zu gestehen, daß nur die Treue, mit der mein geliebtes Volk sich um mich scharte, mein Bangen in jenen schmerzlichen Augenblicken zu erleichtern vermocht hat. — Tief und grenzenlos ist die Anerkennung, welche mein Herz, sowie das der Königin und der Prinzessin Maria um dieser zärtlichen und zahllosen Beweise von Liebe willen erfüllt: dieselben haben zwischen Land und Thron neue und unvergängliche Bande gewoben. Wir alle gehen gestärkt aus dieser Prüfung hervor; das Land vertrauensvoller auf die Zukunft, ich aber stolzer auf mein Volk, das mich in diesen Tagen grenzenloser Verzweif-

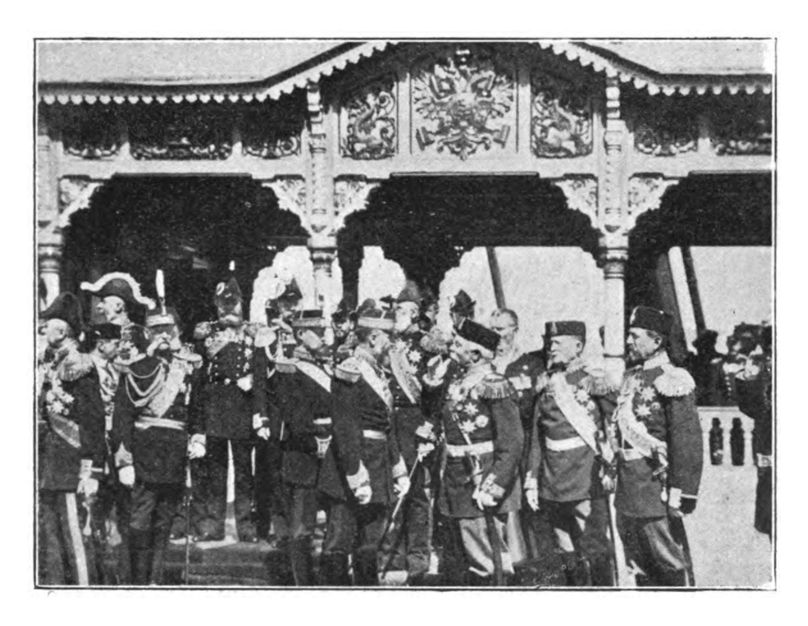
lung für die Arbeit meines ganzen Lebens reich entschädigt hat."

In der Begleitung des Prinzen Ferdinand unternahm im Juli des nächsten Jahres, 1898, König Karl, einer Einladung des Kaisers Nikolaus II. folgend, eine Reise nach Rußland, und überall, wo auf den einzelnen Stationen sein Zug hielt, waren die alten Krieger, die unter seiner Führung vor Plewna gekämpft, zusammengeströmt, um dem König ihre freudigsten Huldigungen darzubringen. Auch mit den hohen Offizieren gab es manch erinnerungsvolles Wiedersehen, so in Warschau mit dem Generalgouverneur Fürsten Imeritinsky, der vor Plewna Generalstabschef des Königs gewesen und welcher bei dem zu Ehren des Herrschers veranstalteten Festmahle in innigen Worten das Wohl auf den König, als auf den Oberbefehlshaber der russisch-rumänischen Armee, „der uns zum Siege geführt", ausbrachte.

Seitens des Kaisers und dessen Angehörigen wurde der König in Peterhof auf das herzlichste empfangen, und mit besonderer Genugtuung begrüßte es der König, daß ihm der Kaiser das russische Regiment Wologda, das vor Plewna im Verein mit den Rumänen mehrfach tapfer vorgedrungen, verlieh. Bei der großen Parade im Lager von Krassnoje-Sselo führte Kaiser Nikolaus dem König seine erlesensten Truppen vor, die Kaiserlichen Garden und das I. Armeekorps in Stärke von 35 000 Mann, welcher glänzend verlaufenen Heerschau neben sämtlichen in Petersburg anwesenden Großfürsten die Kaiserin, die Königin von Griechenland und die Großfürstinnen beiwohnten. Bei dem auf dem Paradefelde veranstalteten Festmahl betonte König Karl in Erwiderung des auf ihn von Kaiser Nikolaus ausgebrachten Trinkspruches in wärmster Weise, wie es ihn stets mit Stolz erfüllt habe, daß er dieses schöne Gardekorps, welches er soeben wiederum bewundert, einst in schweren Tagen vor dem Feinde befehligt habe auf blut-

getränktem Boden, auf dem es seine kriegerischen Eigenschaften in so hervorragender Weise bewiesen.

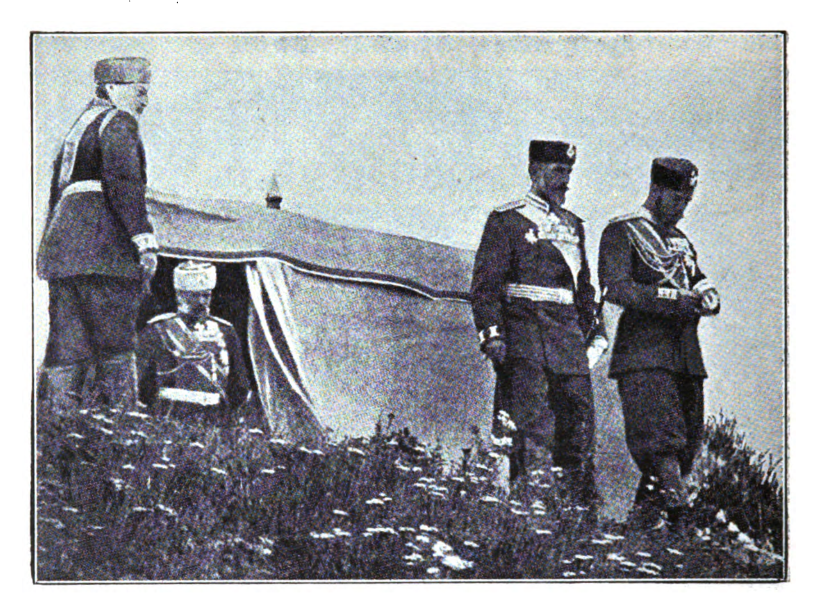
Dieser glanzvollen militärischen Veranstaltung folgte ein prunkendes Fest auf den Inseln des Parkes von Peterhof mit stets sich überbietenden Überraschungen, die an die Märchen von Tausend und eine Nacht gemahnten. Einen freudigen Empfang bereitete die Einwohnerschaft



König Karl in St. Petersburg (Juli 1898).

von St. Petersburg dem König, als er zu Schiff die Stadt an der Newa besuchte, zur Peter Pauls-Festung fahrend, um an den schlichten Sarkophagen Kaiser Alexander II. und III. sowie des Großfürsten Nikolaus, mit denen er schwere Lebenstage durchgemacht, in treuem Gedenken und stillem Gebet Blumenspenden niederzulegen. Dann ging es zu dem zur Erinnerung an den russisch-türkischen Krieg errichteten Denkmal, wo sich zahllose alte Krieger versammelt hatten, das ihnen vom Könige verliehene Donau-

kreuz auf der Brust, in erhebender Weise dem Fürsten huldigend, der sie, elf Jahre zuvor, zu Sieg und Ruhm geführt. Auch bei dieser Gelegenheit, wie bei manch folgender auf russischem Boden, so in Moskau, wo der König den Kreml bewohnte, in Wilna, Kiew etc., bereitete es dem Herrscher eine frohe Genugtuung, mit den alten Waffengefährten zusammen



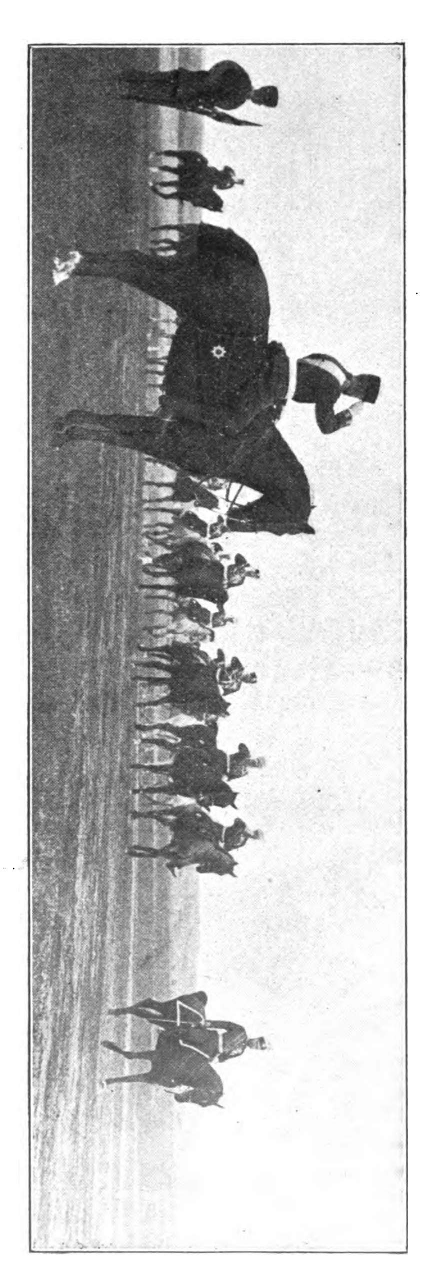
König Karl und Kaiser Nikolaus auf dem Paradefeld von Kraßnoje Sselo (18. Juli 1898).

zu sein, mit ihnen das Gedächtnis jener großen Zeit von neuem zu beleben, in der Russen und Rumänen Schulter an Schulter gekämpft, und große Erinnerungen auszutauschen.

In dem gleichen Jahre ward Rumänien und seinem Herrscher auch deutscherseits warme Anerkennung gezollt von weithin sichtbarem Platze, hob doch Graf Bülow, der früher deutscher Gesandter in Bukarest gewesen, als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in einer Reichstagsrede hervor, wie sehr der rumänische Staat König Karls I. einen



König Karl und Kaiser Nikolaus bei der Parade in Kraßnoje Sselo (18. Juli 1898).





Defilé des Kaisers Nikolaus II. von Rußland und der Großfürsten vor König Karl bei Kraßnoje Sselo (18. Juli 1898).

bedeutsamen Faktor der Ordnung, des Fortschritts und der Kultur auf der Balkanhalbinsel bilde.

Was Rumänien auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens in den letzten Jahrzehnten geleistet, brachte es in eindrucksvollster Weise auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900 zur Anschauung, und zwar in einem großartig angelegten, sorgfältig ausgeführten Palast, der mit seiner Hauptkuppel und seinen beiden seitlichen Glockentürmen, den bunten und gewählten Außenverzierungen, dem umfassenden und doch dem Ganzen würdig angepaßten dekorativen Beiwerk den Stil der rumänischen Kirchenbauten des 16. und 17. Jahrhunderts vortrefflich verkör-

perte. In erschöpfender Zusammenfassung wurde hier den internationalen Besuchern die Leistungsfähigkeit der jungen rumänischen Industrie gezeigt, daneben die große Bedeutung der Landwirtschaft und der Krondomänen, aber auch das geistige und kulturelle Leben der Nation ward eingehend veranschaulicht, das Blühen des Kunstgewerbes und die Haustätigkeit der Frauen, daneben kamen Schulwesen, Buchhandel, Wissenschaften und Wohlfahrtspflege ebenso zu Ehren wie der Ausbau der Eisenbahnen, Chausseen und Hafenanlagen. Besonderes Gewicht war auf die Darstellung der Wehrkraft des Landes gelegt, dessen Bodenschätze, wie Metalle, Salz, Kohlen, Petroleum usw., man auf das genaueste in ihrer Gewinnung und Verwertung kennen lernte.

Leider brachte das gleiche Jahr durch eine siebenmonatige ununterbrochene Dürre, die eine vollständige Mißernte zur Folge hatte, dem Staate eine sehr ernste wirtschaftliche Krisis, die naturgemäß auch die Finanzlage und damit den Staatskredit erheblich erschütterte, denn binnen zwei Jahren belief sich das Budgetdefizit auf über 70 Millionen Francs. Der so schweren augenblicklichen Notlage suchte man zu steuern, indem die Regierung, dank der zur silbernen Hochzeit des Königspaares begründeten Karl-Elisabeth-Stiftung, 120 000 Hektoliter Kukuruz kaufte und sie zur Verteilung brachte, teils unentgeltlich, teils darlehnsweise, ebenso Saatgut, welches die Bauern erhielten. Auch durch Notstandsbauten im Straßenwesen suchte man die brachliegenden Arbeitskräfte zu beschäftigen und veranlaßte die umfassendsten Aufforstungen, um die klimatischen Verhältnisse zu bessern. Das im Februar 1901 zustande gekommene liberale Ministerium, welches das konservative abgelöst, war unter D. Sturdzas Führung bestrebt, ein sorgsam angelegtes Sparsystem durchzuführen, was auch in zufriedenstellendster Weise gelang. Das Budget wurde erheblich ermäßigt und eine gewisse Grenze gezogen, um Überschreitungen zu vermeiden. So erzielte man bereits im ersten

Jahre einen Überschuß von 21, im zweiten von 31 Millionen Francs und konnte durch andere finanzielle Einrichtungen, ohne neue Steuern und Anleihen, die erwähnte Schuld von 71½ Millionen Francs bezahlen, sogar noch Gelder flüssig behaltend für dringende Arbeiten und für die Armee.

Dies für Rumänien so unheilvolle Jahr 1900 sollte auch König Karl den schwersten Verlust zufügen durch den am 19. Juni erfolgten Tod der heißgeliebten Mutter, der Fürstin Josephine, die ihn immerdar mit treuester Liebe und rührendster Sorgfalt umgeben. Zweimal hatte der König die innige Genugtuung gehabt, seine Mutter auf rumänischem Boden begrüßen zu können, in den Jahren 1881 und 1887, in jeder Stunde bestrebt, ihr den Aufenthalt so sonnig wie möglich zu gestalten und ihr mit Stolz zeigend, was er für das Land zu leisten vermocht und welchen Aufschwung letzteres unter seiner Regierung genommen. In weichen, stimmungsvollen Zügen zeichnet uns Königin Elisabeth das rührende Bild der Fürstin Josephine in ihren weihevollen Erinnerungen, die ihre Schilderungen „Rheintochters Donaufahrt" eröffnen: „An der jungen Donau stand ich in Sigmaringen und dachte daran, wie die Kinder aus diesem Schlosse ausgezogen in die weite Welt und wie das zärtliche Mutterherz geblutet hat. In Sigmaringen waren sie alle geboren, diese selten schönen Kinder, mit den offenen regelmäßigen Zügen und dem ernsten edlen Herzen, denn ernst waren sie alle, die Hohenzollernkinder, wie ihre Heimat, die auch nicht lachend ist, wie der Rhein, sondern etwas außerordentlich Ernstes hat." Die Königin berichtet dann des weiteren von den schweren Schicksalsschlägen, welche die Fürstin betroffen, die so früh ihre Tochter Stephanie und den dritten Sohn Anton verlieren mußte, während sie den zweiten Sohn an die Fremde, das ferne Rumänien, abgab: „Sie trug ihr Leid so still, so schweigsam, niemand erfuhr, wie es in ihrer Seele wühlte, während sie zwei Kinder an den Tod und das

dritte ans Leben abgab. — Ja, die arme, arme Mutter! Wie still, wie sanft hat sie das unendliche Weh getragen!

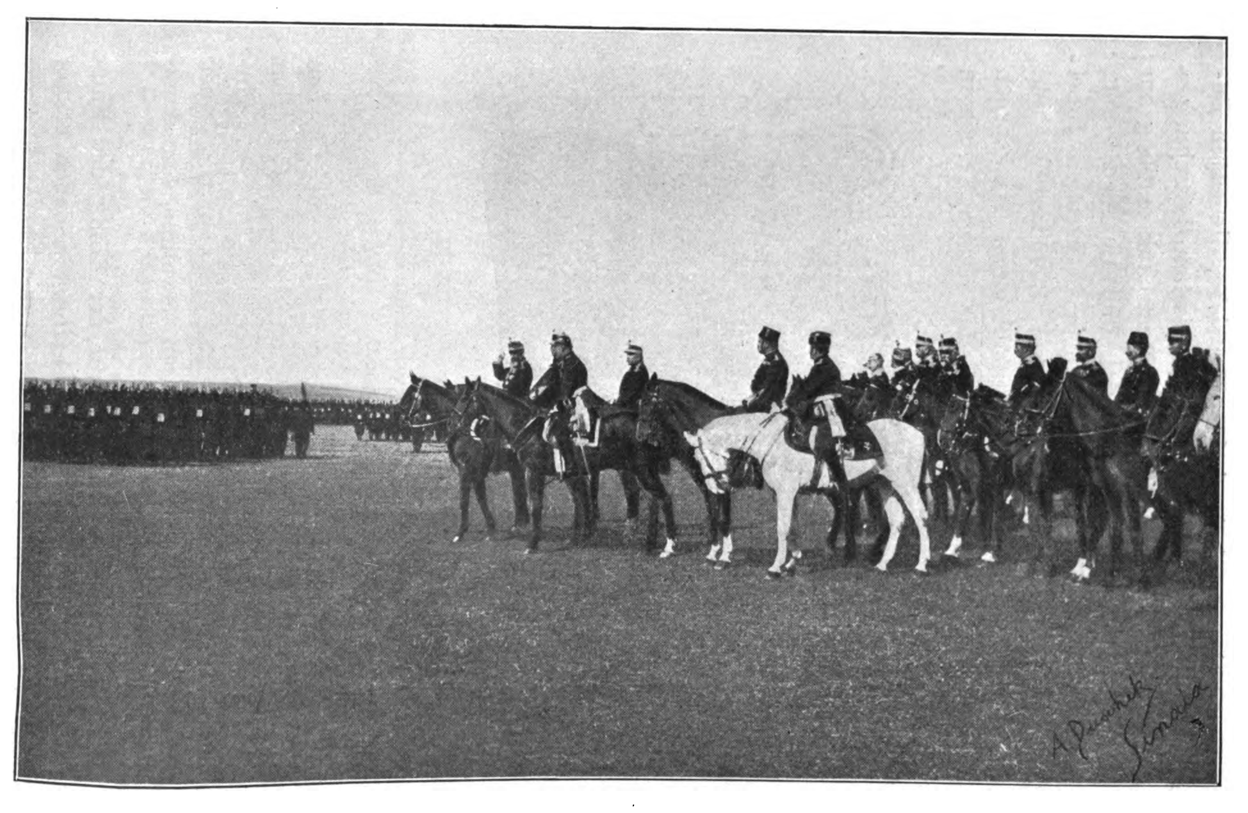


Fürstin Josephine von Hohenzollern mit dem Prinzen Carol und der Prinzessin Elisabeth.

Nie hat man eine Klage von ihren Lippen gehört! Sie hat ihre Kinder an die Ewigkeit abgegeben und hat geduldig des Wiedersehens geharrt, mir schien es oft, daß

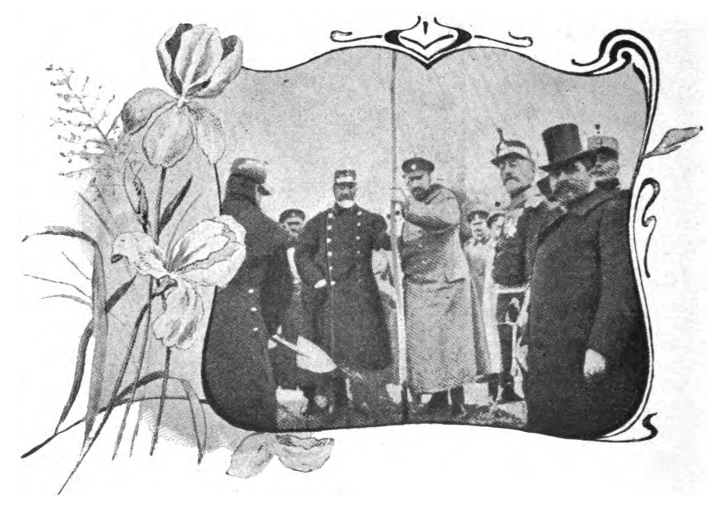
ihr fast noch härter war, den Sohn zu entbehren, der im Leben so schweren Stand hatte und so heiße Kämpfe durchmachen mußte! Wie war sie stolz auf ihn! Sie sagte mir: „Ach, ich könnte Dich darum beneiden, daß Du bei ihm sein kannst, ich würde mich ganz still in eine Ecke setzen, ihn gar nicht stören bei seiner Arbeit, aber ihn ansehen, so viel ich wollte!" — Sie meinte, daß ich eigentlich etwas versäumte, indem ich meinen eigenen Beschäftigungen nachging, statt das Glück zu genießen, ganz still bei ihm zu sitzen und ihn ansehen zu dürfen, wofür sie viele Lebenstage hingegeben hätte. „Nicht wahr, er ist immer noch sehr schön," sagte sie, ihm mit ihrer Lorgnette nachsehend, wenn er dahin ging, „nicht wahr, er sieht doch noch sehr jung aus! Hast Du ihn lieb?" — Ach, wer sollte diese Mutter und diesen Sohn nicht lieb haben! Ich entgegnete ihr, ich hätte ihn ja nur geheiratet, weil er ihr Sohn war! Denn ich vergötterte sie schon längst, ehe ich ihn kannte!" — Mit immer erneuter tiefster Freude hatte die Fürstin Josephine die Erfolge ihres teuren Sohnes verfolgt und mit zärtlicher Liebe hatte sie bei ihrem Aufenthalt in Sinaia, Cotroceni und Bukarest die drei Kinder des prinzlichen Paares, Carol, Elisabeth und Maria, bemuttert, die an der auch im Alter noch so schönen und zarten fürstlichen Frau mit innigster Liebe hingen. —

Das Jahr 1902 brachte die fünfundzwanzigjährige Wiederkehr der großen kriegerischen Ereignisse, an denen unter der Führung ihres Herrschers die rumänische Armee so ruhmvoll teilgenommen, und König Karl benutzte das Jubiläum, um die bulgarischen Stätten aufzusuchen, auf denen er seine und die russischen Truppen zum Siege und zum Ruhme geführt. Diese Reise des Königs war insofern auch von politischer Tragweite, als gerade in den letzten Jahren zwischen Rumänien und Bulgarien eine zu gewissen Zeiten recht ernste Spannung bestanden hatte



König Karl auf dem Paradefelde.

wegen bestimmter bulgarischer Umtriebe, die engen Zusammenhang hatten mit den makedonischen Bestrebungen des Zentralkomitees in Sofia. In Rustschuk empfing am 11. November Fürst Ferdinand von Bulgarien den König, ihn froh bewillkommnend unter dem brausenden Jubel einer von überall herbeigeströmten Bevölkerung, und brachte bei dem folgenden Festmahl einen Trinkspruch auf den König aus, hervorhebend, daß dessen Besuch in

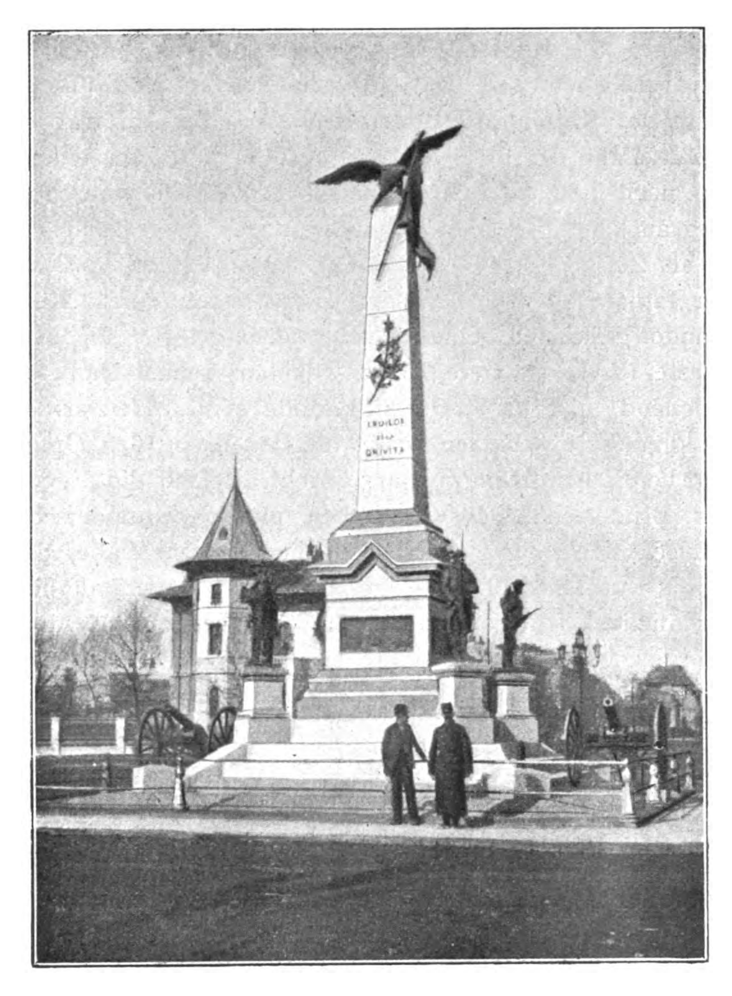


König Karl und Fürst Ferdinand von Bulgarien in Poradim (November 1902).

diesem Augenblick um so wichtiger sei, als er mit dem 25. Jubiläum der Befreiung zusammenfiele, an welcher der König und das rumänische Heer auf den Schlachtfeldern zwischen Donau und Balkan einen so glorreichen Anteil genommen: „Wir Bulgaren bewahren eine dankbare Erinnerung daran."

In tiefer Erschütterung betrat der König, den Fürst Ferdinand begleitete, jene Ortschaften, in denen er vor einem Vierteljahrhundert in verantwortlichster Stellung geweilt und deren Namen immerdar verknüpft sind mit

den großen Ruhmesblättern seines Lebensbuches. In Poradim besuchte er das Häuschen, das ihn wochenlang

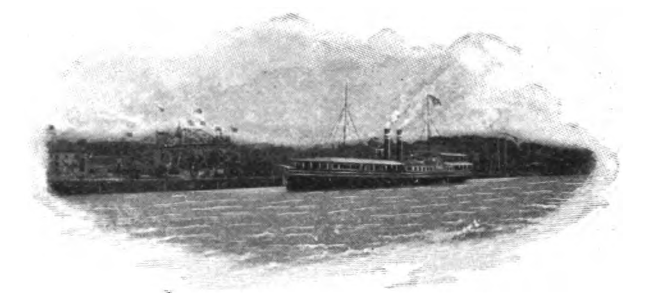


Denkmal zur Erinnerung an die Eroberung der Griwitza-Redouten seitens der rumänischen Truppen.

beherbergt, vor demselben eine Eiche zur Erinnerung pflanzend, und auf dem Schlachtfelde von Plewna wohnte er in der dort errichteten Kapelle dem Gottesdienst bei in-

mitten einer großen Volksmenge und vieler jener Männer, die Zeugen des einstigen blutigen Ringens gewesen. Von Plewna aus sandte der König eine Depesche an Kaiser Nikolaus von Rußland, in der er mit innigen Worten der unvergeßlichen Zeit gedachte, in der er sich an der Seite des Kaisers Alexander befunden, Tag für Tag die Wechselfälle der denkwürdigen Kämpfe mit ihm teilend, die nach langen Anstrengungen durch den glänzenden Sieg am 28. November beendet wurden, hinzufügend, daß er als Zeichen seiner dankbaren Gefühle auf dem Grabe der tapfern russischen Soldaten, die unter seinem Kommando gestanden, einen Kranz niedergelegt. In herzlichster Weise stattete Kaiser Nikolaus seinen Dank ab, betonend, daß er aus dem Grunde seines Herzens die Huldigung zu schätzen wisse, die der König den Opfern der heroischen Kämpfe dargebracht, welche die Epoche der Brüderschaft der russischen und der rumänischen Armee mit unauslöschlichem Ruhm gekrönt habe, dem König zum Schluß seine herzliche und unveränderliche Anhänglichkeit ausdrückend. In seiner schlichten, würdig eindrucksvollen Art gedachte der König später in einem in der rumänischen Akademie gehaltenen Vortrage über Nikopolis jenes Besuches der historischen Stätten: „Ein Vierteljahrhundert später, in dem Jahre, als das Land die fünfundzwanzigste Wiederkehr dieser Ereignisse feierte, habe ich die unschätzbare Freude gehabt, das Schlachtfeld von Plewna in der Begleitung Fürst Ferdinands von Bulgarien wiederzusehen. Mit tiefer Bewegung betrat ich den Boden, der mit dem Blute unserer Tapferen besprengt und dadurch geweiht ist. An der Schwelle der Kapelle, zu ihrem Andenken errichtet, empfing uns der Metropolit von Wratza mit einer ergreifenden Ansprache: „Erhebet euch aus euren Gräbern“, so sagte er und wies auf das Schlachtfeld, wo die Gefallenen ruhten, „erhebt euch, ihr Tapferen, schaut her, euer König ist gekommen, um euch

für euren Opfertod zu danken!" Wie zu einer wahren Pilgerfahrt bin ich nach Griwitza ausgezogen, um mich in Liebe und Verehrung vor dem Grabmal jener würdigen Söhne des Landes zu verneigen, die ihr Leben für die Un-



Königliche Jacht „Orient" auf der Donau.

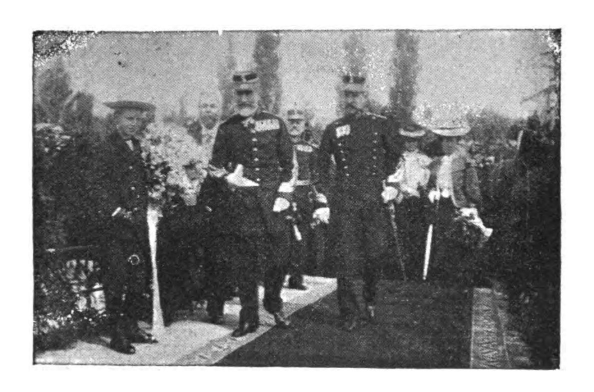
abhängigkeit Rumäniens dahingegeben haben. Gegen Abend kam ich nach Samowit, wo mich der Bürgermeister und die Einwohnerschaft von Nikopolis empfingen, die mir ihren Dank für die Befreiung der Stadt noch einmal wiederholen wollten. Fürst Ferdinand hatte die Liebenswürdigkeit, mich auf seiner Jacht, die von unsern Kriegsschiffen eskortiert wurde, nach Turnu-Magurele zu geleiten. Es war eine sternklare Nacht; der Mond spiegelte sich auf den ruhigen Wassern der Donau; die Schiffe ließen Silberfurchen auf ihnen zurück; in der Ferne, am Ufer, erhob sich Nikopolis, das in einem Meere von Licht schwamm, wie ein stolzer Markstein aus vergangenen



König Karl und Königin Elisabeth an Bord des „Orient".

Zeiten. — Dieser zauberhafte Anblick weckte in mir Bilder der eigenen Vergangenheit: vor mir erstand meine Jugend, die ich an den Quellen des großen Stromes verlebt, auch die Geschichte meines Hauses; vor allem aber erinnerte ich mich an das Schicksalsbuch unseres teuern Rumäniens, in das unsere Kämpfer ein unvergängliches Blatt geschrieben haben.“

Auch auf einer zwei Jahre später seitens des Königs und seiner Gemahlin, wie des Prinzlichen Paares, letzteres von seinen beiden ältesten Kindern begleitet, unternommenen Donaufahrt wurden vielfach die Erinnerungen neu belebt an jene große Zeit, welche Rumänien die Unabhängigkeit und das Königtum gebracht. Eine lebhafte und farbenreiche Beschreibung jener Reise



verdanken wir der Königin in ihren liebenswürdigen Schilderungen: „Rheintochters Donaufahrt“, in der sie uns von diesen jubeldurchbrausten Tagen, die dem Königspaare so zahlreiche und aufrichtige Huldigungen gebracht, erzählt. Die Fahrt ging zunächst von Turnu-Severin die Donau aufwärts bis zum Kasanpasse und dann stromabwärts bis zur Donaumündung: „Am Ufer entlang die Bewohner all der Dörfer nah und fern, die Geistlichen segnen uns vom Ufer aus, es war ein wundervolles Bild; überall, wo ein Triumphbogen erschien und man Hurra rufen hörte, wurde langsamer gefahren und so nah am Ufer als irgend möglich, damit man die Menschen sehen

konnte, die sich Mühe gegeben hatten, zu kommen, um durch Triumphbögen ihre Freude kundzutun. An vielen Orten hatten sie, da es an Häusern und somit an Fenstern gebrach, ihre schönsten Teppiche aufgehängt an Waschleinen, nur damit Teppiche das Fest verschönern. In den Triumphbögen unser aller Bilder und Blumen, darunter das Schwenken der Hüte, der Fähnchen, das Singen der Kinder, hier und da ein Schiff als Schmuck aufgehängt, von vielen Stellen Böllerschüsse." In Calafat mußte der König dem Prinzen Carol auf das genaueste berichten, wie in unmittelbarer Nähe des Königs damals türkische Granaten eingeschlagen: „Der König erlaubte Carol, bei derselben Batterie Feuer zu kommandieren, und da krachten die Schüsse los, an derselben Stelle, wo er einst die drei Buchstaben ausgesprochen: „Foc!" (Feuer), die Krieg be-



Die Königliche Familie am Kriegerdenkmal in Calafat.

deuten und für uns Sieg oder Untergang. Wie oft sagte ich den andern Frauen, die über die ausgestandene Angst jammerten, daß es für mich doch noch ganz anders schwer sei, da ich meinen Mann nur mit oder auf dem Schilde wiederkommen sehen durfte, denn eine Niederlage war in unserm Fall nicht zu überleben. — Carol glühte, sein Gesicht war wie im Feuer, vom Sonnenuntergang rosig beleuchtet, und sein Auge maß die Strecke zwischen Widin und Calafat und er wunderte sich, daß man so sicher hatte auf den König zielen können. Ich hätte gern den König allein gesehen mit dem Knaben, der einst in seine Fuß stapfen treten soll und der hier geboren ist, also wie ein Eigentum des Volkes betrachtet wird. Hier standen aber immer Menschen und freuten sich und Kinder sagten glühende patriotische Gedichte her." Ähnliche Erinnerungen erweckten die Ortschaften Lom-Palanka, Rahova, Corabia, Nikopolis, und die Königin gedenkt in ihrem Buche jener schauerlichen Nacht, die ihr Gemahl damals in Nikopolis verbracht bei 22° Kälte und den herzzerschneidenden Rufen der türkischen Gefangenen nach Brot: „Der König zeigte uns, wo er auf schwindelndem Pfade auf Glatteis hinaufgeritten, so schmal, daß ein Ausrutschen des Pferdes der sichere Tod gewesen wäre."



Prinz Carol an Bord des „Orient".

In ihrer Beschreibung dieser gedenkreichen Donaufahrt zeichnet die Königin sehr anmutig das Wesen der

beiden ältesten Kinder des Thronfolgerpaares: „Es war sehr interessant, die Kinder zu beobachten. Den kleinen ehrgeizigen Buben, der alles wissen wollte und sehr triumphierte, wenn ich mich geirrt und er etwas sicherer gewußt als ich, und das kleine, verschlossene Mädchen Lisaveta, das in seiner unbewußten großen Schönheit Märchen erzählt haben wollte, während von Schiffen und am Strande zugleich Hurra geschrien wurde und mir der Kopf nicht gerade nach Märchen stand, sondern ich das



Galatz.

Tuch abwechselnd in beide Hände nahm, um das viele Winken aushalten zu können.“ — Weiter ging's dann den Strom hinunter; in Braila, Galatz und an der Mündung des gewaltigen Flusses, in Sulina, wurde Aufenthalt genommen, und überall erneuerten sich die stürmischen Huldigungen, auch bei der Rückkehr nach Bukarest, wo eine ungeheure Volksmenge das Königspaar erwartete, ihm begeistert zujubelnd.

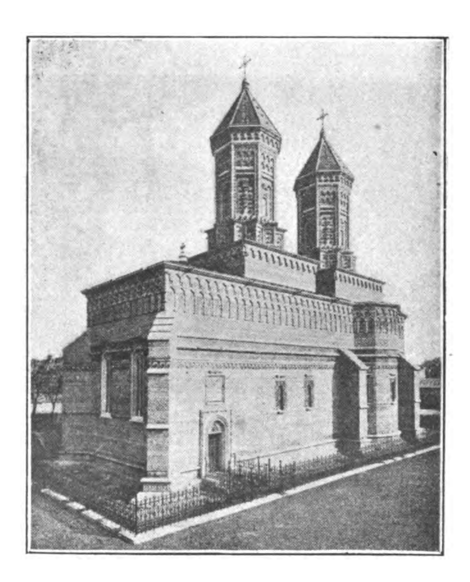
Die Königin bemerkte in ihren Aufzeichnungen: „Es ist schwer, auf soviel Liebe von so vielen Tausenden mit einem einzigen Herzen zu antworten. Man fühlt, als

könnte es springen, in dem Wunsche, auf alles mit derselben Kraft zu antworten, und man ist doch nur einer.“ Und der König richtete an den Ministerpräsidenten Sturdza ein Schreiben, in welchem er der großen Eindrücke dieser Fahrt gedenkt und mit welcher Freude er sich überzeugte,



König Karl mit dem Prinzen Carol und der Prinzessin Elisabeth (1903).

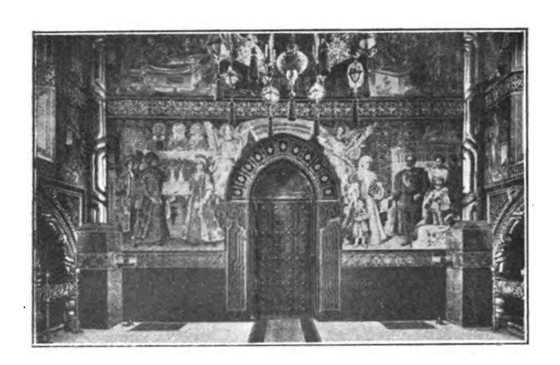
wie sehr in Herz und Seele der jungen Generationen die erhabenen Daten eingeprägt sind, die das Königreich erhoben haben, und mit welcher Genugtuung er den Aufschwung der beiden Schwesterstädte Braila und Galatz verfolgt: „Diese Fortschritte sind dem großen Eisenbahnnetze zu verdanken, das die Produkte der nationalen Arbeit mit Leichtigkeit zur Donau hinschafft und in dieser Weise die wirtschaftliche Bedeutung dieses mächtigen Stromes verzehnfacht und unsern Seehäfen ihre natürliche Bestimmung für den Fortschritt des Landes gab.“ — Indem der König des ferneren den Ministerpräsidenten bat, den wärmsten Dank des Königs öffentlich auszusprechen, schloß er: „Die Erinnerung an die Reise wird unauslöschlich in den jungen Herzen meiner Nachfolger bleiben, welche berufen sind, einstmals die Geschicke unseres teuren Rumäniens zu leiten. Ich aber kann stolz sein auf ein Volk, das mich mit soviel Liebe umgibt und mir Beweise von soviel Ergebenheit gibt, die ich mit gleicher Herzenswärme, mit den heißesten Wünschen beantworte, daß Gott nicht aufhören möge, seinen Segen auf dieses Volk auszuschütten.“



Kirche Trei Jerarchi in Jassy.

Im Herbst jenes Jahres 1904 weilte das Königspaar, begleitet von dem Thronfolger, dem jungen Prinzen Carol

und dem Erbprinzen Wilhelm von Hohenzollern, in Jassy, der alten Hauptstadt der Moldau, die das königliche Paar seit sieben Jahren nicht aufgesucht, und auch hier wurde es mit der gleich tiefen Begeisterung empfangen, die sich wenige Monate zuvor so erhebend gelegentlich der Donaufahrt gezeigt. Auch dort, in der alten Hauptstadt der Moldau, hatte der König sein regstes Interesse betätigt an der Wiederherstellung der denkwürdigen kirchlichen Bauten, so der Metropolie und des Gotteshauses Trei Jerarchi (Drei Heiligen), das auf seine Anregung und unter Gewährung der erforderlichen Mittel — allein in den letzten sechs Jahren spendete der König für die Wiederherstellung und den Bau von Kirchen $1^1/_2$ Million Francs aus seiner Privatschatulle — von Grund auf renoviert und im Innern auf das würdigste ausgeschmückt worden war.



Innenwand der Kirche Trei Jerarchi in Jassy.

Einen wichtigen politischen Erfolg errang im genannten Jahre die rumänische Regierung insofern, als der Sultan den in seinem Reiche wohnenden rumänischen Untertanen das Recht gewährte, eigene Zivilgemeinden und Organisationen zu bilden, wodurch viel energischer, wie bisher, die auf türkischem, hauptsächlich makedonischem Boden lebenden Rumänen ihre Nationalität und Sprache wahren können, nachdem ihnen schon seit 1878 gestattet gewesen, eigene Schulen und Kirchen zu unterhalten. Diese neue größere Selbständigkeit der rumänischen Be-

völkerung im Reiche des Halbmondes führte zu vielerlei Ausschreitungen seitens griechischer Elemente in Makedonien, welche die dortigen rumänischen Ansiedlungen als einen gewissen Bestandteil des Hellenentums betrachtet hatten, und in der Folge zu einer Entfremdung der rumänischen und griechischen Regierung, die nicht ohne Einfluß auf das Wirtschaftsleben der beiden Völker blieb, mehr zum Nachteile Griechenlands.

Zu Beginn des Jahres 1905 trat ein Wechsel des Ministeriums ein, indem das unter D. Sturdzas Führung gestandene liberale durch ein konservatives unter der Ministerpräsidentschaft G. Cantacuzinos abgelöst wurde. Bei dieser Gelegenheit erwies sich in erfreulicher Weise die Stetigkeit der rumänischen Politik in den äußeren und wichtigsten inneren Fragen. Früher bedeutete ein Regierungswechsel eine erhebliche Änderung in der Bestimmung der äußeren wie inneren Politik, wodurch ein gesundes Fortschreiten des Staates oft erheblich gehemmt wurde, da die neue Partei in allem so ziemlich das Gegenteil dessen tat, was ihre Vorgängerin getan hatte. Daß diese Verhältnisse der Vergangenheit angehören, bewies jener Ministerwechsel auf das deutlichste; nicht nur vollzog er sich in großer Ruhe, sondern die neue Regierung übernahm auch die von der bisherigen eingegangenen Verpflichtungen in den bedeutsamen Fragen der äußeren wie inneren Politik; in der äußeren: Erhaltung des bisherigen Zustandes am Balkan, soweit Rumänien dazu beitragen kann, in der inneren: Festigung der Finanzen, Hebung des Bauernstandes, Förderung von Handel und Industrie und Besserung des Unterrichtswesens.

Der günstige Einfluß zeigte sich auch beim Budget des Jahres 1905—1906, das mit einem Überschuß von 4 Millionen Francs abschloß, trotzdem infolge der Mißernten zahllose Millionen ausgegeben worden waren, um die notleidenden Bauern mit Mais zu unterstützen, und

ein neues und stolzes Schiff einzuweihen. Wir haben es „Romania" getauft, weil wir wünschen, daß dieser unserm Herzen so teure Name unausgesetzt im ganzen Orient erschalle, und daß er daran erinnere, daß das Königreich heute eine Macht ist, die nicht mehr bestritten werden kann. Unsere Standhaftigkeit, die Erfolge der Armee und die Opfer, welche das Land sich auferlegte, haben uns die unbegrenzten Wege des Meeres eröffnet. In einem kurzen Zeitraume haben wir unsern Seeschiffahrtsdienst begründet, dessen Schiffe die Ehre haben, die nationale Flagge fern über die stürmischen Wogen des Ozeans zu tragen. Die Eisenbahnen, die Donaubrücke und der Hafen von Konstanza haben den internationalen Handel herangezogen, und viele Staaten haben Sonderverträge mit dem Lande abgeschlossen, um ihren Transit zu erleichtern. Diesbezüglich müssen wir dem Deutschen Reiche dankbar sein, das seinen Telegraphen- und Postverkehr durch unser Land geleitet und uns in dieser Weise einen schmeichelhaften Beweis des Vertrauens in unsere Verwaltung gegeben hat. Man behauptet, daß die Zukunft auf dem Meere liegt; es mag so sein! In allen Fällen haben wir durch die Dobrudscha, diese Perle in der Krone Rumäniens, die Unabhängigkeit Rumäniens, freie Verbindungen mit der ganzen Welt und die Handelsmarine erworben. Fest überzeugt, daß es zusammen mit der Kriegsmarine sich überall würdig und stolz darstellen wird, wünsche ich dem neuen Schiffe Reisen voller Nutzen für das Land und unausgesetzt werden wir es mit dem Rufe begleiten: „Es lebe Rumänien!" " —

Der gleiche Frühling war insofern noch von großer Bedeutung für die wirtschaftspolitische Entwicklung Rumäniens, als die Kammern den neuen deutsch-rumänischen Handelsvertrag annahmen, der, dank den hingebenden Bemühungen des deutschen Gesandten in Bukarest, Herrn von Kiderlen-Wächter, und des rumänischen Gesandten



Königin Elisabeth.

in Berlin, Herrn A. Beldiman, beiden Reichen zum dauernden Vorteil dienen wird.

War 1905 für Rumäniens innere Kräftigung von be-



Fürst Leopold von Hohenzollern als Chef des 3. Rumänischen Infanterie-Regiments Dimbowitza No. 22.

sonderem Wert, so fügte es leider dem König den tiefsten Schmerz zu, indem es ihm, nachdem im Dezember des vorangegangenen Jahres sein Bruder Prinz Friedrich verschieden, am 8. Juni seinen letzten Bruder entriß, den



Marie Gräfin von Flandern Pr. v. Hohenzollern

Fürsten Leopold von Hohenzollern, der ihm immerdar die treueste brüderliche Liebe und echteste Freundschaft erwiesen und der auch in dem engen, vertrauten Verhältnis zu dem König, in der innigsten Anteilnahme an seinen Geschicken und jenen seiner Familie wie des Landes, die Erbschaft des teuren Vaters angetreten und bis zum

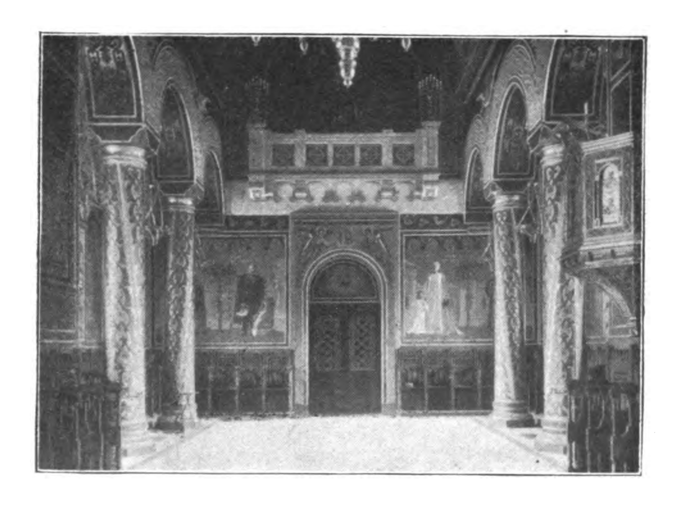


Blick auf Sinaia.

letzten Augenblick als heiliges Vermächtnis angesehen hatte. Immerdar wird man des Dahingeschiedenen als eines echten und rechten deutschen Fürsten gedenken, der stets groß und edel gedacht und stets groß und edel gehandelt und dessen Bild unvergänglich in den Seelen aller haften wird, die je zu ihm in Berührung getreten. Nur eine Schwester, die Gräfin Marie von Flandern, ist dem König erhalten geblieben, dessen Lebensweg einsamer geworden, der aber an der Seite seiner teuren Ge-

mahlin voll freudigen Empfindens die jungen Sprossen seiner Dynastie heranwachsen sieht, zwei Söhne und zwei Töchter des Thronfolgerpaares, die Prinzen Carol und Nikolaus, welch letzterer am 5. Januar 1903 geboren ward, und die Prinzessinnen Elisabeth und Maria, ein liebliches Kleeblatt, dem hoffentlich immerdar sonniges Glück beschieden ist.

In stiller Trauer verbrachte das Königspaar den Sommer im waldumfriedeten Schlosse Pelesch bei Sinaia,



Inneres der Kirche von Sinaia.

welche Ortschaft im Lauf der Jahre einen außerordentlichen Aufschwung genommen, sich zu einer ebenso anmutigen wie stattlichen Villenkolonie gestaltend. Auch der König trug das Seinige dazu bei, daß sich Sinaia immer prächtiger entwickelte. So war auf seine Veranlassung und Kosten die 1846 erbaute Kirche des Klosters gänzlich erneuert worden, jetzt mit der goldgestreiften Kuppel des Hauptturmes, der zwei kleinere Türme überragt, malerisch herabschauend auf die von der Prachowa durchbrausten Talbuchten, auf Villen und Häuschen. Ihr

Inneres zeigt den reichen byzantinischen Stil mit vornehm abgestimmter Farbenpracht und mit gewählten einzelnen Ausschmückungen, die harmonisch zu einander passen. Die innern Wandflächen seitlich des Haupteinganges zeigen, verziert mit Malereien auf Goldgrund, die Gestalten des Königspaares. Der König mit dem Plan der Kirche in der Hand, die Königin in heller Gewandung, mit der

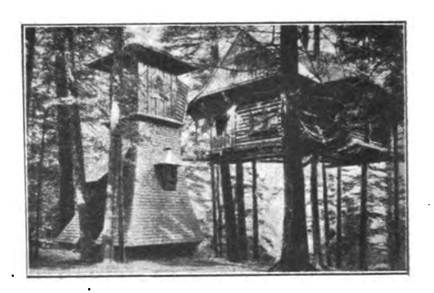


Schloß Pelischor.

rechten Hand ihr Töchterchen berührend, das, in weißem Kleidchen und mit aufgelöstem blonden Haar, die Hände gefaltet auf der Brust hält

Nahe Schloß Pelesch ist sodann als sommerlicher Wohnsitz des Thronfolgerpaares Schloß Pelischor entstanden, das nach den Plänen und unter Aufsicht des Architekten Karl Liman im Stil der altdeutschen Renaissance binnen zwei Jahren erbaut wurde und sich außerordentlich gefällig mit seiner mannigfachen Holz- und

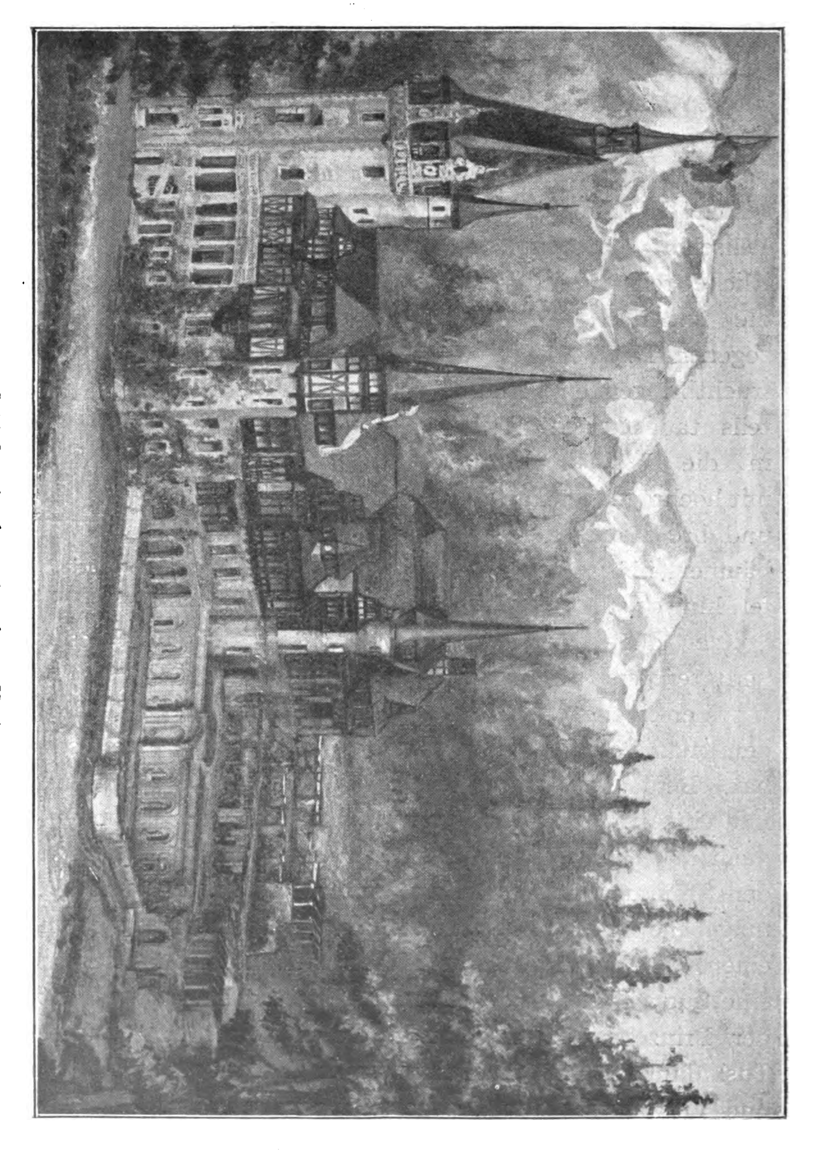
Fachwerkfassade in seiner grünen Umgebung ausnimmt. Das Innere zeigt die Einrichtung moderner englischer Aristokratensitze, alles hell mit mancher Anlehnung an die Sezession, jedoch ohne deren Übertreibungen. Viele der Räume wurden genau nach den Angaben der Prinzessin Maria gestaltet und von ihr mit ihren eigenen dekorativen Malereien, Schnitzereien und kunstfertigen Stickereien geschmückt, wobei sie einen erwählten Geschmack bewies. Auch von den Balkons und Galerien dieses in all seinen Räumen mit Blumen geschmückten Schlosses Pelischor schweifen die Blicke teils hinunter in die fernen, quelldurchzogenen Täler mit ihren fruchtbringenden Auen, teils tauchen sie hinein in die Waldeinsamkeit mit hochragenden Tannen und breitkronigen Laubbäumen, über deren Gipfel hinweg die zackigen Spitzen des Pelesch-Arsa ragen, von dem der Pelesch herunterbraust in schäumendem Gefäll.



Das „Nest“ der Prinzessin Maria.

Verschiedene Wege ziehen sich durch den Hochwald, dem man völlig seine erhabene Ursprünglichkeit gelassen hat. Bergan geht's im feierlichen Waldesschweigen, und nun ein Ausruf des Erstaunens: hoch über dem Erdboden, dicht unter den Wipfeln riesiger Föhren, auf und zwischen den Stämmen ruhend, hängt eine von schmaler Veranda umgebene Baumhütte, zu der man nur Zugang erlangt von einem nebenan errichteten hölzernen Turm, von welchem eine Zugbrücke hinübergelassen werden kann. „Das Nest der Prinzessin Maria“, heißt das in seiner Art einzige Tuskulum, in dem die Prinzessin ihren vertrauten Gästen und Verwandten den Tee bereitet und reicht.

Schloß Pelesch wird übrigens seit kurzem einer langsamen, aber vollständigen baulichen Umwandlung seiner Fassaden unterzogen, mit einer strengeren Stilgebung in



Schloß Pelesch nach seinem Umbau.

enger Anlehnung an die schönste deutsche Renaissanceepoche und die hervorragendsten Schloßbauten derselben. Als das Schloß errichtet ward, konnte infolge der vielfachen Hemmungen der Bau kaum so einheitlich gestaltet werden, wie es von Anfang an der Wunsch des Königs gewesen, auch mochten diese und jene Erfahrungen den Bauleitern fehlen, und schließlich drängte die Zeit zu schneller Vollendung. Was damals versäumt, es wird nun auf Grund umfassendsten Studiums in Ruhe und mit Hilfe einer trefflich geschulten Arbeiterschar unter steter, alles sorgsam erwägender Leitung verbessert oder auch völlig neu ausgeführt, und über das bisher Geschaffene darf man freudige Genugtuung empfinden. Rüstig schreiten die Arbeiten vor, so hat bereits der Hauptturm einem anderen, mehr dem ernsten Schloßbau sich anpassenden Nachfolger Platz gemacht; Schwierigkeiten und durch die Arbeiten entstehende Unbequemlichkeiten kennt der König nicht, wie es die Schaffung umfangreicher Terrassen beweist, die binnen wenigen Monaten dem Bergabhange entrissen wurden, wobei viele tausende Kubikmeter Erde entfernt werden mußten.

Denn die oberste Leitung aller Anordnungen und Arbeiten hat doch der König in Händen. Mit manchem seiner großen Ahnen teilt er die Lust am Bauen, die Freude an vollendeten Schöpfungen, die von seinem Geist und Wesen durchdrungen sind, und denen er den Stempel seines Wissens, Könnens und Geschmackes aufzudrücken vermag. Neben seinen Regierungsgeschäften findet er stets noch Zeit, einen bestimmten Teil des Tages seinen baulichen und künstlerischen Neigungen zu widmen, und zwar sind's die Neigungen eines gewissenhaften Forschers und streng durchgebildeten Kunstfreundes, der, so zahlreich und wichtig auch die Ablenkungen der Politik, des Herrscherberufes und der fürstlichen Etikette mit ihren Empfängen und Besuchen sind, sich, wo es nur geht, mit tiefster

Freudigkeit und wärmster Liebe der Kunst widmet, der Vervollständigung seiner Sammlungen, dem Ausbau und der Ausschmückung seiner anheimelnden Wohnstätten in Sinaia und Bukarest. Auch um das scheinbar geringste kümmert sich da der König. Er sieht mit größter Gewissenhaftigkeit alle Pläne, Entwürfe, Zeichnungen durch, bestimmt oft Formen und Material, berät sich mit den Architekten, Baumeistern und Künstlern und überwacht das Fortschreiten der einzelnen Arbeiten — es ist das für den unermüdlich pflichttreuen Herrscher, der keinerlei sportlichen oder sogenannten aristokratischen Passionen huldigt, die einzige Erholung.



Prinzessin Maria von Rumänien.

Auch jubelnde Kinderstimmen erklingen oft in den Räumen des Pelesch-Schlosses, wenn dort das jugendliche Viergestirn des Thronfolgerpaares weilt. Ein zukunftsfrohes Bild: auf der Schloßterrasse den in die dunkle Generalsuniform gekleideten König zu sehen, in dessen Arm sich Prinz Carol eingehenkelt hat, ein schöner schlanker Jüngling, dem die rumänische Uniform der Militärschüler vortrefflich steht und der von echtem Soldatenblut zu sein scheint, denn gern nimmt er an den Übungen des in Sinaia garnisonierenden Jäger-Bataillons teil und meist bestürmt er den Großoheim mit militärischen Fragen. Und an die

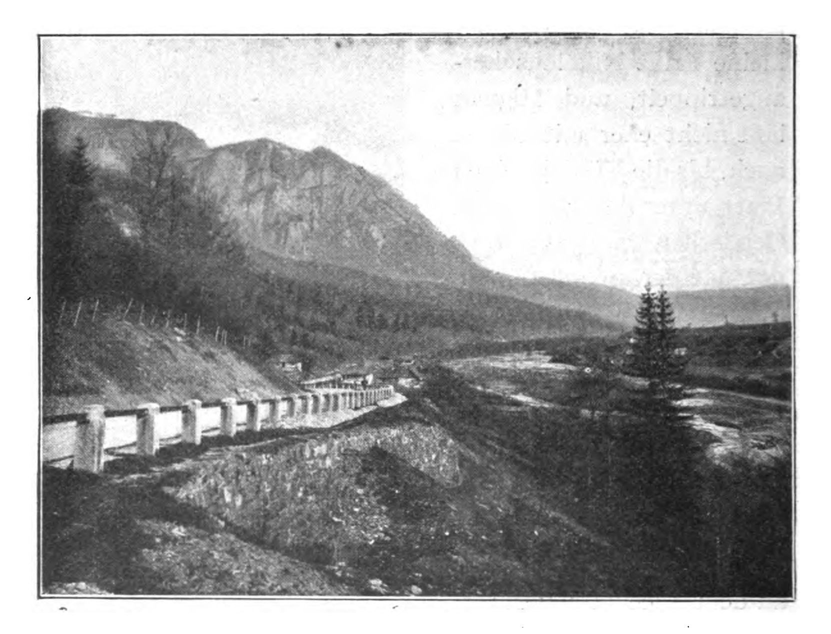
Königin hat sich die holde, blondlockige Prinzessin Elisabeth, ein stilles, in sich gekehrtes Kind, geschmiegt und blickt mit ihren blauen zärtlichen Augen zu der hohen Gestalt empor, deren frisches, rosiges Gesicht von vollem, weißem Haar umrahmt ist und deren schöne Augen so gütig und sinnig leuchten. Eilfertig kommen nun auch die Prinzessin Maria, kosend Mignon genannt, und der kleine Prinz Nikolaus herangetrippelt, und Mignon läßt nicht eher mit Bitten nach, bis die Königin einen Platz unter den blühenden Gebüschen wählt, die Kleinen auf den Schoß nimmt und ihnen ein Märchen erzählt, ein so schönes, spannendes, geheimnisvolles von Nixen und Gnomen, wie es eben nur Carmen Sylva, die liebe Kinderfreundin, erzählen kann, die so gern Mutterstelle an dem Kleeblatt vertritt, wenn die Eltern auf Reisen weilen. —



Prinz Ferdinand von Rumänien.

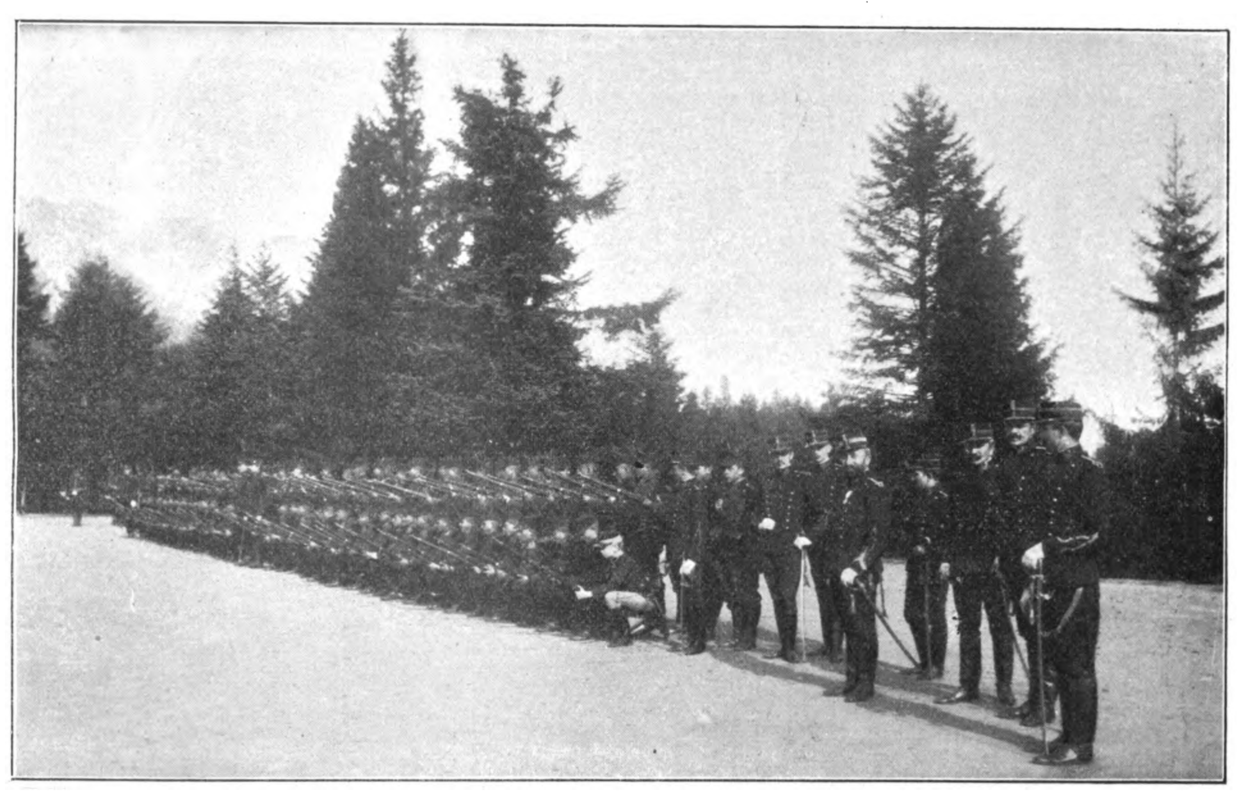
Mit froher Genugtuung verfolgt König Karl den Aufschwung Sinaias, das ja ein erbärmliches Dorf gewesen, als er zum ersten Male die Schritte hierher gelenkt, und das sich jetzt eines Weltrufes erfreut. Damals war das obere Tal der Prahova wild und unwirtlich, heute ist es bereits in den Dienst der Industrie genommen, hauptsächlich in der Ortschaft Azuga, die man von Sinaia aus in kürzester Frist mit der Bahn oder nach einstündiger,

schöner Wagenfahrt auf glatter Chaussee, die auch Buschteni, eine der zwölf Krondomänen, berührt, erreicht. Wie bei allen Krondomänen fallen uns auch in Busteni, dessen Kirche, Schulhaus, Beamten- und Kolonistenwohnungen mit Geschmack und erheblichen Kosten errichtet wurden, selbst bei einem flüchtigen Besuch die Ordnung und Sauberkeit auf.



Tal der Prahova bei Sinaia.

Verkörpert Buschteni in landwirtschaftlicher Hinsicht ein gut Stück des neuen Rumänien, so zeigt das benachbarte Azuga, von hohen Waldbergen umrahmt, ein Stück des industriellen Lebens im Königreich. Hier surren Maschinen, stampfen die Hämmer, kreischen die Sägen, glüht und sprüht es in den Hochöfen, schrillen die Dampfpfeifen; Bierbrauereien, Möbel-, Glas-, Tuch-, Zellulose- und sonstige Fabriken, Wein- und Champagnerkellereien beschäftigen viele hunderte fleißiger Hände und sorgen



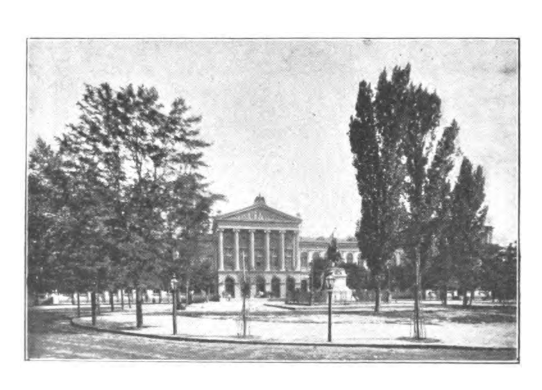
Prinz Carol bei den Übungen des 8. Jäger-Bataillons in Sinaia.

für steigenden Wohlstand. Auch der heute 3000 Einwohner — darunter viele deutscher Abstammung —



Blick auf Bukarest.

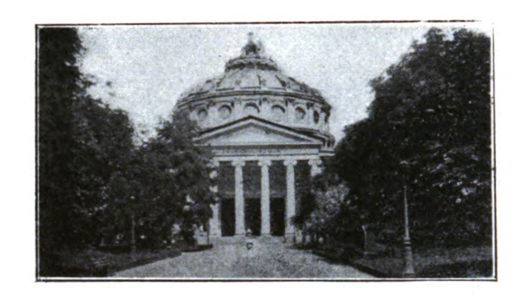
zählende Ort, vor wenigen Dezennien ein armseliges Dörfchen, verdankt ungemein viel dem König, der mit Rat und Tat die ersten, vorsichtig unternommenen industriellen Versuche unterstützte und sie fortgesetzt fördert, wo und wie es ihm nur möglich ist, ebenso wie er mit regster Anteilnahme alles verfolgt, was



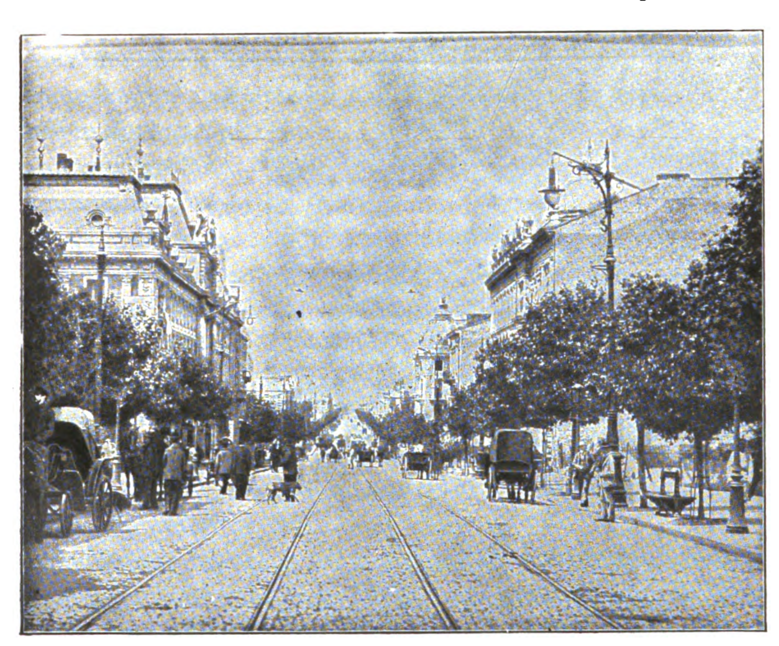
Universität in Bukarest.

zur Verschönerung und Hebung der Hauptstadt beiträgt.

Wie anders schaut jetzt Bukarest aus, als in jenem Jahre des Einzuges des jungen Fürsten, dessen Wagen damals kaum aus den tiefen Straßenkuten herauskommen konnte! Heute ist die Residenz eine glänzende Perle unter den Städten der Donauländer, einen durchaus großstädtischen Eindruck machend mit den elektrisch beleuchteten Hauptstraßen

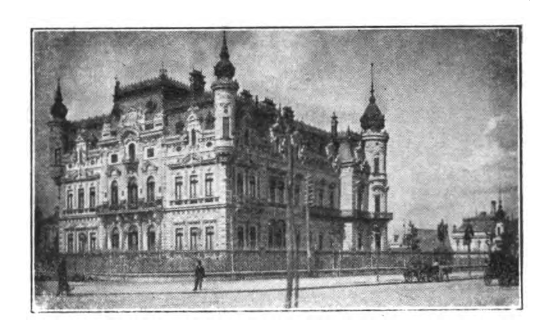


Athenäum in Bukarest.

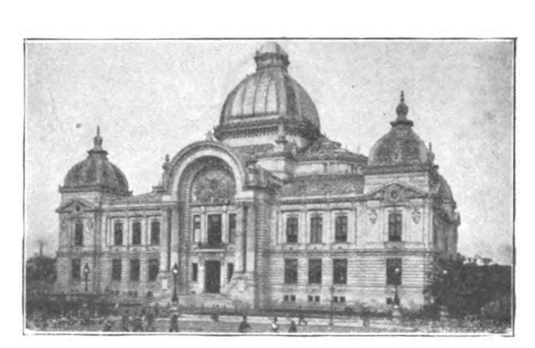


Boulevard Elisabeth in Bukarest.

und Boulevards, den wahrhaft imponierenden monumentalen, staatlichen und städtischen Neubauten, den öffentlichen Denkmälern und Brunnen, den großartigen Kirchen und Wohltätigkeitsanstalten, den hübschen Parkanlagen und Plätzen, den koketten Stadtvierteln mit einer Fülle der reizendsten Villen inmitten lauschigen Grüns, mit lockenden Läden wie Schaufenstern in den hauptsächlichsten Verkehrsadern, in denen es von früh bis spät lebhaft zugeht und in welchen die Figuren der herumziehenden Verkäufer, wie des aus den nahen Ortschaften kommenden Landvolkes für zahlreiche malerische Szenen sorgen mit südländischem Farbenreichtum in stets wechselndem Getriebe.



Ministerium des Äußeren in Bukarest.



Sparkasse in Bukarest.

Auch in wissenschaftlicher, künstlerischer, literarischer Beziehung ward sehr viel in Bukarest und damit für das gesamte Land getan. Reichbegabte Dichter, wie V. Alexandri und Eminescu, gaben tiefwirkende Anregungen für eine neue Blüte der rumänischen

Poesie, und Gelehrte wie Schriftsteller wirken auf das fördersamste für die Kenntnis und Entwicklung des jungen Reiches. Die Universität, deren machtvoller Bau die staatlichen Museen und zahlreiche fesselnde Erinnerungen an Rumäniens Vergangenheit birgt, erfreut sich weitesten Ansehens, namentlich ihrer medizinischen Fakultät wegen, und in ernster, fördersamer Weise erfaßt die unter dem Protektorat des Königs stehende rumänische Akademie der Wissenschaften ihre Aufgaben. Über reichen Inhalt verfügen die Universitäts- sowie die Zentralbibliothek, und großen Segen übt das vom König für die Bukarester Universitätsjugend begründete Stiftungshaus „Fundatiunea Universitara Carol I." mit trefflichen wissenschaftlichen Sammlungen und anheimelnden Lese- wie Klubräumen aus. In den schönen Räumen des monumentalen kuppelgekrönten Athenäums finden im Laufe des Winters vielbesuchte Künstlerkonzerte und wissenschaftliche Vorträge statt, und werden dort auch kleinere Kunstausstellungen veranstaltet mit reichem Inhalt, das Nationaltheater aber sorgt für einen abwechselnden Spielplan, in welchem auch die deutsche Literatur gebührend vertreten ist.



Hauptpost in Bukarest.

In den schönen Sommermonaten bildet auch heute noch, wie seit langem, nachmittags und abends die „Chaussée", jene vor der Stadt sich erstreckende, herrliche, ausgedehnte Promenade, den Mittelpunkt frohsinnigen und

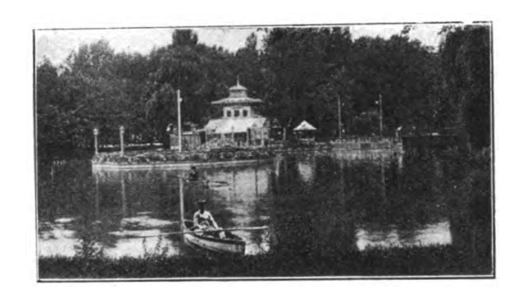
unterhaltenden gesellschaftlichen Lebens und Treibens, hauptsächlich der begüterten Klassen. In ununterbrochener Reihe rollen die Mietsequipagen dahin, meist von den „Birjars" gelenkt, den einer Sekte angehörenden Russen, die, mit breiter Mütze, unter der das russisch geschnittene, strähnige Haar dicht hervorquillt, mit von Ledergurt oder breiter seidener Schärpe umschnürtem dunklem Sammetkaftan gar stattlich auf dem Bock sitzen und ihre prächtigen Rosse nur schwer zu ruhigerem Gange zügeln können, aber auch an schmucken Privatgefährten fehlt's nicht und nicht an sechsspännigen Mailcoachs, mit Offizieren in kleidsamen Uniformen gefüllt. Doch nicht nur für die Wohlhabenden ist gesorgt, sondern auch für die minder Begüterten durch die Schaffung des hinter dem Königlichen Palais liegenden großen Volksgartens Cismigiu, mit prächtigem altem Baumbestand, mit duftenden Blumenbeeten und lauschigen Ruheplätzen, mit weiten Teichen, auf denen Schwäne ihre Kreise ziehen, und plätschernden Springbrunnen zwischen dichtestem Laubgerank.



Nationaltheater in Bukarest.

Im Frühling des Jahres 1906 legte die Hauptstadt ihren festfrohesten Schmuck an, galt es doch, das vierzigjährige Regierungsjubiläum des Königs, der kurz vorher, von ernstlicher Erkrankung genesen, mit seiner Gemahlin nach Bukarest zurückgekehrt war, auf das würdigste zu

feiern. Jubelnder Sang und Klang durchhallten in jenen Maitagen die rumänischen Gaue von der Donau an, nahe den Stromschnellen des Eisernen Tores bis zum fernen Pruth an Rußlands Grenzen, von der erhabenen Felseneinsamkeit der Karpathen bis zum schaumbespritzten Gestade des Schwarzen Meeres; freudig tönten die Glocken in den volkreichen Städten und in den entlegensten Ortschaften, und ihr feierlicher Hall fand ein inniges Echo in den Herzen der Bewohner des rumänischen Landes, die stolz zurückblickten auf das Erreichte und stolz aufschauen konnten zu ihrem treuen Führer in Kriegs- und Friedenszeiten, zu König Karl.



Park Cismigiu in Bukarest.

Goldigste Lenzessonne lag schimmernd ausgebreitet über des Landes Hauptstadt und spiegelte sich funkelnd wieder in den goldenen Kuppeln der zahllosen Kirchen und Kapellen, mit weißen Blüten überschüttet waren die süßen Duft verbreitenden Akazien in den Straßen und Gärten, überall flatterten die blau-gelbroten Fahnen und Banner und überall rankten sich Laub-, Blumen- und Tannengirlanden dahin, überall Bilder und Büsten des Königspaares, Wappen und Namenszeichen, Blumenschmuck und Teppiche — — die an sich schon so lebenslustige Stadt war durchweht wie von einer rauschenden Symphonie der Freude und des Frohsinns. Und sie hatte vollsten Anlaß dazu, denn jene Feier bewies, welch hoher Geltung sich das Königspaar und der Staat erfreuten, sie bewies, was aus

dem einstigen Vasallenstaat geworden und welch weiten Klang sich der Name „Rumänien“ errungen! Aus allen Landesteilen waren auf die Einladung der Regierung hin an 3000 Primare — Dorf- und Ortsvorsteher — vielfach von ihren Familienangehörigen begleitet, herbeigeeilt und füllten in buntem Gedränge die Straßen und Plätze.

Welch eine überreiche Fülle charakteristischer Gestalten und packender Bilder! Gab's doch unter diesen Tausenden keinen einzigen, der die „abendländische“ Tracht trug! Die nationalen Gewandungen ganz Rumäniens konnte man hier genau studieren in erstaunlicher Mannigfaltigkeit, Eigenart und Farbengebung. Unter langen, weißen, rotgestickten Gewändern hingen hier kurze, graue Filzmäntel, dort war über dem hemdartigen Rock eine buntgestickte, weiße Lederjacke ohne Ärmel gezogen, daneben erblickte man Jacken, vollständig mit silbernem Flitter bedeckt und darauf grelle Stickereien, andere weißwollene Jacken waren mit Schafpelz besetzt, die Nachbarn trugen helle Röcke und Hosen mit breitem, schwarzem Aufputz in verschlungenen Ornamenten, hier wieder war trotz der Hitze der solide, dichte, fast bis zur Erde reichende Schafpelz nicht abgelegt, dort erinnerte das Flittergewand mit gelbem Florüberhang ans Theater, schwarze, reichgestickte Wollröcke wechselten mit weißen, grauen, braunen und blauen, breite lederne Gürtel mit roten Bündeln und blau-gelb-roten Schärpen, verschiedene Primare aus der Dobrudscha, wo es noch eine Reihe türkischer Ansiedelungen gibt, trugen Fez oder den buntumwickelten Turban — es war gewissermaßen eine lebende Kostümausstellung, wie man sie sich nicht fesselnder vorstellen konnte. Und welch interessante Typen unter diesen an Wind und Wetter gewöhnten, gebräunten, stattlichen Männern: so manch scharfgeschnittenes Profil erinnerte an römische Vorbilder, Gestalten voll Mark und Kraft, Mut und Energie, dann wieder tatarischer Einschlag und orientalischer Gleichmut

— das wundervollste Material hätte hier ein Maler gefunden!

Überhaupt war das ganze festliche Treiben volkstümlichster Art. Außer dem ältesten Neffen des Königs, dem Fürsten Wilhelm von Hohenzollern, und einem Neffen der Königin, dem Prinzen von Wied, waren keinerlei fürstliche Persönlichkeiten eingetroffen; jede derartige Anfrage, auch jene, die sich auf Spezialmissionen bezog, hatte dahin ihre Beantwortung gefunden, daß das freudige Fest nur auf nationaler Grundlage begangen werden sollte. Ebenso war von allen höfischen Veranstaltungen und von Dar-



Jubiläums-Medaille.

Revers für Zivil. Revers für Militär.

bietung reicher Gaben auf Wunsch des Königs Abstand genommen worden, er wollte in diesen erinnerungsvollen Maitagen nur in enger Gemeinschaft mit seinem Volke sein.

Die Hauptfeier war jene des 23. Mai, der am Vorabend ein Zapfenstreich der Garnison vorangegangen war, bei dem die den Platz vor dem Palais ausfüllende vieltausendköpfige Menge dem Herrscher, als er, bestrahlt von dem glühenden Schein der Fackeln, auf dem Balkon erschien, die stürmischsten Huldigungen darbrachte. Und wie wiederholten sie sich am nächsten Tage, der vom herrlichsten Frühlingssonnenschein übergoldet war und das fröhliche Bukarest im freudigsten Fest- und Frühlingsschmucke zeigte, die Hauptstraßen gefüllt von früh an mit dichtesten Menschenmassen.

Umhallt von brausenden Jubelrufen und unter dem

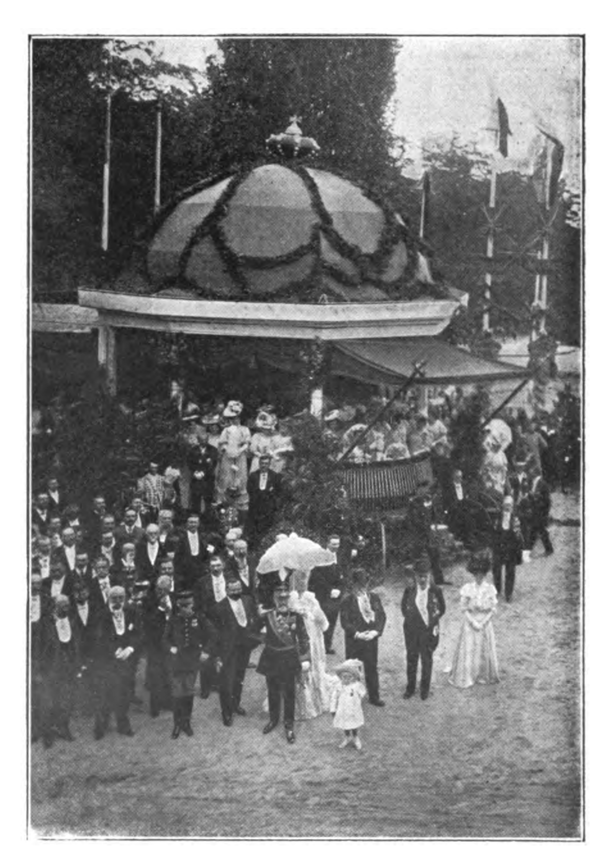
Donner der Geschütze hatte sich am Vormittag das Königspaar nach der Metropolie begeben, dem ehrwürdigen Gotteshause, auf einer Anhöhe außerhalb der eigentlichen Stadtgrenze gelegen, wo sich auch die Würdenträger und fremden Gesandten versammelt. Außen schlicht, weist das Innere der Kirche, in welche das Tageslicht durch die Malereien der Glasfenster und durch zwei hohe Kuppelöffnungen gedämpft hereinfällt, den ganzen blendenden Reichtum des orthodoxen Kultus auf. Goldene Heiligenbilder und Reliquien, goldene Leuchter und Ampeln, goldene Schreine und Altargeräte, und auf der goldschimmernden Wand des Allerheiligsten die wie große Rubine glühenden Lichtchen der ewigen Lampen mit ihren blutroten Reflexen. In goldstarrenden Gewändern harrten die Geistlichen, an ihrer Spitze der weißbärtige, würdige Metropolit, des königlichen Paares, es unter den vom Chor gesungenen feierlichen Klängen der Nationalhymne: „Der König soll leben in Friede und Ehre, er liebt sein Land und verteidigt es", zu den Thronsesseln nahe dem Altar geleitend, worauf das Tedeum begann, das mit den eindringlichen Worten des mit erhobenem Kreuze vor dem Altar stehenden Metropoliten: „Viele Jahre lebe er!" endete, und all die Anwesenden wiederholten den Segensspruch dreimal: „Multi ani traésca!"*) —

Welche Gedanken, welche Erinnerungen mochten den König bewegen! Hierher, nach dieser heiligen Stätte, hatte er vor vierzig Jahren zuerst seine Schritte gelenkt, hierher hatte er am Tage des gemeinsamen Einzuges seine holde, junge Lebensgefährtin geführt, das feinsinnige Fürstenkind vom Rhein, hierher war sein erster Gang gewesen, nachdem er von den blutgetränkten Schlachtfeldern Bulgariens, auf denen er mit seinen tapferen Truppen Sieg und Ruhm erfochten, heimgekehrt, und hier waren vor einem Vierteljahrhundert die Königskronen geweiht wor-

---

*) **Phonetische Schreibweise: „multzi ani traiasca".**

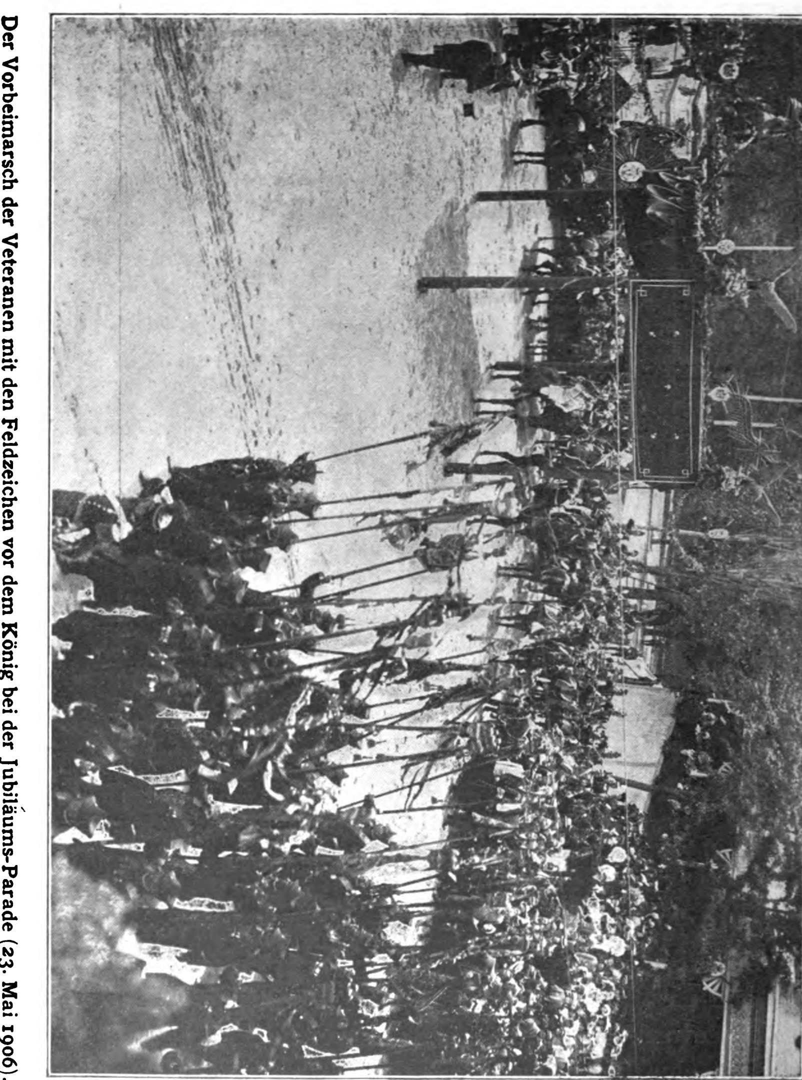
den, die sein Volk ihm und seiner Gemalin dargebracht als Dank für die Treue und Aufopferung, mit der beide sich immerdar dem Wohle des Landes gewidmet! — —



Das Königspaar mit den Prinzen Carol und Nicolaus bei der Parade am Jubiläumstage (23. Mai 1906).

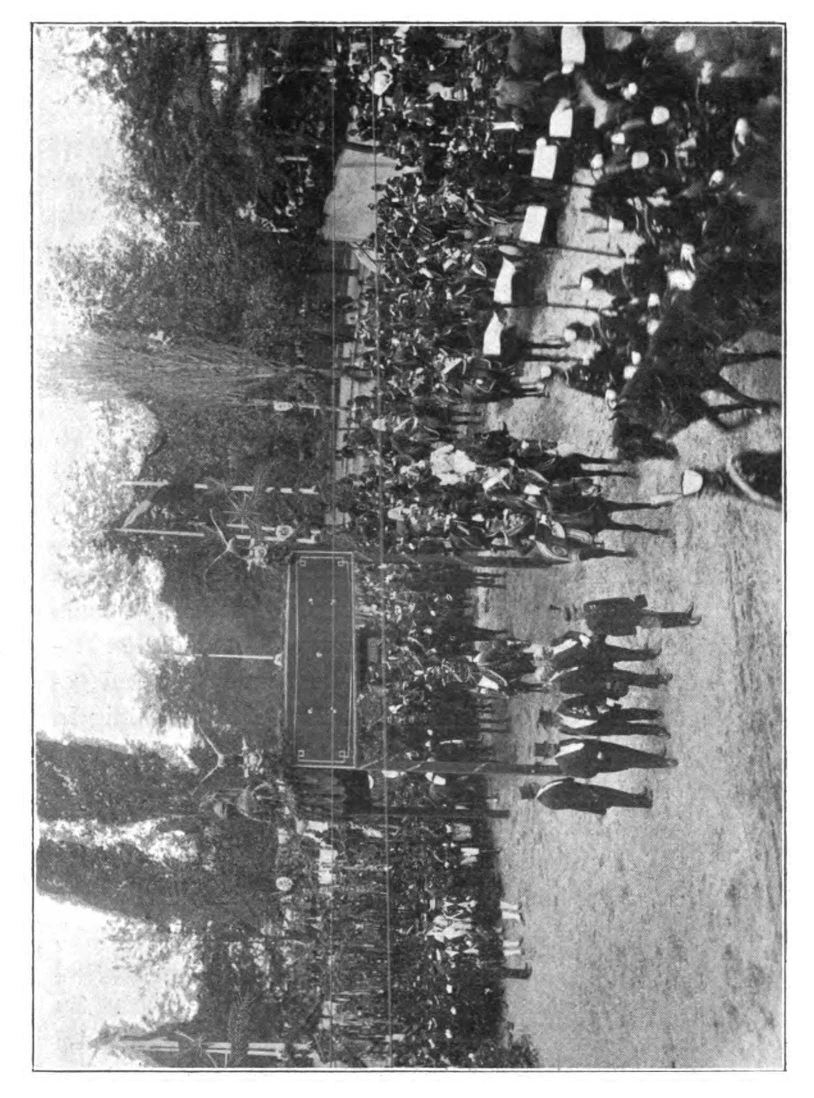
Und dieser Dank, er kam im weiteren Verlaufe des Tages zu bewegendem Ausdruck! Mit besonderem Glanz fand diesmal die alljährliche Parade statt auf dem breiten Boulevard Universitatei, auf dem vor und nahe der Universität eine Reihe überdachter, rotausgeschlagener Tribünen

in gefälligstem Stil und mit sehr geschickter Verwendung von Teppichen, Kelims, Vorhängen, Girlanden und Blumen errichtet worden war. Gegenüber jener für das diplomatische Korps befand sich der zierliche königliche Pavillon



Der Vorbeimarsch der Veteranen mit den Feldzeichen vor dem König bei der Jubiläums-Parade (23. Mai 1906).

mit großer Krone auf dem roten Dache, unten umrahmt von einer aus Gewehren gebildeten Brüstung mit Trommel- und Kugelpyramiden und mit prächtigen Palmen- und Lorbeerarrangements am Zugang, in enger Nachbarschaft



Parade vor dem König am Jubiläumstage in Bukarest (23. Mai 1906).

ein großes, an allen Seiten offenes Zelt nebst zwei mit Waffen bedeckten Trophäenbogen — das alles in seiner Mannigfaltigkeit und Farbe mit zahllosen Fahnen und Wimpeln wundervoll sich abhebend von dem vollen Grün der dichten Baumgruppen dahinter.

Um die Mittagsstunde dringt lautschallender Jubel näher und näher. Ein Zug Gendarmen in dunklen Uniformen, Federbüsche auf den blitzenden Stahlhelmen, naht, dann Vorreiter, und nun erblickt man den offenen, von vier silbergeschirrten, wippende blau-gelb-rote Straußenfederbüschel auf den Köpfen tragenden und von Jockeys in silbergestickten Livreen gerittenen Pferden gezogenen Galawagen, im Fonds die ganz weißgekleidete Königin, das rosige Gesicht von Freude verklärt, die großen blauen Augen strahlend, überallhin mit frohem Lächeln grüßend, erfüllt von innigster Bewegung. Links neben der Königin die schlanke Gemahlin des Thronfolgers, Prinzessin Maria, mit ihren Kindern, dem Prinzen Carol und den Prinzessinnen Elisabeth und Maria.

Neuer brausender Jubel, donnernd anschwellend und die schmetternden Weisen der Nationalhymne überhallend — von glänzender Eskorte gefolgt, erscheint, einen prächtigen Braunen reitend, der König. Alles auf den Tribünen erhebt sich, Tücher und Hüte werden jubelnd geschwenkt, die Hurras nehmen kein Ende. Der König in Generalsuniform sieht frisch und wohl aus, fest hat er die Zügel in der Hand, und freudig gleiten seine Blicke über die Menge, seine sonst meist ernsten Gesichtszüge sind froh verklärt, grüßend senkt er immer und immer wieder den Degen, nahe dem königlichen Pavillon sich vom Pferde schwingend und die seiner harrenden Minister begrüßend, dann sich rüstigen Schrittes in den Pavillon begebend und dort lebhaft mit den Damen und Herren plaudernd. Zu Pferde halten nahe dem erwähnten Zelt der Fürst Wilhelm von Hohenzollern in rumänischer Oberstenuniform und der

Prinz Wilhelm von Wied in Garde du Korps-Uniform, im Halbkreise die Adjutanten und fremden Militär-Attachés, eine mannigfaltige Gruppe bildend, preußische, russische, französische, englische, italienische, türkische Offiziere durch- und nebeneinander.

Der Präsentiermarsch erschallt, Prinz Ferdinand, der Thronfolger, sprengt heran und meldet seinem an die Brüstung getretenen königlichen Oheim den Beginn der Parade. Der König und seine Gemahlin verlassen mit den Prinzen Carol und Nikolaus den Pavillon und stellen sich draußen auf, vor den Ministern; ein rührendes Bild ist es, als die Königin ein wenig hinter ihren Gemahl tritt, um ihn, ohne daß er es merkt, mit ihrem weißen Spitzenschirm gegen die brennenden Sonnenstrahlen zu schützen.

Rasche Marschweisen ertönen, die waffenfrohe junge Generation hat diesmal den Vorrang, die „kleinen Dorobanzen" nahen, in einzelnen Kolonnen defilierend, stramm und flott, ohne Spur von Ermüdung, obwohl sie schon vom frühen Morgen an unterwegs sind. Mit Fahnen und Musik ziehen sie vorüber, die Köpfe rechts zum König gewandt, der sehr befriedigt zu sein scheint; denn er nickt oft wohlgefällig, zuweilen mit der rechten Hand das Tempo angebend. Wohl an 2000 Knaben sind es, aus den benachbarten ländlichen Distrikten stammend, eine Jugendwehr, von Unteroffizieren oder von Lehrern, die aktiv gedient, militärisch ausgebildet. Die Kerlchen, die jüngsten sieben und acht Jahre, sehen famos aus in ihren leichten, weißen, blau eingefaßten Uniformen, mit der weichen schwarzen Fellmütze, mit Tornister und richtigem Gewehr, sie nehmen es sichtlich sehr ernst, nirgends ein Wort oder nur ein Lächeln, sie sind ganz bei der Sache und führen jeden Befehl sicher und rasch aus. Ihnen schließen sich die Schüler der Bukarester mittleren und höheren Schulen an, die Zöglinge der Militärschule, ferner Vertreter einzelner Gewerke.

Der König besteigt jetzt wieder sein Pferd und nimmt unter dem Zelt Aufstellung — von neuem brausende Hochs: in ihren dunklen, zerschlissenen Militärmänteln, auf denen die Feldzugsmünzen klirren, erscheint ein Trupp Veteranen mit den oben den goldenen römischen Legionsadler tragenden, völlig zerschossenen Fahnen, welche dereinst vorangeweht den todesmutigen Erstürmern Plewnas und Rahowas, und diesen ruhmvollen Feldzeichen folgen 3000 der alten Krieger, die, ihre übrigen Kameraden vertretend, aus allen Teilen des Landes nach Bukarest geeilt waren, um ihrem König und Heerführer, der treu mit ihnen die furchtbaren Strapazen und Entbehrungen des Winterfeldzuges von 1877/78 am Balkan geteilt, an diesem Erinnerungs tage zu huldigen. Unermüdlich grüßt der König, manchem der alten Krieger winkt er mit der Hand zu, in den Mienen vieler der Vorbeimarschierenden prägt sich tiefe Rührung aus, daß es ihnen noch einmal vergönnt ist, ihren König und Held zu schauen, der in ihrer Mitte geweilt, als die türkischen Granaten ihre Reihen gelichtet im zähen Ringen zwischen Kreuz und Halbmond.

An die Veteranen schließen sich die Abordnungen sämtlicher außerhalb Bukarests garnisonierender Truppenteile mit den Fahnen, der Thronfolger reitet an der Spitze, um die Feldzeichen, unter denen gleichfalls viele kugelzerfetzte sind, an dem König vorüber zu führen. Die Reserveoffiziere der Hauptstadt defilieren danach, hinter ihnen Kommandos der Marine und dann die gesamten Truppenteile der Garnison, Jäger, Infanterie, Artillerie zu Fuß und mit Geschützen — letztere die neuesten Kruppschen Rücklaufkanonen —, Geniekorps, Kavallerie, bis die Gendarmen den Schluß bilden, alles in allem etwa 15 000 Mann aktiver Truppen. Der Vorbeimarsch fällt vortrefflich aus, es sind kernige, gut disziplinierte, ausdauernde Soldaten, über welche Rumänien verfügt.

Wiederum erklingt die Nationalhymne, die Veteranen

mit den Fahnen setzen sich an die Spitze, hinter ihnen der König hoch zu Roß mit dem Thronfolger, dem Fürsten von Hohenzollern, dem Prinzen von Wied, dem Gefolge und den fremden Offizieren, dann eine Kavallerie-Ehreneskorte, und nun der blumenüberfüllte Wagen mit der Königin und der Prinzessin Maria mit deren lieblichem Vierblatt — so zieht der Zug langsam durch die menschenüberfüllten Straßen inmitten orkanartigen Jubels dem Palais zu, bestrahlt von goldigster Frühlingssonne, die das unvergeßlich-herrliche Bild mit schimmernder Aureole umhüllt! —

An den nächsten Tagen fanden, neben allerhand volkstümlich-festlichen Veranstaltungen, im Palais zahllose Empfänge statt, wollten doch hunderte und aberhunderte von Abordnungen dem Königspaare ihre Huldigungen darbringen. Hochbedeutsam war die Rede, welche der König an die Präsidenten der gesetzgebenden Körper hielt, einen Rückblick und Ausblick vereinend, mit tiefem Dank für die, die ihm bei seinem hehren Werk geholfen: „Mit lebhafter Bewegung und tiefer Dankbarkeit werfe ich heute einen Blick auf diese lange Reihe von Jahren, die ich mit meinem Volke im Gefühl und Willen eng verbunden durchmessen habe — und ich fühle mich glücklich und stolz, daß ich vor 40 Jahren seinem Rufe gefolgt bin und die edle, aber schwierige Aufgabe übernommen habe, meine ganze Kraft der Erfüllung seiner Hoffnungen zu widmen. Ich beklage mich nicht über die Schwierigkeiten, die ich auf meinem Wege angetroffen, und auch nicht über die traurigen durchlebten Stunden, da ich sie mit meinem ganzen Volke geteilt habe, das mich mit seiner Treue gerührt und mich durch unversiegbare Liebe doppelt belohnt hat. Alle diese Hindernisse und Leiden erhöhen vielmehr den Wert unseres Erfolges. — Ja, gesegnet und fruchtbar war diese Epoche der Wiedergeburt Rumäniens, dem wir dank dem patriotischen Schwunge aller Herzen und dank der Weisheit und Besonnenheit unserer großen

Staatsmänner in die Geschichte ruhmreiche Seiten für das rumänische Volk eingeschrieben haben. Es ist eine heilige Pflicht für mich, heute diesen unvergessenen Männern den Tribut meiner unbegrenzten Dankbarkeit darzubringen. — Viele von ihnen sind bereits in ein besseres Jenseits hinübergegangen; unsere treue Erinnerung an sie aber wird niemals verlöschen, denn ihnen und unserer tapfern Armee verdanken wir die Gründung eines unabhängigen rumänischen Königreiches an den Mündungen der Donau, das auf dauernder Grundlage aufgebaut ist und dessen 25 jährigen Bestand wir zusammen mit dem 40 jährigen Jubeltage meiner Herrschaft feiern. — Diese glänzenden Erfolge sind der stolzeste Lohn für die unermüdliche Arbeit einer ganzen Generation, welche schwere Kämpfe und schwere Heimsuchungen durchgemacht hat, um das Vaterland vor den Gefahren zu retten, die sogar seinen Bestand bedrohten. — Die warmen Worte, die Sie mir anläßlich dieses doppelten Gedenktages im Namen der nationalen Vertretung gesprochen, erfüllen unsere Seele mit unsagbarer Freude. Ich nehme sie mit Dankbarkeit als eine treue Kundgebung der Liebe unseres geliebten Volkes an. — Ich danke insbesonders den am Leben befindlichen Männern, die mich in der Erfüllung meiner schweren Aufgabe unterstützt und einen bedeutenden Anteil an den vollbrachten Taten genommen haben. — Ich bitte zu Gott, daß er ihnen und mir noch lange Jahre Gesundheit schenke, damit wir sie der Vollendung des begonnenen Werkes und der immer weiteren Kräftigung unseres teuern Rumänien widmen können. — Welches immer der Wille Gottes sein mag, dem wir uns in Demut unterwerfen, so können wir doch nicht umhin, mit Vertrauen in die Zukunft des Landes zu blicken, da diese Zukunft sich auf die Tugend des rumänischen Volkes begründet, das ungebrochen den Leiden von 18 Jahrhunderten widerstanden hat, auf eine Bauernschaft, die tapfer im

Kriege und arbeitsam in Zeit des Friedens ist, da sie sich auf die wechselseitige und unerschütterliche Treue zwischen Nation und Dynastie stützt, deren junge Sprossen, auf rumänischem Boden geboren und in der Religion der Altvordern erzogen, es verstehen werden, mit Hilfe Gottes dieses seelische Band immer enger zu knüpfen. — Vereinigen wir uns also alle in dem unsern Herzen so teuren Wunsche, der auch unsere heiligsten Wünsche umfaßt: „Es lebe Rumänien, immer größer, immer glücklicher, immer gesegneter!“ —

Anläßlich des Jubiläums erließ der König eine Amnestie und gedachte in mancherlei Weise der Bedrückten und Bedrängten, denen ja von jeher seine Unterstützung und sein sorgendes Interesse gewidmet gewesen. Die Kammer bewilligte eine aus parlamentarischer Anregung hervorgegangene Gesetzesvorlage, durch die zu den schon früher votierten 500 000 Francs noch der gleiche Betrag gefügt ward für die Errichtung eines Denkmals des Königs und des Unabhängigkeitskrieges. Aber auch die Einzelnen bemühten sich, dem Herrscher ihre Verehrung und ihren Dank zu beweisen, so teilte in jenen Freudentagen der Verwalter der Krondomänen und Präsident der Akademie, Dr. Jean Kalindéro, mit, daß er in Bukarest aus eigenen Mitteln ein Museum der schönen Künste errichten werde, hierdurch zu seinen großen Verdiensten um das Land ein ruhmvolles neues fügend.

Aus Anlaß des Jubiläums war in Bukarest eine Große Nationale Ausstellung veranstaltet worden, die in malerischem Rahmen einen charakteristischen Einblick in die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung des Landes von frühen Zeiten an bis zur Gegenwart gewährte, und da Rumänien zum ersten Male ein derartiges Werk unternahm, wurden erfolgreich alle Kräfte angespannt, um etwas ganz Besonderes zu schaffen, wobei in regem Wett-

bewerb alle großen staatlichen Verwaltungen und Institute, die Regierung wie Privatkreise, die Grundbesitzer, Industriellen und Gewerbetreibenden, die Gelehrten, Schriftsteller und Künstler des Landes wetteiferten. Die Ausstellung breitete sich in einer Größe von über 40 Hektaren in unmittelbarer Nähe der Stadt auf dem Filareter Felde aus, dem „Freiheitsfelde", deshalb so genannt, weil dort einst begeisterte Volksversammlungen stattgefunden, welche die Freiheitsbewegung der beiden damaligen Donaufürstentümer, des heutigen Rumäniens, eingeleitet. Das Bestreben, in der äußeren Gestaltung etwas völlig Nationales und damit zugleich Originelles zu schaffen, gelang in jeder Hinsicht, daneben glückte aber auch vortrefflich die künstlerische Form, verbunden mit großer Übersichtlichkeit.

Bei der am 19. Juni stattgefundenen feierlichen Eröffnung, der das Königspaar, Prinz Ferdinand mit seiner Gemahlin und seinen Kindern, die Minister und Würdenträger, hohen Geistlichen, Senatoren, Offiziere usw. beiwohnten, hielt der Domänenminister die Eröffnungsrede, in der er ein Bild von den Verhältnissen des Landes zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts gab und Vergleiche mit der Gegenwart zog: „Das Werk der Regeneration hat erst an dem Tage einen mächtigen Aufschwung genommen, wo die Begründung einer Erbmonarchie dem Lande die Stabilität der Institutionen, dem Volke Ordnung und Sicherheit und den Bestrebungen des Herrschers Beharrlichkeit und Dauer gegeben hat. — Das rumänische Volk wurde weder in seinem Glauben, noch in seiner Hoffnung getäuscht, und wenn wir heute nach 40 Jahren der Herrschaft Ew. Majestät die Blicke nach rückwärts wenden und sehen, woher wir ausgegangen und wohin wir gelangt sind, können wir mit Vertrauen und Stolz in die Zukunft blicken."

Nach der sich anschließenden Rede des General-

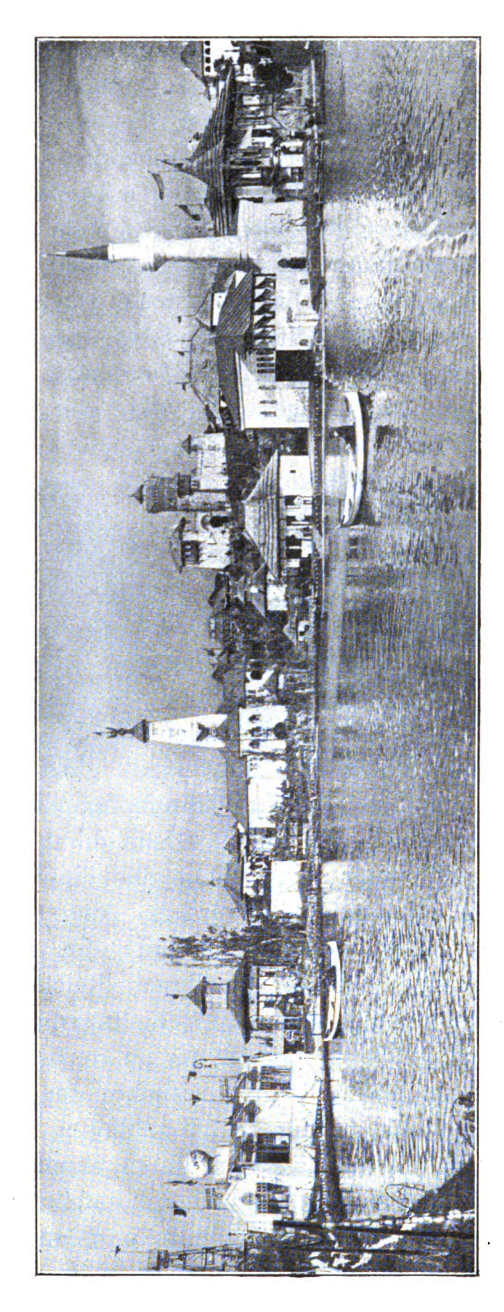


Nationale Jubiläums-Ausstellung in Bukarest (1906).

1. Turm des Fürsten Vlad der Pfähler. 2. Königlicher Pavillon. 3. Pavillon der Krondomänen. 4. Blick auf den Kunstpavillon. 5. Altes Bojarenhaus. 6. Römische Arena.

kommissars der Ausstellung ergriff der König das Wort, indem er zunächst den Vorrednern für ihre Wünsche und für die anerkennenden Rückblicke dankte, dann fortfahrend: „Ich begrüße mit tiefempfundener Freude unsere erste Nationale Ausstellung, dieses wahre Fest der rumänischen Arbeit, das eine würdige Krönung vierzigjähriger Kämpfe und Anstrengungen bildet. Mit Recht haben Sie die Erinnerung an die Legionäre Trajans und an die Einverleibung unseres Landes in das große römische Reich wachgerufen, denn dieses historische Ereignis beherrscht unser ganzes nationales Leben. Für Rumänien ist sein vornehmer Ursprung in Wahrheit ein Sporn und ein Schutz gewesen. Dieses Erwachen des Rassenbewußtseins, das sich in den kriegerischen Tugenden der Rumänen und in dem jahrhundertelangen Streben nach einem Eigenleben kundgegeben hat, hat seine endgültige Weihe in dem unabhängigen rumänischen Königreich gefunden. Nach dem Siege auf dem Schlachtfelde war es natürlich, daß wir uns über die erzielten Errungenschaften auf dem Gebiete des friedlichen Kampfes Rechnung legen, um zu wissen, was wir erreicht haben, und insbesondere, was uns noch zu tun erübrigt, um auf sicheren und fruchtbringenden Wegen der wirtschaftlichen Unabhängigkeit entgegenzugehen. Diese schöne Ausstellung, in der sich alle Errungenschaften der Kultur und der nationalen Arbeit von der traditionellen Arbeit am Pfluge bis zu den jüngsten Schöpfungen des Kleingewerbes und der Großindustrie widerspiegeln, wird uns klar die Fortschritte zeigen, die in diesem kurzen Zeitraum seit der Epoche, in der wir unsere Anstrengungen auf eine verständnisvollere Verwertung unserer Hilfsmittel richteten, erzielt wurden. Jene allein, die unsere wirtschaftlichen Verhältnisse seit vierzig Jahren kennen, werden ein gerechtes Urteil über die wunderbare Umwandlung fällen können, die sich auf dem Gebiet der Landwirtschaft und der Industrie und ganz besonders auf dem

Felde der Verkehrsmittel vollzogen hat. Die auf letzterem Gebiet, dank dem Bau der Eisenbahnen, herbeigeführte Verbesserung hat unsere Getreideausfuhr verfünffacht und in gleichem Maße auch den nationalen Reichtum vermehrt. Obwohl unsere Industrie sich noch in wachsender Entwicklung befindet, hat sie bereits einen erfreulichen Aufschwung genommen, der erwarten läßt, daß wir einen großen Teil unserer Bedürfnisse decken werden können. Wir dürfen demnach



Blick auf einen Teil der Nationalen Jubiläums-Ausstellung in Bukarest vom See aus.

stolz sein auf diesen großen Schritt nach vorwärts, der ein sympathisches Echo selbst außerhalb unserer Grenzen in jenen Ländern geweckt hat, die uns die Ehre erwiesen haben, an unserem Feste teilzunehmen. Vergessen wir jedoch nicht, den Tribut unserer Dankbarkeit auch den Staatsmännern zu zollen, die das Volk auf dieser fruchtbringenden Bahn geführt haben, indem sie auch auf dem wirtschaftlichen Gebiet die stolze Devise: „Alles durch uns selbst!" zur Geltung brachten. Insbesondere spreche ich meine aufrichtigsten Glückwünsche und meinen lebhaftesten Dank jenen aus, die, von unerschütterlicher Zuversicht und Arbeitsfreudigkeit beseelt, ihre Bemühungen dieser ersten Kundgebung des nationalen Fortschrittes gewidmet haben."

Das Ziel, das man sich bei Veranstaltung der Ausstellung gesetzt: zu zeigen, was Rumänien in den letzten vierzig Jahren auf allen Gebieten geleistet, ward in jeder Hinsicht erreicht. Der wirtschaftliche Erfolg war ein bedeutender und nicht minder der politische und moralische; von nah und fern, aus allen Weltgegenden, waren die Rumänen nach der Hauptstadt gekommen, mit Stolz erfüllt darüber, welche Umwandlungen binnen wenigen Jahrzehnten Land und Residenz durchgemacht und wie hell und stark der Klang des einst vielgeschmähten Wortes „Rumänien" geworden. Aber auch das Ausland hatte zahllose Besucher gesandt, die mit Überraschung wahrnahmen, wieviel in diesem Reiche an der Donau geleistet worden von ernster Kulturarbeit.

In der Thronrede, mit der im Herbst die Deputiertenkammern eröffnet wurde, drückte der König seinen innigsten Dank aus für all die zahllosen Beweise der Liebe und Treue, die man ihm in so überreicher Fülle dargebracht, auch der Nationalen Ausstellung gedenkend, die einen so glänzenden Erfolg hatte und den Beweis erbrachte, daß die vierzigjährige Arbeit keine vergebliche ge-

wesen. Des Ferneren wurde des günstigen Standes der Finanzen gedacht, die beim Rechnungsjahre 1905/06 mit einem Überschuß von 45 Millionen abschlossen, und Gesetze angekündigt, die das Los der ärmeren Klassen erleichtern sollen, ferner Verbesserungen der Universitäten und Spitäler, die Unabsetzbarkeit der Richter erster Instanz sowie weitere Erstarkung des Heeres betreffen.

Die Anstrengungen der Jubiläumsfeierlichkeiten hatten die sowieso noch nicht ganz gefestet gewesene Gesundheit des Königs doch erschüttert, und er, der Unermüdliche, mußte sich im Herbst und Winter große Schonung auf-



Medaille auf die Nationale Jubiläums-Ausstellung (1906).

erlegen, auf das hingebendste gepflegt von seiner Gemahlin, die, gelegentlich einer falschen Zeitungsnachricht, am Ausgang des Jahres in liebevollen Worten von der bewundernswerten Geduld des teuren Gemahls und von der allmählichen Genesung berichtete: „Wie konnte man das nur einen Augenblick glauben, daß der Mann von Eisen nicht mit derselben Willensstärke das Ungemach langer Krankheit ertragen würde, die er allen Schwankungen seines wechselvollen Lebens entgegengesetzt hat! Wie oft habe ich auf ihn Bürgers Worte angewandt: „Dem Kaiser ward's sauer bei Hitz' und bei Kälte, oft schlief er gepanzert im Kriegeszelte, oft hatt' er kaum Wasser bei

Schwarzbrot und Wurst, und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.“ Wer bei der Ausstellung das kleine Haus besucht hat, das er während des ganzen Krieges zusammen mit Ratten, Mäusen, Rauch, Schnee und Eis bewohnt hat, der wird finden, daß ich nicht übertreibe. Seine Geduld ist auch jetzt geradezu heroisch. Auch jetzt, wo der stark arbeitende Mann zum Liegen verurteilt ist, zum Nichtstun, gerade vor der Kammereröffnung, wo sonst alle Fragen auf ihn einstürzen, und er den Mut haben muß, nicht einmal zu erfahren, wie es geht, ist seine Liebenswürdigkeit nicht einen Augenblick geringer geworden! — — Geduld ist Mut im Schmelzzustande des Hochofens, und er gießt sich in viele Formen. Wie sollte der Mann der eisernen Geduld sich nicht in dieser Prüfung bewähren? Ich habe nie einen besseren Kranken gehabt als den König, und ich habe sehr viel gepflegt in meinem Leben!“

Die Königin erzählt dann, daß dank der strengen Befolgung der ärztlichen Vorschriften seitens des Königs die Schmerzen allmählich aufgehört haben und in den Nächten sich Ruhe einstellt: „Den ganzen Tag bringen wir mit Lesen zu. Alle Tische sind voll Bücher, es ist nur schwer, eines zu finden, das er noch nicht gelesen hat. Da ich die Gabe habe, stundenlang ohne Ermüdung vorlesen zu können, so haben wir ein sehr interessantes Leben. Besonders Memoiren aus allen Zeiten, von allen Färbungen und allen Federn bereichern die geschichtlichen Kenntnisse, auf die der König als Staatsmann den allergrößten Wert legt. Er sagt immer: „Politik ist gelebte Geschichte, und alles wiederholt sich in der Welt. Wenn man liest, so sieht man, daß die Völker immer dieselben bleiben und sich durch alle Zeiten gleich benehmen.“ Schade, daß niemand in den Frieden und die Harmonie dieses Krankenzimmers hineinblicken kann! Unseres Sonnenlands November ist ein wundervoller Monat, und sonndurchströmt ist unser großes Schlafzimmer mit seiner Nußbaumholz-

vertäfelung in reicher Schnitzerei. Die Innenfenster, auf denen das Märchen von den sieben Raben und der treuen Schwester nach Schwind angebracht ist, stehen offen und lassen die Sonne all das Holz vergolden. In den Nebenzimmern stehen alle Fenster offen, so daß die Luft rein und frisch bleibt und Heiterkeit alles erhellt. Die andern Frauen fragen mich oft lächelnd, ob es mir nicht neben all der Sorge doch ein bißchen Freude macht, auch einmal einen Gatten zu haben, ein Glück, das in dieser vielarbeitenden Zeit uns Frauen nur durch die Krankheit unserer Männer zuteil werden kann!"

In allen Bevölkerungsschichten des Landes wie auch außerhalb der Grenzen Rumäniens verfolgte man mit banger Sorge die wechselnden Nachrichten über das Befinden des Herrschers und atmete freudig auf, als sich allmählich eine endgültige Besserung einstellte.

Monate hindurch hatte Königin Elisabeth nur ihrem Gemahl gelebt, jetzt konnte sie sich auch wieder ihren Pflichten als Königin widmen, regen Anteil nehmend an der Pflege der Armen, Betrübten, Hilflosen und von neuem unermüdlich tätig für ihr jüngstes großes Liebeswerk, die Blindenstiftung „Vatra Luminoasa" — „Der leuchtende Herd" — die sie im Sommer jenes Jahres ins Leben gerufen, damals in engem Kreise mit hinreißenden Worten ihr Ziel entwickelnd, nachdem sie erwähnt, daß es in Rumänien an 30 000 Blinde gibt. Voll innerer Begeisterung sprach sie bewegt von ihrem Hoffen und Sehnen, jenen Ärmsten unter den Armen helfend zu nahen, nicht mit Almosen sie unterstützend, sondern sie zur Arbeit erziehend und ihnen lohnende Beschäftigung gewährend, damit sie über die langen, bangen Stunden hinwegkommen und sich ihr Brot selbst verdienen sollen. Wie hell und freudig drangen da die Worte von den beredten Lippen und wie spiegelte sich auf dem gütigen, noch so jugendfrischen Gesicht der Königin die eigene frohe Bewegung: „Ja,

eine ganze Blindenstadt soll erstehen, langsam, allmählich. Und ich will die Armen so reich machen, daß die geistig Beanlagten Zeit zum Lernen gewinnen, die Musikalischen Künstler werden können, wir wollen Theateraufführungen und Konzerte veranstalten, unsere Blindenstadt soll sehr hell und heiter werden, und darum will ich sie „Vatra

Durch die Blinden
soll das Vaterlandlicht
hell werden, das über
die Erde leuchten
wird im Strahlen
der Ewigkeit!

Elisabeth

2. März 1907

Luminoasa“ nennen, „Der leuchtende Herd!““ — Und es war, als ob sich die Begeisterung der Königin Vielen, Vielen mitgeteilt, denn auf das reichlichste flossen von allen Seiten und von allen Erdteilen die Gaben und ermöglichten es der Herrscherin, schon in kürzester Frist die blühenden Anfänge ihres Lieblingsplanes erfüllt zu sehen.

Zur Jahreswende konnte der König abermals ein seltenes Jubiläum begehen, seine fünfzigjährige Zuge-

hörigkeit zur preußischen Armee, denn fünf Dezennien waren am 1. Januar 1907 verstrichen seit dem Tage, an dem der junge Prinz Karl von Hohenzollern als Sekondeleutnant à la suite dem damaligen Garde-Artillerieregiment in Berlin eingereiht worden. Kaiser Wilhelm drückte in einem sehr warm und herzlich gehaltenen Schreiben dem König seine innigsten Glückwünsche aus, ihm mitteilend, daß das 1. Hannoversche Dragonerregiment No. 9, dessen Chef der König seit 27 Jahren ist, fortan den Namen: „Dragonerregiment König Karl I. von Rumänien (1. Hannoversches No. 9)" führen würde. Abordnungen dieses wie des 1. Garde-Feldartillerieregiments, in dessen Rangliste der Name des Königs unmittelbar auf den des Kaisers folgt, brachten persönlich dem Herrscher die Glückwünsche der beiden Regimenter wie des preußischen Heeres dar. Freudig bedankte sich hierfür der König bei dem zu Ehren dieser Deputationen im Bukarester Palais gegebenen Diner in dem Trinkspruch auf Kaiser Wilhelm, die Kameraden herzlich begrüßend: „Seien Sie willkommen in unserer Mitte! Mit Stolz und Befriedigung kann ich den Blick auf dieses von großen Ereignissen und ruhmreichen Kriegen erfüllt gewesene Halbjahrhundert zurückwerfen, in die Zeit, als ich das Glück hatte, beim Anfang dieser großen Epoche, besonders in dem dänischen Kriege im Jahre 1864, meine ersten militärischen Kenntnisse in der Artillerie und in der Kavallerie zu erwerben. Die Kenntnisse, die ich damals bei diesen beiden Waffen gewann, die sich in blutigen Kriegen unsterblichen Ruf erwarben, haben nach Jahren dazu beigetragen, meine junge Armee zum Siege zu führen. Mit besonderer Dankbarkeit erinnere ich mich dieser fernen Vergangenheit, als zwischen mir und der preußischen Armee diese engen Bande geknüpft wurden, die noch heute bestehen und unerschüttert auch in Zukunft bestehen werden. Die Verleihung meines Namens an das 9. Dra-

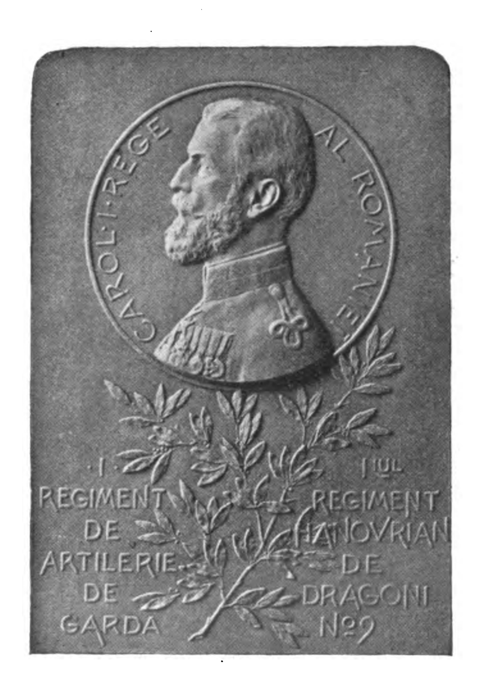
gonerregiment ist eine Auszeichnung, die mich mit Stolz erfüllt und in mir das Gefühl des wärmsten Dankes erweckt. Dieselben Gefühle bringe ich auch zum Ausdruck für die schöne Gabe des 1. Garde-Feldartillerieregiments, an der sich auch Ihr erhabener Herrscher so liebenswürdig beteiligt hat. Mit warmen Wünschen für das erhabene Kaiserpaar erhebe ich mein Glas auf das Wohl Seiner Majestät, auf das Wohl seiner tapferen Armee und auf das Wohl meiner lieben Regimenter, die auf meine freundschaftlichen Gefühle stets zählen können. Es lebe Seine Majestät, der Kaiser und König Wilhelm II.!"



Plakette auf das 50jährige Militär-Jubiläum König Karls (Revers).

Schwere Tage brachen mit dem Frühling des Jahres 1907 über Rumänien herein. In der oberen Moldau begann Mitte März eine Bewegung in den Bauernkreisen, die sich zunächst gegen die Juden in den Landstädten richtete, sehr bald aber einen völlig agrarischen Charakter annahm, so daß auch die Häuser und Getreidemagazine der Gutspächter geplündert wurden, bis die Truppen mit verhältnismäßig geringen Opfern die Ruhe wiederherstellten. Alsbald aber griff die Bewegung auch nach der Walachei über und artete an verschiedenen Stellen zu

einer völligen Revolte aus. Die Bauern rotteten sich zusammen, gestärkt und noch mehr aufgewiegelt durch unzufriedene Elemente, die sich überall dort einfinden, wo es gärt und brodelt; viele Gutssitze und Getreidevorräte gingen in Flammen auf, eine Anzahl von Gutsbesitzern und Pächtern wurde getötet, in einzelnen Distrikten, Ortschaften und kleineren Städten herrschte völlige Anarchie. Mit großer Energie griff das sofort zahlreich aufgebotene Militär ein. Ende März war der Aufstand, der, wie später nachgewiesen, von revolutionären Hetzern vorbereitet und geschürt worden war, niedergeschlagen, er hatte schwere Opfer an Blut und Gut gefordert.



Plakette auf das 50 jährige Militär-Jubiläum König Karls. (Von Tony Szirmai).

Die Ursachen der ursprünglichen Bewegung sind in der ungünstigen Lage des rumänischen Bauernstandes zu suchen. Zwar ist innerhalb der letzten Jahrzehnte der Nationalwohlstand Rumäniens außerordentlich gestiegen und hat auch die Landwirtschaft einen ungeahnten Aufschwung genommen, aber letzterer kam nur zu geringem Teile den Bauern zugute, die unter den ungünstigen Pachtverhältnissen und den von den Großgrundbesitzern verfügten harten Bedingungen zu leiden haben, zumal der

Großgrundbesitz eine ausschlaggebende Rolle spielt. Sehr gering ist den großen Gütern gegenüber die den Bauern gehörende Bodenfläche, ein mittlerer Besitz fehlt fast gänzlich, für die Kleinbauern reicht aber in den meisten Fällen der ihnen verfügbare Boden kaum zum Unterhalt aus, besonders da ihm zur rationellen Bewirtschaftung das anspornende Beispiel fehlt. Wo letzteres der Fall ist und wo man auch sonst für die ländliche Bevölkerung in moralischer und sozialer Weise Sorge getragen, fand die Bewegung keinen Nährstoff, so auf sämtlichen Krondomänen.

Die traurigen Ereignisse veranlaßten, noch ehe der März zu Ende ging, das konservative Ministerium Cantacuzino, seine Entlassung zu geben, es wurde durch ein liberales Kabinett ersetzt, an dessen Spitze als Ministerpräsident Demeter Sturdza trat, der schon oft in gefahrdrohenden Stunden mit festen und geschickten Händen die Zügel der Regierung ergriffen, ein treuer Berater des Königs, dem er seit vierzig Jahren stets als ganzer Mann in Freud und Leid treu zur Seite gestanden.

König Karl erwies sich in dieser gefahrdrohenden Zeit nicht nur als sicherer Hüter der Ordnung und Ruhe, er, der sonst streng die parlamentarische Regierungsform geachtet, griff auch direkt ein mit einem an das Volk gerichteten Manifest, das den Entwurf einer großen Agrarreform entwickelt und nicht zurückschreckt vor tiefeingreifenden Änderungen der bestehenden Rechtsverhältnisse. Die unter dem 27. März in Bukarest erlassene, von den Ministern unterzeichnete Proklamation lautete: „Der König hat genehmigt, daß folgende Maßnahmen unverzüglich getroffen werden: Abschaffung der im Gesetz, betreffend die Versicherung gegen Mißernten vorgesehenen Taxe per 5 Francs, Aufhebung der Taxe auf den Dekaliter Wein. Die Bemessung der Grundsteuer des kleinen bäuerlichen Grundbesitzes soll auf derselben Grundlage erfolgen, wie diejenige des Großgrundbesitzes. Die staatlichen Län-

dereien und Unternehmungen sollen auf Staatskosten betrieben, beziehungsweise den Landleuten in Pacht gegeben werden. Es werden Maßnahmen getroffen werden zur Konsolidierung der Volksbanken, damit diese den Bauern zu Hilfe kommen und so ihre wirtschaftliche Lage festigen. Die genaue Abgrenzung der den Bauern überlassenen Grundstücke soll überwacht und die Verletzung der Gesetze in strengster Weise geahndet werden. — Um die Pachtverträge weniger drückend zu gestalten, wird ein Gesetzentwurf ausgearbeitet werden. Die Pacht für Ackerland, welche gegen Bezahlung an Geld abgeschlossen wurde, wird in klingender Münze zu zahlen sein. Die Pachtverträge werden Bestimmungen über das Ausmaß und die Art der von den Bauern zu leistenden Arbeit enthalten. Die Bezahlung der Arbeit wird nach den in der jeweiligen Arbeitsperiode üblichen Preisen erfolgen. Die Summe der Arbeit, zu der sich ein Familienhaupt verpflichtet, darf seine physischen Kräfte nicht übersteigen. Für den Bauern gewährte Vorschüsse werden höchstens 10 Prozent jährlich an Interessen berechnet werden dürfen. Die Lasten müssen stets in einem bestimmten Verhältnis zur Zahl der jedem Bauern überlassenen Hektar Boden stehen. — Die Bauern werden auf verpachteten Grundstücken für Äcker, die ihnen in Afterpacht gegeben wurden, höchstens ein Drittel des vertragsmäßig festgestellten Preises zu zahlen haben. In einem weiteren Gesetze wird die Bestimmung enthalten sein, daß kein Pächter oder keine Vereinigung von Pächtern mehr als zwei Güter im Gesamtausmaß von 4000 Hektar besitzen darf, gleichgültig, ob die Verpachtung direkt oder indirekt durch Verwandte oder Zwischenpersonen erfolgte. Das Gesetz wird Sonderverwaltungen ins Leben rufen, denen die gewissenhafte Durchführung der Gesetze, betreffend die Regelung der Pachtverträge, obliegen wird. Weiters wird ein Gesetz zur Errichtung

einer landwirtschaftlichen Kasse vorbereitet, die den Bauern die Bezahlung des Pachtgeldes und den Ankauf von Boden erleichtern soll. — All diese Maßnahmen durchzuführen, ist der ernste Wille des Königs und seiner Regierung. — In diesen Tagen des allgemeinen Leidens wenden wir uns an alle Rumänen ohne Unterschied des Standes und ihrer sozialen Stellung mit der Bitte, uns jede mögliche Unterstützung zu leihen und mitzuwirken an der Wiederherstellung der Ruhe und der auf Gerechtigkeit gegründeten Ordnung. Wir müssen die beginnende landwirtschaftliche Arbeit mit Vertrauen in die Zukunft ruhig und fruchtbringend antreten. Unruhen können nur Hunger und Verarmung im Gefolge haben. Die Regierung wird alles aufbieten, damit die Gesetze auf das peinlichste befolgt werden und Ungerechtigkeit und Bedrückung aus der Welt geschafft werden. Aber sie ist gleichzeitig entschlossen, die Unruhen engergisch zu unterdrücken und diejenigen strenge zu bestrafen, die aus den Verheerungen Vorteil zu ziehen suchen."

Der Herrscher zeigte sich auch hier wieder auf der Höhe der Lage, indem er — wie er es selbst zu einem Vertrauten ausgedrückt — „mit gleicher Sorge über dem Schutze der Armen wie über der Sicherheit der Reichen wacht." Und aus dem Munde eines seiner getreuen Mitarbeiter vernahm man, wie der König das Verhältnis zwischen den Bürgern des Staates auffaßt: „Es ist gerecht, daß der Staat bei Transaktionen zwischen Bürgern interveniere, wenn diese Abmachungen den Schwachen zu unterdrücken drohen. Höher noch als die Freiheit der Abmachungen steht das heilige Recht der Gleichheit und der Existenz jedes einzelnen Menschen, ohne welche man sich nichts Dauerhaftes vorstellen kann." — Der Armee dankte der König durch einen Tagesbefehl dafür, daß sie unter schwierigen Verhältnissen die Ordnung wiederhergestellt und ohne Zögern ihre Pflicht erfüllte:

„In fünf Tagen ist die Armee auf die Zahl von 140 000 Mann gestiegen. Die schnelle Mobilisierung und die in voller Ordnung und ungesäumt erfolgte Dislozierung der Truppen sind eine mächtige Bürgschaft dafür, daß die Armee jederzeit imstande sein wird, jeder Gefahr, die den Staat bedroht, stand zu halten. Das Land verdankt der Armee und ihrer entschiedenen Haltung, daß ein großes Unglück beseitigt und die Ordnung in kurzer Zeit wiederhergestellt wurde. Ihr hattet eine schwere Pflicht zu erfüllen; dort aber, wo Mord, Brandstiftung und Raub ist, muß das Vermögen der Bürger und die Ordnung um jeden Preis geschützt werden. Ich danke euch aus vollem Herzen und blicke mit Liebe und unbegrenztem Vertrauen auf meine teure Armee, die sich stets auf der Höhe ihrer Aufgabe gezeigt hat, wenn die Gefahr den Bestand unsers teuern Landes bedrohte."

Seinem gütigen Herzen folgte der König, indem er wenige Monate später eine Amnestie erließ, durch welche all die, die anläßlich der Bauernunruhen als Aufrührer und Aufwiegler sowie überhaupt wegen politischer Vergehen unter Anklage gestellt und in Untersuchungshaft gezogen wurden, die Freiheit erhielten. Die aus Anlaß dieser Vergehen bereits Verurteilten wurden begnadigt. Von der Amnestie ausgenommen wurden nur die als gemeine Mörder unter Anklage gestellten, im ganzen 180 von nahezu 8000 in Haft Befindlichen, ferner die Geistlichen, Lehrer, Garnisonchefs und Primare, die wegen Aufruhrs oder Aufwiegelung angeklagt worden waren.

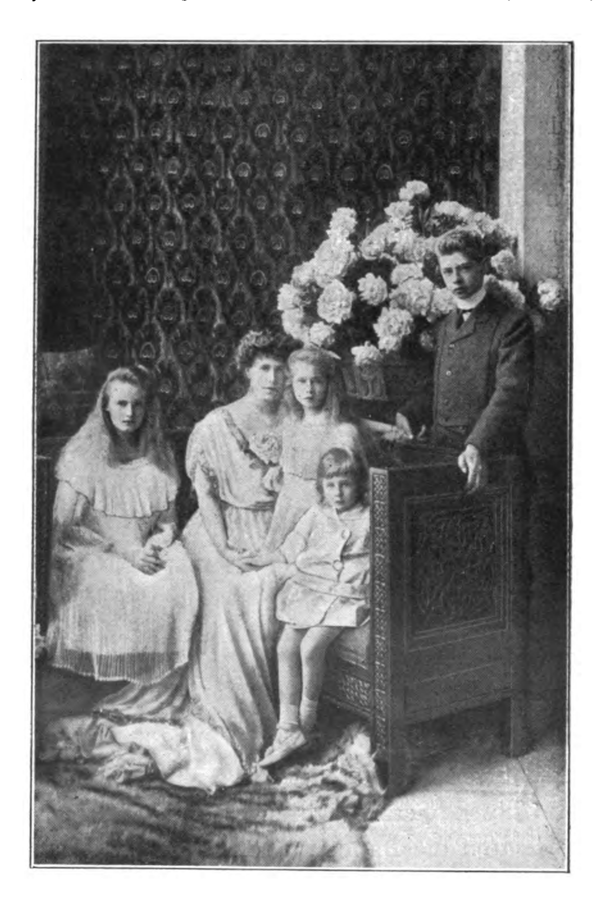
Durch die sich überstürzenden Erregungen war von neuem die Gesundheit des Königs erschüttert worden, er verlebte den Frühling und einen Teil des Sommers in Sinaia, dann die deutsche Heimat besuchend, sich einige Zeit in dem idyllischen Krauchenwies aufhaltend, wo er schon oft zuvor Einkehr gehalten und auch diesmal wieder die ersehnte Erholung fand. Neu gestärkt kehrte der

Herrscher im Herbst, nachdem er auf der Rückreise in Wien eine Zusammenkunft mit Kaiser Franz Josef und eingehende Besprechungen mit dessen wichtigsten Ratgebern gehabt, nach Rumänien zurück, Anfang Oktober den großen Manövern beiwohnend, die zum ersten Male in der Dobrudscha stattfanden.

Zeigte sich hier die Landmacht schwierigsten Aufgaben gewachsen, so erfuhr in diesen ersten Oktobertagen das Bestreben des Königs, auch die rumänische Seemacht mehr und mehr zu stärken, eine wichtige Verwirklichung, indem in Galatz in Gegenwart des Königspaares, der Prinzessin Maria mit dem Prinzen Carol und der Prinzessin Elisabeth sowie vieler Minister und Generale, zwölf neue Kriegsschiffe von vollkommenem Typus und großer Schnelligkeit, welche die Namen von vier großen Staatsmännern und acht tapferen, für das Vaterland gefallenen Offizieren tragen, vom Stapel liefen. Auf die Rede des Kriegsministers erwiderte der König, daß die rumänische Marine klein war, aber allmählich wuchs und zu dem wurde, was sie heute ist. Und so werde sie allmählich auf jene Höhe gelangen, die das Land wünscht, da die kommerzielle Entwicklung desselben sodann einer guten Stütze bedürfe. Der König drückte seine Befriedigung darüber aus, daß das Reich in fortschreitender Entwicklung begriffen sei und daß es, indem es diese Schiffe den rumänischen Matrosen anvertraue, sicher sei, daß sie es verstehen werden, im Ernstfalle die Hoffnungen zu erfüllen, die man auf sie setze.

Auch bei dieser Gelegenheit durfte König Karl mit aufrichtiger Genugtuung der früheren Zeit gedenken und der heutigen, in der Rumänien seinen festgesicherten Platz unter den Staaten eingenommen. Welche Vergleiche lassen sich ziehen zwischen dem Einst und dem Jetzt! Alles ist seit jenem gedenkreichen 22. Mai 1866 einem Wechsel unterworfen gewesen, nur König Karl blieb in seinem Charakter und Wesen derselbe, blieb sich stets

getreu, ein edler und vornehmer Mensch, den man lieben und verehren muß, an sich die strengsten Anforderungen stellend, hochherzig in seinen Handlungen, gütig und



Prinzessin Maria mit ihren Kindern.

freundlich in seinem Sichgeben, von lebhaftem Interesse für künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen, den Genius verehrend, wo er ihm entgegentritt, alles Kleinliche verachtend, dankbaren und mitfühlenden Herzens, seinen Feinden vergebend und seine Freunde schätzend, eine in

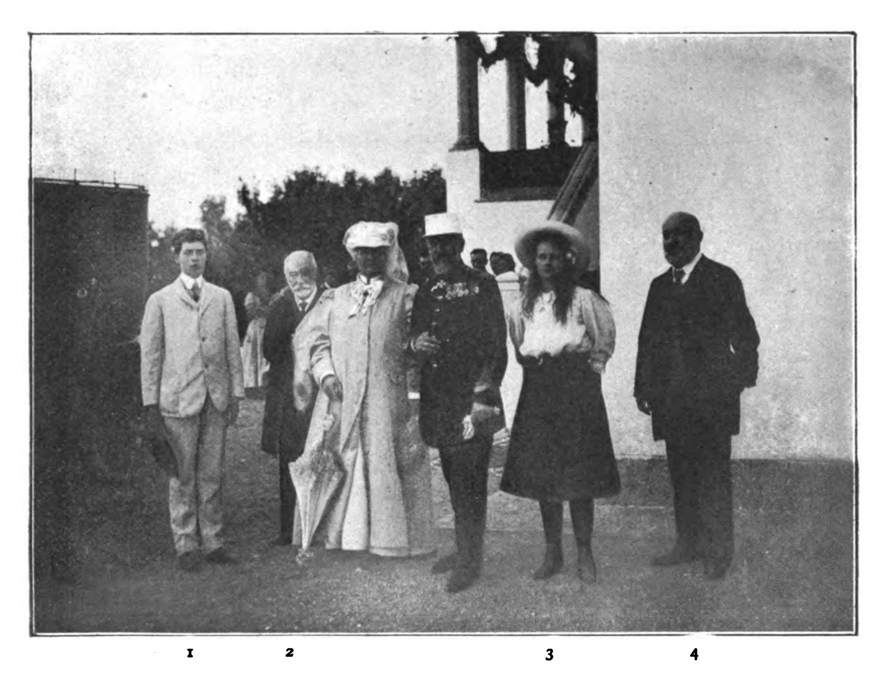
sich abgeklärte und gefestete Natur, immer und immer nur mit dem einen großen Ziel: das Vaterland! —

Und was einst der große Deutsche in Weimar von seinem Fürsten, dem Großherzog Karl Alexander, gesagt, die Rumänen können es wörtlich auf ihren Herrscher anwenden: „Für sich persönlich, was hatte er denn von seinem Fürstenstande als Last und Mühe! Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? . . . Wir werden hoffentlich den Tag feiern, an welchem der Großherzog seit 50 Jahren regiert und geherrscht hat. Allein, wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter als ein beständiges Dienen! Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohle seines Volkes?"

Dem rumänischen Volke galt immerdar das ganze Leben und Streben des Königs. Trotz vieler Hemmnisse und Stockungen, die man ihm in den Weg gelegt, den er sich vorgeschrieben und den er mit eiserner Energie geschritten, hat König Karl nie an seinem Volke gezweifelt, treu und innig klangen die Worte in der Thronrede des Jubiläumsjahres: „Beim Rückblick auf den zurückgelegten Weg liegt mir nochmals daran, zu konstatieren, daß das rumänische Volk bei der Arbeit, die ich ihm gewidmet habe, in schweren wie in glücklichen Zeiten mir mit unerschütterlicher Treue und Liebe beigestanden ist, so daß in diesen vierzig Jahren, Stunde um Stunde, sich für ewige Zeiten die Bande zwischen meiner Dynastie und der rumänischen Nation geschlossen haben."

Offen liegt das Buch des Lebens König Karls vor uns. Es enthält manch Blatt mit trüben Erfahrungen und bitteren Erlebnissen, aber der König verweilt nicht dabei, wenn er zurückblättert: „Unser Leben ist doch sehr reich und sehr schön gewesen!" sagte er zur Königin, als beide die letzte Donaufahrt beendet. Dankbarkeit und Anhänglichkeit, Anerkennung und Treue gehören zu den

Grundzügen seines Wesens. „Das Schönste, was der liebe Gott in den Menschen hineingelegt hat, ist doch die Treue“, hatte er dereinst, in jüngeren Jahren, an den deutschen Kronprinzen geschrieben aus dem vollen Empfinden seines reichen Herzens heraus.



1 2 3 4

Besuch des Königspaares auf der Krondomäne Cocioc (Juni 1907).
1. Prinz Carol. 2. Ministerpräsident D. Sturdza. 3. Prinzessin Elisabeta. 4. Administrator der Krondomänen J. Kalindéro.

So spricht nur ein Fürst, der beseelt ist von der reinsten Menschenliebe, erfüllt von edelstem Wohlwollen, der im Planen und Handeln stets nur das Beste will, den höchsten und reinsten Zielen nachstrebend.

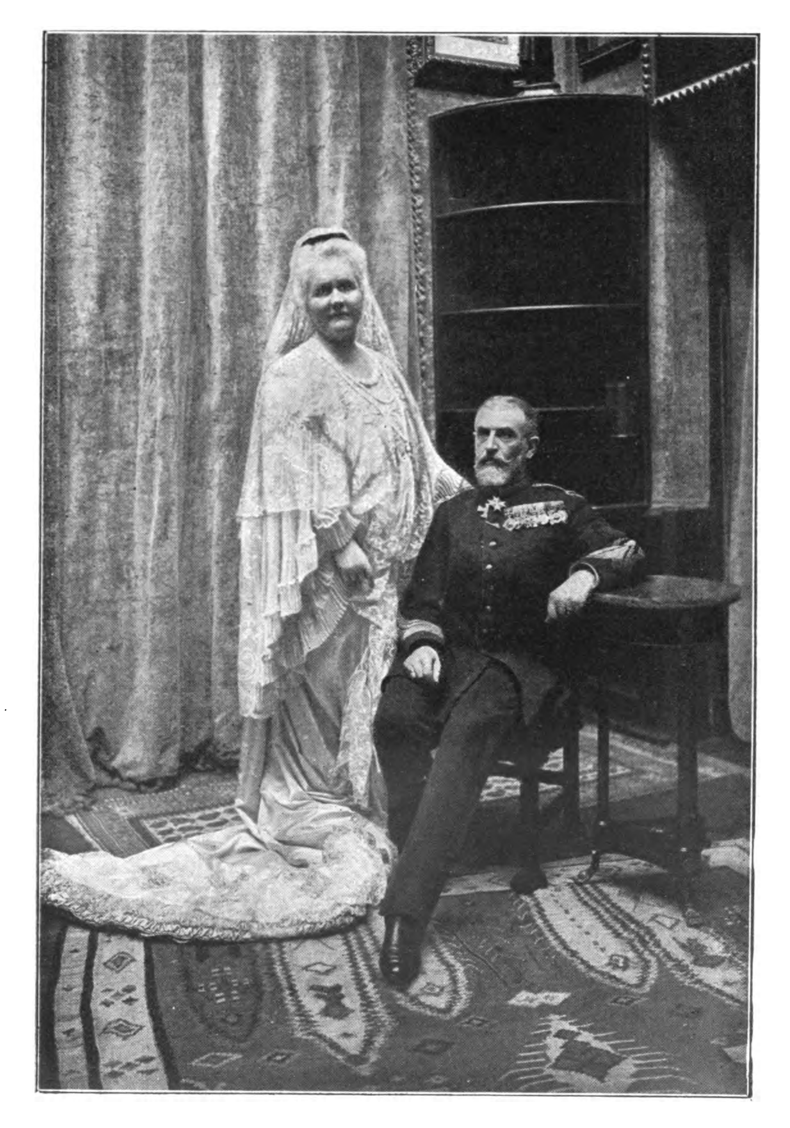
Klar und wahr, wie in seinem persönlichen Sichgeben, war der König auch stets in seinem politischen Wirken. Hier ergänzte sich das harmonische Gleichmaß seines

Wesens, er überstürzte nichts, er überlegte alles reiflich, dann erst handelte er, aber was er sich vorgenommen und als gut erkannt, das führte er auch im rechten Streben auf das vorgesetzte Ziel aus, nie fremden Einflüssen unterliegend, nie Zugeständnisse gegen seine Überzeugung machend. Stets wußte er klug Maß zu halten in politischen Dingen, in geeigneter Stunde griff er fest zu, unermüdlich tätig im Frieden und stets voran im Kriege, den bewährten politischen Ratgebern freie Hand lassend in allen Fragen, die dem Lande frommen, stets sich auf den Boden der Verfassung stellend, falls nicht besondere Ereignisse ein tatkräftiges Hervortreten erforderten, auf alles, was Tag und Lage bringen, mit ernster Vorurteilslosigkeit eingehend, mit Zurücksetzung aller persönlichen Interessen, ohne Wanken und Schwanken nur einzig an das Gemeinwohl denkend, der erste Diener des Staates.

Wie als erster Diener des Staates, so als erster Bürger dem Volke ein leuchtendes Vorbild: pflichttreu und arbeitsfreudig, jeglichem Hochmut fern und jeglichem falschen Prunk, mit vollster Achtung vor der Tätigkeit der andern, das Leben auffassend als ein Feld segensvollen Wirkens für die Mitmenschen und darüber hinaus für die kommenden Geschlechter, über allen Bitternissen, die ja niemandem erspart bleiben, seine Ideale nicht verlierend, den Glauben an das Gute und Edle. Von tiefer Religiosität und von Reinheit der Sitten, ist er seiner Gemahlin der liebevollste Gatte und der treueste Freund, mit einem Herzen voll Güte und Liebe, das oft tiefes Weh empfinden mag ob des Leids und Unglücks, das sich nicht bannen läßt unter der Sonne, so goldig und strahlend diese auch scheint.

So wird König Karls Bild fortleben in der Geschichte des rumänischen Volkes und im Rahmen der Weltgeschichte.

„Es ist des Menschen Bestimmung, während seines kurzen Lebenslaufes für das Beste der Gesellschaft zu arbeiten, deren Teil er ausmacht.



Die Liebe kann nicht welken, wenn sie von göttlicher Sonne beschienen ist.

Sinaia 29. Sep. 1906

Carmen Sylva

Seit meinem Regierungsantritt verwandte ich alle von der Natur mir verliehenen Kräfte und meine schwachen Einsichten dazu, um den Staat, den ich zu beherrschen die Ehre hatte, glücklich und blühend zu machen. Gesetze und Gerechtigkeit herrschten unter mir, ich brachte Ordnung und Bestimmtheit in die Finanzen und erhielt das Heer in trefflichster Kriegszucht."

Diese Worte Friedrichs des Großen aus seinem Wirken voll von Mühe und Arbeit, aber auch von Erfolg und Ruhm geschöpft, diese gleichen Worte darf mit stolzer Genugtuung auch auf sein Leben anwenden König Karl, der Hohenzoller, der erste König der Rumänen!



Quellennachweis.

Aus dem Leben König Karls von Rumänien. 4 Bde. 1894/1900.

Nikopolis. 1396—1877—1902. Von Carol I., König von Rumänien. 1905.

Pelesch im Dienst. Von Carmen Sylva. 1888.

Rheintochters Donaufahrt. Von Carmen Sylva. 1905.

Bukarest. („Die Hauptstädte der Welt".) Von Carmen Sylva. 1900.

Aus dem Penatenwinkel. Von Carmen Sylva. 1907.

Aus meinem Leben und aus meiner Zeit. Von Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha.

Geschichte der orientalischen Angelegenheiten im Zeitraume des Pariser und des Berliner Friedens. Von Felix Bamberg. 1892.

Fürst Bismarck und Rußlands Orientpolitik. Von einem Dreibundfreundlichen Diplomaten. 1892.

Carmen Sylva. Eine Biographie von Mite Kremnitz. 1905.

Bukarest und Stambul. Skizzen aus Ungarn, Rumänien und der Türkei. Von Richard Kunisch. 1866.

Die Völker der unteren Donau und die orientalische Frage. Von Gustav Rasch. 1867.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern und die Bedeutung seiner Familie für die Zeitgeschichte. Von Dr. M. Schmitz.

Charles Ier, Roi de Roumanie. Chroniques, Actes, Documents. Publiés par Démètre A. Sturdza. 2 Bde. 1904.

Rumäniens Anteil am Kriege. Das Jahr 1877 und 1878. Von J. F. Vacarescu. Aus dem Rumänischen von Mite Kremnitz. 1888.

Die Hohenzollern in Rumänien. Eine historisch-politische Abhandlung von Dr. K. H. Zingeler.

Rumänien und der Vertrag von San Stefano. Von einem rumänischen Senator. 1888.

Erinnerungen aus der Walachei während der Besetzung durch die österreichischen Truppen in den Jahren 1854—1856. Von Alfons Grafen Wimpffen. 1878.

Bukarester Tageblatt.

Rumänischer Lloyd.

Druckfehler.

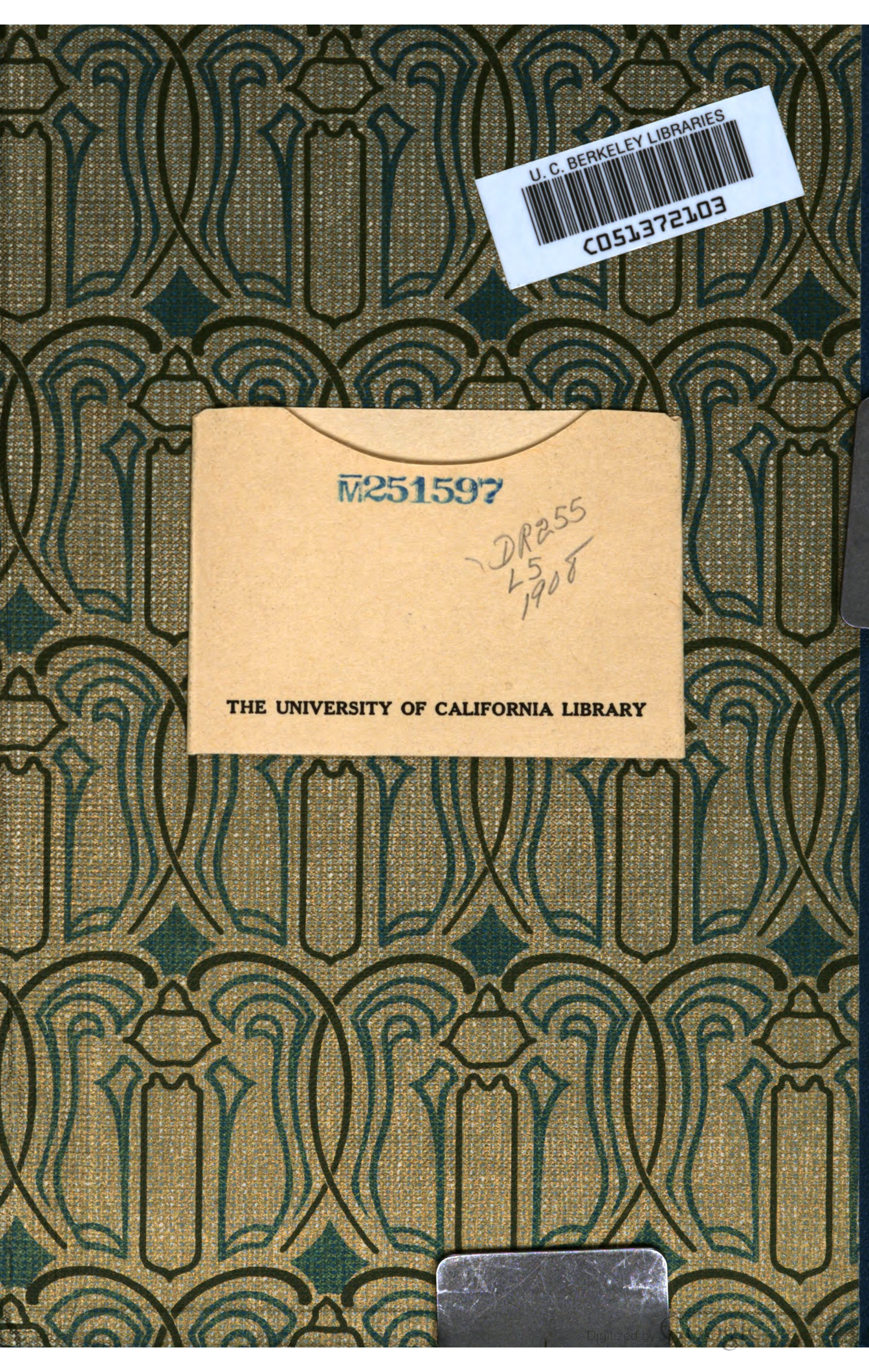
Seite	41,	Zeile 14	von unten,	lies:	Domni statt Domi.
,,	98,	,, 2	,, ,,	,,	400000000 Piaster statt 4000000.
,,	102,	,, 15	,, oben,	,,	3000 statt 30000.
,,	102,	,, 5	,, unten,	,,	Podu Mogosoie statt Podu Mogoscheu.





Druck von G. Bernstein in Berlin.




U. C. BERKELEY LIBRARIES
C051372103
M251597
DR255
L5
1908
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

